

BENARES.

50  
✓

Leupolt's

FRITZ STUCKERT  
not in KD  
144. — 115-17  
1846

# Erinnerungen

an das Missionswerk

in

Benares,

übersetzt und bearbeitet

von

Albert Oftertag.

---

Der Erlös dient zur Gründung eines Asyls für  
Missionskinder.

---

---

Basel, 1846.

Zu haben im Missionshaus  
und

in Bahnmaier's Buchhandlung (G. Detloff.)

ZW.

## V o r r e d e .

---

Indem ich diese Schrift den Freunden der Mission übergebe, habe ich nur Weniges ihr voranzuschicken.

Je mehr auf der einen Seite in öffentlichen Blättern Anklagen und Verdächtigungen gegen das Werk der Mission ausgesprochen werden, und je mehr auf der andern Seite die Theilnahme für dasselbe wächst, desto wichtiger ist es, aus dem Munde treuer und wahrhaftiger Zeugen den wirklichen Thatbestand zu vernehmen. Dabei ist es nicht mehr genug, daß die Mission nur im Allgemeinen zur Sprache komme; sondern je specieller ein einzelnes Missionsgebiet mit seinen eigenthümlichen Umständen und Erfahrungen vor den Augen der Christenheit dargestellt und beleuchtet wird, desto mehr Licht fällt davon auch auf das Ganze. Ueber Indien, dieses interessanteste Missionsgebiet der Gegenwart, ist in der letzten Zeit manches Lehrreiche geschrieben worden. Auch Leypolt tritt in die Reihe dieser Zeugen, und da sein lebendiges Wort, das einst unter uns die innigste Theilnahme für die Mission in Benares geweckt hat, nur Wenige erreichen konnte, so darf man hoffen, daß dieses schriftliche Zeugniß in weiterem Kreise denselben Erfolg haben werde. Besonders dürfte dieses Schriftchen für Missionsstunden eine reiche Fundgrube anregender und belehrender Mittheilungen sein.

Die Handschrift, die der theure Bruder mir zurückließ, habe ich nicht sowohl übersetzt, als vielmehr bearbeitet, indem, was er für England und seine Leser bestimmte, in einem verschiedenen Gewand für Deutschland auftreten mußte. Ich habe

#### IV

Manches, was von Indiens religiösen und sittlichen Zuständen darin gesagt ist, erweitert und vervollständigt, und dabei die besten Schriften, wie Coleman, v. Ritter, v. Orlich u. s. w. zu Rathe gezogen. Ich hoffe, daß ich dabei weder zu wenig, noch zu viel gethan habe. Daß im übrigen die Handschrift Leupolt's nach ihrem wesentlichen Inhalt und namentlich in ihrem rein historischen Theil unverändert gegeben wurde, ist natürlich.

Ich habe nur noch Eines hinzuzufügen. Der Erlös dieser Schrift ist für einen Missionszweck bestimmt, und zwar zunächst für einen ganz speciellen. Es gehört nemlich mit zu den schweren Prüfungen der theuern Missionarien, daß sie, wenn der Herr ihnen Kinder bescheert, dieselben meist frühzeitig in die europäische Heimath senden und fremden Händen überlassen müssen. Es leuchtet in die Augen, daß der moralische Einfluß heidnischer Ammen und Kindsmädchen, heidnischer Anschauungen und Umgebungen höchst nachtheilig auf die weichen und für Alles empfänglichen Herzen der Kinder wirken muß; auch ist begreiflich, daß der Missionsberuf es dem Vater und der Mutter fast unmöglich macht, den eigenen Kindern eine sorgfältige Pflege und Leitung zu widmen, zumal da das erschlassende und der Gesundheit der Europäer so nachtheilige Klima die Eltern oft frühe kränkeln macht. Dazu kommt aber nun noch die schmerzliche Erfahrung, daß in tropischen Ländern Kinder von Europäern meist im sechsten oder siebenten Jahre ihres Lebens schnell abwelken und sterben. Dieß Alles nöthigt die Missionsbrüder, ihre Kinder schon in zarter Jugend nach Europa zu senden, mag auch das Vater- und Mutterherz noch so sehr dagegen sich sträuben. Wohin aber sollen sie dieselben senden? Oft haben unsre Brüder keine Verwandten, denen sie ihr Kind anvertrauen können. In gewöhnliche Institute sie zu übergeben, hat seine großen Schwierigkeiten, wie leicht zu ermessen ist. Und nur selten ist es, daß einzelne Missionsfreunde sich entschließen können, solche Kinder in ihre Familien aufzunehmen. In der Brüdergemeinde ist nun längst schon für diese lieben Wesen, die bei Lebzeiten ihrer Eltern verwaist sind, dadurch gesorgt, daß eine besondere Erziehungsanstalt für Missionskinder in Kleinwelke gegründet wurde, worin schon mehr als 150 kleine Grönländer, Westindier,

Amerikaner und Afrikaner erzogen wurden. Aber die Kinder unsrer Basler Missionarien? Wohin sollen sie sich wenden?

Diese Frage hat den Herausgeber dieser Schrift veranlaßt, im Namen Gottes Hand ans Werk zu legen und ein Asyl zu bauen, wo zunächst die Töchterchen unsrer im Kampf stehenden Brüder eine freundliche Aufnahme und eine treue und liebende Pflege finden sollen. Die Bedingungen zur Aufnahme sind so gestellt, daß auch die dürftigen Missionsbrüder sich dieser Anstalt bedienen können. Um so weniger scheue ich mich, zu diesem Liebeswerk auch von andern Freunden Handreichung jeglicher Art anzunehmen, theils zur Bestreitung der Unkosten, theils zur Anlegung eines kleinen Fonds für die reiferen Jahre dieser Kinder. Denn das braucht ja nicht gesagt zu werden, daß unsre Brüder nicht im Stande sind, Capitalien zu sammeln für ihre Kinder.

Dieses Asyl für Missionskinder wird nicht aus den Geldern der Missionsgesellschaft zu Basel bestritten, sondern ist eine Privatsache, und soll auch nicht im leisesten Grad den Hülfquellen der eigentlichen Mission Abbruch thun. Wer für dasselbe etwas thun will, thue es nicht statt eines Beitrags für jene, sondern zu und außer demselben. Der etwaige Ertrag dieses Büchleins aber soll die erste Steuer sein für diesen Liebeszweck.

So ziehe es denn im Frieden hinaus und klopfe an vielen Herzen an mit der Frage, ob Jemand willig sein möchte, für die Noth der Heiden und für die Wohlfarth armer Missionskinder auch in Liebe etwas zu thun. Der Gott des Friedens aber segne das Büchlein auf seinem Gang, und schaffe daraus eine Frucht für die Ewigkeit nach Seinem Wohlgefallen.

A. D.



## I. Ein Besuch.

Es gehört mit zu dem Segen, den der Herr uns Missionsleuten in Basel bescheert, daß wir von Zeit zu Zeit theure liebe Besuche haben. Ein jeder Besuch, den man auf die rechte Weise empfängt und sich zu Nuze macht, kann Einem etwas zu denken und zu lernen geben. Ist doch ein jeder Mensch gleichsam ein Buch, in welchem man unendlich Vieles zur eigenen Lehre lesen kann, wenn man nur die rechten Augen dazu hätte. Wenn uns aber die lieben Besuchenden selbst die Schätze ihrer Erfahrungen in liebender Mittheilung aufschließen, wenn sie selbst uns die Blätter ihrer Lebensführungen aufschlagen und an dem, was sie in den Wegen Gottes und der Welt gelernt haben, uns auch mitlernen lassen, dann ist freilich der Gast uns noch willkommener, und sein Besuch bleibet im Segen.

So ist es uns, die wir hier am Missionswerk arbeiten, im Winter 1843 mit dem Besuch des lieben Leupolt gegangen, der seit 1833 unter der heißen Sonne Ostindiens als Missionar gearbeitet hatte, und nun mit ge-

brochener Kraft die heimathliche milde Luft aufsuchte, um für Leib und Seele Erholung zu finden. Meist ist für diese erschöpften Streiter Christi schon die Seereise eine Erquickung und Stärkung. Aber wie es arbeitsamen Leuten zu gehen pflegt, welche zur Erholung eine Ferienreise machen, daß sie mitten auf der Wanderung schon eine Art Heimweh nach der verlassenen Arbeit und ein Sehnen nach dem sonst so mühseligen Geschäftskreise anwandelt, so geht es meist auch den lieben Missionsbrüdern, wenn sie in Europa landen. Kaum fühlt sich der Leib ein wenig erquickt, so regt sich auch schon die Sehnsucht wieder nach der alten sauren und doch seligen Arbeit im heißen Heidenlande. Da quillt dann der Mund über von dem, was ihre ganze Seele erfüllt, — da dürfen wir dann nur um die lieben Gäste her sitzen und zuhören, — und ist's uns dann nicht schon oft zu Muth gewesen, wir seien leibhaftig in die Heidenländer mit den Brüdern entrückt, und schaueten mit Augen, was sich dort begiebt? Und unter dem Reden und Erzählen wächst ihre Sehnsucht und ihr Heimweh nach dem verlassenen Arbeitsfeld, — und das Heimweh stillt sich nicht, bis abermals ein frischer Wind dem Schifflein des Missionars die Segel schwellt und es über den Ocean zurückführt ins Heidenland! Ich habe im Sommer 1844 heimkehrende Missionare, welche Erholung suchten, ans Land steigen sehen, — und habe Andere, die mit gestärkter Gesundheit ins kurz verlassene Werk zurückkehrten, an's Schiff begleitet, und weiß nicht, wer von beiden fröhlicher drein geschaut!

Unsern lieben Leupolt haben wohl Manche von uns gesehen, und haben ihn lieb gewonnen, und werden ihn nicht wieder vergessen. Es war auch selten Einem gegeben, wie ihm, so unerschöpflich in lieblichen und interes-

santen Mittheilungen zu sein, und zugleich so anziehend und so anschaulich zu erzählen. Nun ist Manchem wohl der Gedanke gekommen, ob man nicht durch Schrift festhalten, sammeln und auch Andern zugänglich machen könnte, was er uns in so reicher Fülle darbot. Deshalb haben ihm auch etliche Freunde Manches gleichsam vom Munde weg nachgeschrieben, während Anderes sich unverwischlich ins Gedächtniß eingegraben hat. Aber am liebsten war es doch dem Schreiber dieses Büchleins, als ihm Leupolt, kurz vor seiner Rückkehr nach Ostindien, in London ein Manuscript übergab, worin von ihm selbst fast alle jene Schätze von Erzählungen niedergeschrieben waren, und ihm freudig gestattete, öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Diese Schrift ist in englischer Sprache geschrieben, weil ihm diese nach so langer Uebung geläufiger war, als seine deutsche Muttersprache, enthält auch manche freie und niedliche Handzeichnung. Nun möchten wir gerne den Freunden der Mission aus den lieblichen und wohlriechenden Blumen, die in diesem reichen Garten stehen, einen Strauß binden, an dem sich vielleicht manches Herz mit uns erquickt. Finden wir dann sonst noch anderwärts ein Blümlein am Wege, so flechten wir's auch mit hinein, und gedenken dabei dankend und liebend des theuern Besuches, der uns solches Andenken hinterließ.



## 2. Wie Leupolt den Heiland fand.

Man hört oft sagen, und es geht mir selbst so, daß, wenn man einen Mann persönlich kenne, man auch seine Schriften besser verstehe. Nun möchte ich freilich Allen, die dieß Büchlein lesen, viel lieber unsern Leupolt persönlich ins Haus senden, damit Alle ihn aus seinem eigenen Mund könnten erzählen hören. Das geht nun aber nicht, und da will ich statt dessen Einiges aus seinem Leben hier vorangehen lassen. Das mag dann vielleicht Manchen in ein heilsames Nachdenken bringen, hilft auch wohl einem Herzen zum Selbstverständniß, und weckt etwa noch nebenher in eines jungen Lesers Brust eine Stimme, die ihn an einen höheren Ruf — vielleicht zu gleicher Missionslaufbahn — mahnt. Doch das sei Gott befohlen!

Was wir da aus unsers Freundes Leben erzählen, das hat er selbst schriftlich aufgesetzt am 25. Juni 1826, als er sich zum Missionsdienst in Basel meldete.

Dicht an der böhmischen Gränze in dem sächsischen Kreise Lausitz, in der Nähe von Zittau, liegt ein ansehnliches Pfarrdorf, das heißt Reichenau. Dort wurde am 25. Oct. 1805 einem armen Leineweber ein Söhnlein geboren, das bei seiner Taufe den Namen Carl Benjamin erhielt. Wer hätte damals geglaubt, daß dieser blonde Junge einmal über Land und Meer ziehen, und den armen Heiden den größten Schatz der Erde, das Evangelium, bringen sollte? Doch muß er schon frühe ans Erlernen fremder Sprachen gehen: denn im neunten Jahre schickte ihn sein Vater für 12 — 14 Monate nach Böhmen hinüber, damit er das Böhmisches fließend sprechen lerne. Im Uebrigen muß er in der Schule und zu

Hause wacker im Lesen, Schreiben und Rechnen sich üben; was aber die Religion betrifft, so scheint der Unterricht darin sich nur auf die allgemeinsten christlichen Wahrheiten bezogen zu haben, ohne das Gemüth des Knaben lebendig und warm anzuregen. Doch hat eine nach dem Maas ihrer Erkenntniß gottesfürchtige Mutter manchen guten Samen in das junge Herz gestreut.

Im 14ten Jahre sollte denn der Junge einen Beruf wählen, und seine Neigung fiel auf das Böttcher- oder Küblerhandwerk. Der Meister in dem nahen Reibersdorf, zu dem er sofort in die Lehre kam, war freilich auch nicht der Mann, um ein neues göttliches Leben in der Seele unsers Carl anzufachen; denn „er trank sehr stark Brandtwein, und wurde selten nüchtern; man hörte wenig von Gottes Wort, dagegen fast nichts als Flüchen und Zanken, die Kinder schlugen den Vater, und dieser verfluchte sie dafür in den Abgrund der Hölle.“ „Ich hatte es sehr übel,“ heißt es in der eigenhändigen Lebensgeschichte Leupolts weiter, „und ich verlor völlig die Lust zum Guten. Dazu mußte ich nicht nur täglich frühe aufstehen zur Arbeit und kam spät zu Bette, sondern auch der Sonntag wurde gewöhnlich zur Arbeit verwendet.“ Aber auch diese Schmerzenszeit hatte ihr Gutes; denn unser Freund lernte frühe die Noth und Kümmerniß dieses Lebens kennen und tragen, und der Prophet sagt mit gutem Grunde: „es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“ (Klagl. 3, 29.)

Endlich schlug die Stunde der Befreiung, und im Juni 1822 trat Carl unter tausend Glück- und Segenswünschen der Seinigen, namentlich aber unter viel Thränen und Ermahnungen seiner kränkenden Mutter, seine

Wanderschaft als Gefelle an. Das ruhende Bild der Mutter begleitete den Wanderer, der bei jezt noch kein anderes Schutzmittel gegen die Sünde wußte, längere Zeit wie ein schirmender Schutzengel: allem nach und nach erbleichte dieses Bild im keinem Andenken, und die Reize der Welt und die Lockungen einer ungöttlichen Genossenschaft zogen an, ihn zu verführen und in allerlei Weltjams hinein;ziehen. Aber wie ein Blitzstrahl, der die Nacht plötzlich erleuchtet, traf ihn jezt (1823) die Nachricht von dem Hinscheiden seiner geliebten Mutter. Das Sündliche seines damaligen Treibens erschien ihm auff neue in dem grellsten Lichte, und sein ganzes Betragen schien ihn bei seiner erchlafenen Mutter anzuklagen. „Der Geist meiner seligen Mutter, um die ich tausend Thränen vergoß, schwebte mir immer vor Augen, und warnte mich vor der Sünde, die mich überall in ihre Reize zu locken suchte.“

O ihr Mütter, was übet ihr für eine Gewalt aus über euere Kinder! was für eine Macht ist euch über die zarten jugendlichen Gemüther gegeben! Merket euch das, und fürchtet euch vor dem Tage der Rechenschaft.

Freilich hatte unser junge Freund noch lange nicht die Quelle aller Kraft gegen die Sünde gefunden, die allein in Jesu Christo ist. Gleichwohl war in seiner Seele ein Sehnen erwacht nach einer böheren Befriedigung. Schon längst waren in ihm allerlei Fragen über Gott und göttliche Dinge laut geworden, die er sich vergebens selbst zu beantworten versuchte, Fragen, welche die Grundwahrheiten des Christenthums betrafen, und sein Gemüth oft in gewaltige Unruhe brachten. Da geschah es, daß er auf seinen Wanderungen auch nach Dornburg an der Saale kam, und, wie er sagt, die Ehre hatte, mit

einem Studenten zu sprechen, der drei Jahre auf der Universität zu Halle studirt hatte. Das muß der Mann sein, dachte er, der mir meine Zweifel lösen kann, — und mit tiefem Respect vor der Weisheit des Studiosen, legte er ihm auch alsobald seine Fragen über Gott und sein Wesen, über Christus und sein Leiden und über das ewige Leben vor. Mit selbstgefälliger Herablassung erklärte nun die hallische Weisheit dem wißbegierigen Handwerksburschen: „was Gott und sein Wesen betreffe, so könne man nicht urtheilen; Christus sei ein weiser Mann gewesen, dem es darum zu thun war, die Welt in Ordnung zu erhalten. Was aber das ewige Leben angehe, so gebe es keines; an Unsterblichkeit hätten auch alle Pfarrer längst aufgegeben zu glauben, wenn sie schon davon predigten. Religion freilich müsse sein, ohne sie könnte die Welt nicht bestehen, aber sie sei nur für den gemeinen Pöbel.“ „Schauerlich,“ fährt Leupolt zu erzählen fort, „durchdrangen mich diese Worte; ich mußte unwillkürlich an meine Mutter denken, an ihr 18jähriges schweres Krankenlager, an ihre Standhaftigkeit in Leiden, an ihre Hoffnung auf die selige Ewigkeit, — und das Alles sollte eitel Wahn sein? Das durchwühlte mein Herz. Und doch hieß es bei mir, er ist ja ein Studirter, der muß doch recht haben.“

Mit diesem Samen giftigen Unkrauts im Herzen, zog unser Freund am folgenden Tag weiter, und Gottes wunderbare Hand führte ihn nach Basel, wo er bald bei einem wackern Meister Arbeit fand. Aber der Samen ging rasch auf. „An ein ewiges Leben oder an die Auferstehung glaubte ich nicht mehr, was man von Christo sagte, war mir eine Fabel; und wenn es mir übel ging, gleich hieß es in meinem Herzen: entleibe dich! — ich wußte selbst oft nicht, wo dieß her kam.“

Ja prediget nur, ihr Volkserleuchter und Weltaufklärer, eure süße Lehre unter den Leuten, bald wird die Welt — eine Hölle sein!

Doch nun war Gottes Gnadenstunde gekommen. Im Missionshause befand sich ein Landsmann von Leupolt als Zögling, der im Hause seines Meisters Zutritt hatte und so Gelegenheit fand, mit unserm jungen Freund hin und wieder zu reden. „Sein Gespräch aber gefiel mir nicht,“ sagt Leupolt in seiner Schilderung; „denn er redete von einer Wiedergeburt, pries mir die Seligkeiten an, die in Christo verborgen liegen sollen, und widerlegte meine Einwendungen aus der Bibel, an die ich nicht glaubte. Mir kam Alles als Thorheit vor. Ein andermal sprach er von dem verderbten Zustand des menschlichen Herzens, und sagte mir viel von meinem eigenen bisherigen Wandel, worüber ich erstaunte.“ Da fing dann der heilige Geist an dem von der Wahrheit getroffenen Herzen zu arbeiten an, und zwar regte sich vor Allem das Gesetz mit seiner tödtenden Kraft. Die Gedanken fingen sich an gegenseitig zu verklagen und zu entschuldigen, und ein gewaltiger Kampf entspann sich in seinem Gemüthe. Bald hielt er sich an der Weisheit des hallischen Studenten, bald verwünschte er den Augenblick, da er ihn sah. Tausend Dinge, die er bisher, ohne irgend sich ein Gewissen daraus zu machen, arglos gethan, wurden ihm nun zur Sünde, und eine Unruhe, die ihm das Leben verbitterte und zur Qual machte, ergriff sein ganzes Wesen. Wohl wies ihn der treue Landsmann, der mit Freuden das Werk der Gnade beginnen sah, auf den Heiland hin, der unsere Sünden getragen, und des Gesetzes Ende sei; „aber wider den so verachteten Heiland,“ sagt Leupolt, „wurde eine solche Feindschaft in mir

rege, daß ich mit Abscheu mich von ihm abwandte. Durch Gott wollte ich gerne selig werden, nur nicht durch Christum. Aus der Feindschaft wurde eine Empörung, welche oft einen hohen Grad erreichte, und dieß Alles wider meinen Willen. Ich las z. B. einmal Jes. 42, 8: „Ich, der Herr heißt mein Name, werde meine Ehre keinem Andern geben“ — was entstand da für ein Toben in meinem Herzen wider Gott und Christum, ich wußte selbst nicht woher? Ja ich wünschte sehulich davon befreit zu werden, wünschte Reue darüber zu haben, suchte mich so viel möglich zu bessern, bot oftmals alle meine Kraft auf, der Sünde zu widerstehen; aber es half Alles nichts, der Riß wurde ärger, es war eine höchst elende Flickerei. Ich fühlte mein Elend alle Tage mehr, die Angst und Unruh meines Herzens stieg immer höher, und die Macht der Sünde wurde größer. Endlich schlug die glückliche Stunde meiner Erlösung. Dazu aber trug vornehmlich nach Gottes weiser Leitung ein Traum bei, den ich zu jener Zeit hatte. Mir war nemlich, als stünden drei Männer bei mir, welche mich Offenb. Joh. Kap. 3, V. 1, 21, 22 lesen hießen, da würde ich Alles finden. Ich stand nun sehr frühe auf, und war höchst neugierig zu wissen, was es sei. Aber wie erschrock ich, als ich den ersten Vers las: „Das sagt, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne; Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt.“ Ich zitterte sehr heftig. Jedoch die beiden letzten Verse waren sehr trostreich. Den darauf folgenden Sonntag hörte ich die sehr erweckliche Predigt von Hrn. Vfr. Von Brunn über Ap. Gesch. 17, 30. 31: „Und zwar hat Gott die Zeiten der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden, Buße

zu thun u. s. w.“ Das war ganz für mich geredet, und auf einmal wurde der Entschluß lebhaft in mir, alles Irdische zu verläugnen, und mich allein an Jhn, den Barmherzigen, zu halten. In Unruh eilte ich aus der Kirche ins Missionshaus und suchte meinen Landsmann auf, dem ich Alles erzählte. Er wies mich aufs Neue und dringender zu Jesu. Allein da entspann sich ein neuer Kampf. Nun hieß es in mir: du bist ein zu großer Sünder, Er nimmt dich nicht an; seine Gnade ist nur für reuige Sünder, Du aber bist ein Heuchler, Du kannst nicht zu Gnaden kommen! Da ging ich aufs Neue zu meinem Freunde, und klagte ihm meine Noth. Er wunderte sich und sprach mir aufs eindringlichste zu, mich unbedingte in Gottes Gnadenarme zu werfen. Jetzt, dachte ich, jetzt muß es geschehen! Ich fing an zu beten, wußte aber nichts zu beten als: „Erbarme dich mein!“ Damit hielt ich lange an. Da ging etwas in meiner Seele vor, wofür ich keine Worte finde: ein heilig stiller Gottesfriede durchdrang mein Inneres, und so selige Gefühle kamen in meine Seele, daß ich hätte laut aufjauchzen und aller Welt es sagen mögen, wie gut man es bei Jesu habe. Ein Strom von Thränen stürzte aus meinen Augen, und ich gelobte dem Herrn, ewig sein Eigenthum zu bleiben.“

Daß solche selige Wonnegefühle nur das Angeld sind, womit der Heiland die Seinen bei ihrem Eintritt in seinen Dienst gnädiglich begrüßt, und daß dieselben für diese Welt des Kampfes und des Kreuzes nicht bleibend das Herz beseligen und erfüllen können, wußte freilich Leupolt damals mit so vielen Neulingen in der Gnade noch nicht. Deswegen, als dieß selige Morgenlicht bald wieder verschwand, ja als mancherlei Lüste und Reizungen

zur Sünde, welche gleichsam in dem Wonnestrom des neuen Lebens ersäuft zu sein schienen, sich wieder regten, da umdüsterte sich aufs neue das Gemüth unsres Freundes, Zweifel an der Rechtheit seiner Bekehrung stiegen in ihm auf, wie finstere Gewitterwolken, und Gedanken des Unglaubens und der Verzweiflung lagerten sich über seiner Seele. Da wurde ihm der Freund, der ihn zu Christo geleitet hatte, recht ein Engel des Tröstes. Er wies ihn auf das Kreuz Christi hin, in welchem alle Schätze der Erkenntniß und alle Kräfte des Friedens verborgen liegen. Unter dieses Kreuz flüchtete sich nun auch Leupolt's geängstigt's Gemüth, und bald erkannte er dort die Tiefen des menschlichen Herzens, und die Tiefen der göttlichen Erbarmung. Der Friede kam wieder, — nicht mehr als eine bloße Aufregung des Gefühls, sondern als eine aus den Leiden Christi geschöpfte Kraft, er wurde der Vergebung seiner Sünden gewiß, legte täglich seine neuerkannten Sünden zu Jesu durchbohrten Füßen nieder, und kämpfte in der Kraft des Glaubens an den Todesüberwinder gegen alle Versuchungen des Fleisches, der Welt und des Teufels.

### 3. Wie Leupolt Missionar wurde.

Wie es dort dem Weibe im Gleichniß erging, die, als sie ihren Groschen gefunden hatte, in ihrer Seelenfreude nichts anderes konnte, als hingehen und allen ihren Nachbarn ihr Glück laut verkündigen, — so ging es jetzt auch unserm Leupolt. Er hatte etwas gefunden, das sein Herz über und über mit süßer Wonne erfüllte, und ist es zu verwundern, wenn es ihm nun



keine Ruhe ließ, von seiner Freude auch Andern zu zeugen, und laut zu reden von der Perle, die er in Jesu Kreuz gefunden? Dazu kam, daß das Werkzeug, das ihn zu dieser Perle hingeleitet hatte, selbst Einer war, der sich eben rüstete, den Heiden das Evangelium zu bringen, und daß die Stätte, wo Leupolt von nun an die kräftigste Ermunterung in seinem Glaubenslaufe fand, das Missionshaus in Basel war. Wie nahe lag es da, daß auch in seiner Seele der Trieb erwachte, in den fernem finstern Heidenländern den süßen Jesusnamen zu verkündigen, in welchem er selbst Wonne und Seligkeit gefunden hatte! Allein es ist merkwürdig, daß der Wunsch und Trieb, Missionar zu werden, schon lange vorher, ehe er nur einen Schimmer von geistlichem, evangelischem Licht besaß, sein Gemüth bearbeitet hatte. Noch in den Tagen des armseligsten Unglaubens, war in ihm eine Stimme hundertmal laut geworden, die ihn in die Heidenländer gehen hieß, um dort zu wirken: — aber so sinnlos und seltsam war ihm diese Stimme immer gewesen, daß er sie nicht nur als Träumerei verwarf, sondern sich selbst darüber auch oft auslachte. Jetzt aber ward ihm mit Einemmale Alles licht und klar, und mit der ganzen Inbrunst seiner Seele, welche in Christo begnadigt worden war, ergriff er nun den vernommenen Ruf von oben, und sprach zum Herrn: „Siehe, Herr, hier bin ich, sende mich, wohin du willst.“

So besaß nun Leupolt jene zwei wichtigsten Grundbedingungen, die zum Missionsdienst allein können tauglich machen, — gründliche Befehrung der eigenen Seele zu Gott in Christo, und die innere Berufung von Oben. Wer wollte ohne dieses Beides einen so ernstn Gang thun, wie ihn der Missionar zu thun hat?

Aber unser Freund hatte noch eine Lection zu lernen, und deshalb führte ihn der Herr noch in eine besondere Schule. Da nemlich seiner Aufnahme in die Missionsanstalt noch mancherlei Hindernisse im Wege standen, so trat Leupolt eine Reise nach Wien an, um sich zunächst in seinem Handwerk zu vervollkommen. Voll des Eifers, für Jesum Seelen zu werben, begann er überall, wo er konnte, mit denen, in deren Umgebung er kam, von ihrem Seelenheil und der Nothwendigkeit der Bekehrung zu reden. Anfangs war er gar muthig, kühn und freudig, und meinte, alle Welt müsse gleich Ja sagen und sich bekehren. Aber wie kleinlaut und immer kleinlauter wurde er nach und nach, als er sah, daß Bekehrung der Seelen nur Sache Gottes ist, und daß es nicht in unsrer Macht steht, auch nur das Geringste in der wesentlichen Umgestaltung eines Menschenherzens zu thun. „Jetzt erst,“ schreibt er, „lernte ich meine Schwachheit, mein gänzlichcs Unvermögen recht erkennen, und fühlte mich zur Mission ganz untüchtig, so mächtig auch die Sehnsucht stieg, bald den Heiden das Evangelium zu predigen. Auch betrübtc mich jetzt der Gedanke, daß ich noch so wenig für die Heiden gebetet hatte; tief und oft seufzte ich aus der Tiefe meines Herzens über diese Sünde.“ — Dieselbe Lection hatte auch Mose, der Mann Gottes, lernen müssen, und erst, als er vor dem brennenden Busche in tiefer Selbstvernichtung bekannte: „Herr, ich bin untauglich!“ — erst da hatte Gottes Stunde geschlagen.

Während auf diese Weise der Herr ihn innerlich zu seinem Dienste bereitete, mußten auch die äußern Führungen sich so gestalten, daß sie ihm ein Siegel wurden auf seine Berufung zum Missionsdienste. Die Militärpflichtigkeit rief ihn nach seiner Heimath. Am 11. Dec.

1826 begab er sich nach der Amtstadt Zittau, um sich vor der Behörde zu stellen. Er zog das Loos — und es traf ihn, daß er Soldat werden sollte. Wie schmetterte ihn dies nieder, und schien mit Einemmale seine schönsten Hoffnungen zu vernichten! Der Arzt untersuchte ihn, — er wird für ganz tüchtig erklärt. Man rief ihn nun, um sich messen zu lassen: hoffnungslos stellt er sich an die Meßstange, und — „wie es zugeht, daß ich zu klein erfunden wurde, weiß ich selbst nicht; der Herr hat das gethan!“ — Wenige Tage darauf kam ein Schreiben von Basel, das ihm Hoffnung gab, in die Missionschule daselbst aufgenommen zu werden.

So schien nun Alles sich schön und lieblich zu gestalten, und ein ebener Weg breitete sich vor seinen Augen aus. Siehe, da kam noch eine andere Prüfung ersterer Art. Leupolt wurde krank, und zwar so, daß längere Zeit hindurch auch bei scheinbarer Erholung sich immer neue Stöße wiederholten, die seine Gesundheit erschütterten und seinen Körper schwächten. Das war eine ernste Prüfung seines Missionssinnes, und trübe Gedanken wollten sich über seine Seele lagern. „Oft kommt es mir vor,“ — schreibt er an seinen Landsmann in Basel um jene Zeit, — „als ob ich untüchtig wäre, in den Weinberg des Herrn zu treten; aber wenn ich untersuche, woher dieser Gedanke entspringt, so finde ich nichts anderes, als daß seine Quelle der Unglaube ist. Denn der lebendige Glaube kann nie einen solchen Gedanken hervorbringen; vielmehr, was unmöglich scheint, macht er möglich. Wir wollen eben still und ruhig unsere Angesichter auf Ihn richten, bis Er über uns komme und uns ausrüste mit seiner Kraft. Ich bin versichert, daß mir auch diese Krankheit zum Nutzen und zur Besserung dienen soll; der

weise und gütige Vater hat kein Wohlgefallen daran, daß Er uns in die Kreuzschule thun muß, sondern sein Wille ist vielmehr, daß Er uns mit allerlei Gutem ergöße. Aber um unfertwillen ist das Kreuz oft nöthig; wir würden Ihm vielleicht bald zuwider handeln, wenn Er alles Kreuz von uns nähme: und noch viel leichter würden wir in Abfall von Ihm und in Selbstgefälligkeit und Eigenliebe gerathen, wenn er uns mit allerlei Vorzügen ausrüstete. Ich sehe es alle Tage mehr ein, daß mir die Gaben, die ein Anderer vor mir hat, nur zum Schaden und Strick sein würden, wenn ich sie hätte. Manchmal möchte ich sie wohl gerne haben, aber wenn ich es recht im Licht betrachte, so muß ich dem Herrn dafür danken, daß Er mich nicht auf eine solche Höhe kommen läßt. Es wäre Ihm wohl möglich, den Menschen auch auf solchen Höhen zu erhalten, aber eben so gut ist es Ihm möglich, seine Macht in den Schwachen, in den Unmündigen, ja in den Ungeschickten zu verherrlichen."

Was sein Glaube voll Demuth und Selbstvernichtung hier ergriff, das ward ihm auch bald und reichlich zu Theil. Der Herr „kam über ihn, und rüstete ihn aus mit Seiner Kraft.“ Die Krankheit wich, und seine körperliche Gesundheit kehrte vollständig wieder.

Und nun eilte er, mit einem von Freude wallenden Herzen, arm am Geiste, tief gebeugt und gedemüthigt nach Basel, und stellte sich aufs Neue vor Inspector Blumhardt mit dem Bekenntniß: „Ich kenne nun meine Schwachheit und mein ganzes Elend; wenn ich das Verdienst seiner Leiden mir zueignen darf, wenn ich die allmächtige Gotteskraft betrachte, mit der Jesus Seinen armen Kindern zu Hülfe kommt, dann fühl' ich Freudigkeit und Sehnsucht, unter den Heiden den heiligen

Namen Jesu zu verherrlichen. Im Blick auf alle Unglücksstürme, die dem Missionar drohen, weiß ich, daß ich nicht allein stehe, sondern daß Christus für mich und in mir kämpft, und daß ich in Seiner Kraft überwinden werde. Ich weiß, es ist kein größerer und undankbarer Sünder, als ich bin; aber mein Heiland hat mir Alles vergeben, und Sein Geist giebt Zeugniß meinem Geiste, daß ich eines Seiner geringsten Kinder bin. Er ist treu, der mich berufen hat, Er wird Sein Werk an mir vollenden."

Jetzt war unser Freund in der rechten Stimmung, und so trat er denn im August 1827 als Zögling in die hiesige Missionschule ein, in welcher er vier Jahre lang mit treuer Anwendung der empfangenen Gaben auf die eigentliche Missionsarbeit sich vorbereitete.

„Unser Missionshaus ist ein Krankenhaus!“ sagte einst der selige Blumhardt in einer Festrede vor vielen weiter versammelten Festgästen. Und wer das Glück gehabt, in diesem theuern Hause eine Zeitlang zu leben, der weiß, daß es wahr gesprochen ist. Manchem mag dieß seltsam dünken, und er meint wohl, wenn man nur einmal in einem Hause lebe, wo Gottes Wort und Segen so reichlich wohnt, und in einem Bruderkreise sich bewege, den die Liebe Christi zusammengeführt hat und beseelt, dann müsse man ja von selbst auch ein rechter Heiliger werden und den Himmel auf Erden haben! Mancher liebe Bruder schon ist mit solchen Gedanken ins Haus gekommen, — und was fand er? Daß ein armer Sünder in einen Kreis von armen Sündern gekommen, und daß ihm täglich neue Tiefen des eigenen unartigen Herzens aufgeschlossen wurden, für die es nur Einen Arzt giebt, — Jesum, den Heiland der Sünder. Wer sich dann recht

krank fühlt und läßt sich vom rechten Arzt täglich heilen, der mag dann wohl eine Genesung erlangen, die ins ewige Leben reicht, während mancher sonst gute Bruder, — seltsam zu sagen, und doch erfahrungsmäßig wahr! — es nicht in dieser Atmosphäre aushielt, und froh war, in seine frühere Laufbahn zurückzukehren. Vielleicht mag mancher liebe Jüngling dieß Räthsel lesen, und es vor dem Herrn überdenken, ehe er zum Missionsdienst sich meldet.

Mit einem freudig in Christo genesenen Herzen und reich an seligen Erfahrungen, verließ Leupolt im Sommer 1831 das theure, ihm unvergeßliche Haus, um mit etlichen seiner Brüder in die Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft in London zu treten.\*) In dem oberen (nördlichen) Theile dieser ungeheuren Weltstadt, welcher Finsington heißt, liegt hinter einer hohen Mauer mitten in einem großen schönen Garten das freundliche Missionshaus, gar still und friedlich, als wäre man in irgend einem abgelegenen Thale der Welt. Hier begann

---

\*) Als im Jahr 1816 das Missionshaus zu Basel gegründet wurde, sollte dasselbe zunächst nur eine Bildungsschule für solche Missionarien sein, welche nach Vollendung ihrer Studien in den Dienst irgend einer andern schon bestehenden Missions-Gesellschaft (z. B. der holländischen, der englisch-kirchlichen) treten, und durch sie dann ausgesendet werden sollten. Erst später, als die Einnahmen unsrer Gesellschaft unter Gottes Segen wuchsen, versuchte man auch von Basel aus Missionarien direct in die Heidenländer auszusenden, und zwar zunächst nach Süd-Rußland, dann nach West-Africa, und endlich nach Ostindien. Inzwischen bestand die Verbindung mit der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft fortwährend bis auf diesen Tag.

für unsern Freund eine neue Periode. Alles war neu und ungewohnt. Doch mußte er bald der englischen Sprache sich so zu bemächtigen, und in die neuen Sitten, Gebräuche und Anschauungen sich so hineinzuleben, daß er nach wenigen Monaten mit ziemlicher Leichtigkeit sich darin bewegte. Trat er aber aus den stillen Mauern heraus in das Gewühl der Weltstadt, so erschloß sich da vor seinem offenen Aug' und Gemüth eine ganze Welt von neuen Anschauungen und Eindrücken. Da lag die Pracht und Macht Englands neben unannembarer Noth und Armuth vor ihm; hier erhoben sich Balläste und Magazine, in denen alle Reichthümer und Schätze der Erde ausgestellt waren, und daran vorüber schlich das Elend mit hohlen Augen. Dort entfaltete sich vor seinen Augen eine erstaunliche Kraft und Thätigkeit, wahrhaft gottseliger Vereine und Gesellschaften, und daneben hauste, unbewältigt und fast unüberwindlich, ein namenloser Gräuel der Sittenlosigkeit und Verworfenheit. Da gab's zu lernen bei jedem Schritt, den er durch die Straßen Londons that, und wenn der angehende Missionar durch den Anblick der großartigen christlichen Thätigkeit in London für seinen künftigen Beruf sich gestärkt und ermuthigt fühlen mußte, so konnte er auf der andern Seite an dem oft heidnischen Wesen der untersten Volksklassen einen Vorschmack bekommen von dem, was ihn im Heidenlande erwartete.

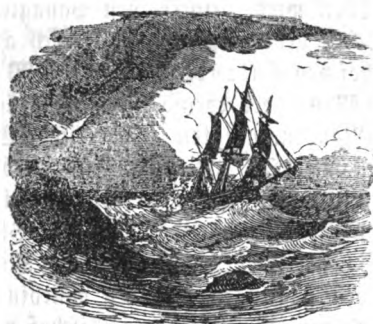
Unter allen diesen Eindrücken fuhr Leupolt fort, sich mit allem Ernst und Fleiß zu seinem künftigen Amte vorzubereiten. Am 18. Decemb. dieses Jahres (1831), sehen wir ihn mit 8 andern Missionsbrüdern, worunter auch vier deutsche Baslerbrüder waren, an einem Tische im Hause des Bischofs von London sitzen, um das Examen zu bestehen. „Der Bischof,“ schreibt Einer jener Brü-

der, war mit uns zufrieden; wir antworteten auf jede Frage, die man uns vorlegte. Freilich war es sehr lieblich, daß man uns Missionscandidaten, neun an der Zahl, alle an Einen Tisch setzte. Knorpp, Leupolt und ich (Häberlin) machten auch einen lateinischen Aufsatz. Und so sind wir in die Dienste der Kirche Englands eingetreten, und wünschen nichts sehnlicher, als daß wir bald auch ministriren dürfen."

Bald nach dem Neujahr 1832 erhielten diese Brüder ihre Bestimmung, und zwar Linke, Häberlin, Knorpp und Leupolt nach Ostindien, die beiden letztern namentlich nach Benares; und schon schien es, als sollten sie unverweilt dahin abreisen. Allein ein Hinderniß kam dazwischen, und die Abreise verzögerte sich noch um ein volles Halbjahr. Endlich im Juni dieses Jahres nahte die Stunde, wo unser Freund die heimathlichen Ufer Europa's verlassen, von Allem, was ihm lieb geworden, scheiden und den schweren Gang in die finstere Heidenwelt antreten sollte. „Und wenn ich nun“ — schreibt er damals nach Basel — „und wenn ich nun, am Rande Europa's stehend, noch einmal auf die Vergangenheit schaue, so ergreift Schaam und Beugung mein Herz wegen meiner Untreue, die sich durch alles mein Thun und Lassen hindurch zieht; aber auch Dank erwacht in mir wegen der Treue, der ewigen Treue meines Heilandes, die jeden Morgen neu über mir wurde. Blicke ich in die Zukunft, so erfüllt Furcht und Freude mein Herz. Schon einigemal wurde mir in meinem einsamen Zimmer sehr bange, wenn ich an die Zukunft dachte; bange, nicht sowohl vor den Sprachen, obschon uns bei unserm Abschiede im Missionshause, als wir unsre Instruction erhielten, gesagt wurde, daß einer von uns neben der



Landessprache noch das Sanskrit, der andere das Persische erlernen solle; nein, nicht sowohl wegen der Sprachen, sondern wegen meines eigenen ungläubigen Herzens. Ich habe, seit ich hier bin, Feinde in mir entdeckt, die ich früher nur halb, andere, die ich fast nicht oder nur zum Theil kannte; und wenn ich nun in die Heidenwelt blicke, und denke, daß nicht nur in Afrika, sondern auch in Indien Missionarien fielen, — fielen zu ihrer eigenen Schande, zur Schande des Christenthums und der Mission und der Missionsgesellschaften, wenn ich dieses Alles in Erwägung ziehe, so gestehe ich Ihnen offen, theurer Hr. Inspector, mir wird zuweilen bange. — Doch Eines macht mir immer wieder Muth, nämlich daß ich weiß, mein Heiland ist treu. Er hat mich bisher bewahrt und mit Geduld und Liebe getragen, Er kann und will es auch ferner thun; Er ist ja, so wie er Weisheit, Liebe, Gnade, Geduld, Barmherzigkeit und Treue ist, auch Allmacht. Er hat verheißt mit den Seinen zu sein bis ans Ende der Erde, und im Blick darauf bin ich getrost und freue mich, nun hinaus zu gehen, und wenn es auch noch nicht ist in mir, wie es sein sollte, so darf ich doch sagen, daß mein innigster Wunsch ist, meinem Heiland mit Geist, Seel und Leib dienen zu können, zu Seiner Ehr' und zum Wohl meiner armen Brüder zu arbeiten, hoffend und glaubend, daß Er, der Treue, aus Gnaden mir meine eigene Seligkeit schenken wird. Daß ich in wissenschaftlicher Beziehung nicht leisten kann, was ein Missionar sollte leisten können, sehe ich gar wohl ein; doch dem Herrn ist es ja möglich, auch durch geringe und schwache Werkzeuge etwas zu thun. Sein ist das Werk! Ihm allein die Ehre."



#### 4. Die Reise nach Indien.

Einst fahren wir vom Vaterlande  
 Auf Schiffen weit ins Meer hinaus;  
 Bertrennet sind des Blutes Bande,  
 Verlassen steht das Elternhaus;  
 In stiller Ruh, wie beim Getümmel,  
 Gibt Einer nur uns das Geleit,  
 Vor dem der Abgrund, wie der Himmel,  
 Sich mit verhülltem Antlitz scheut.

So sang wohl unser Freund je und je am Missions-  
 tisch in Basel mit den andern Brüdern, und sah auf jene  
 Stunde, wo auch sein Schifflin die Anker lichten würde,  
 als auf ein fernes, fernes Ziel hinaus. Und siehe,  
 jetzt war diese Stunde da! Am 20. Juni 1832 betrat  
 er mit seinen deutschen Missionsbrüdern Häberlin,  
 Linke und Knorpp in Portsmouth das Schiff, das  
 ihn dem Ort seiner Bestimmung entgegen tragen sollte.  
 Außerdem befanden sich noch drei englische Missionarien  
 und viele andere „gottergebene Seelen“ auf dem Schiffe.  
 Die Freundlichkeit des Herrn aber bereitete ihm und sei-  
 nen lieben Gefährten einen besondern Vorzug, der nur

Wenigen zu Theil wird. Unter den Passagieren nemlich, welche das Schiff beherbergte, befand sich auch der neu-erwählte Bischof von Calcutta, Daniel Wilson, jener ausgezeichnete Mann, der ebenso durch seine ächte Demuth, entschiedene Glaubensinnigkeit, christliche Weisheit und unermüdlige Thatkraft, als durch seine Liebe zur Sache der Mission und durch eifrige Beförderung ihrer Zwecke, die Hochachtung Aller sich erworben hat. Bis her Hauptpfarrer in Fellington, war er mit dem Missionsinstitut daselbst und den Zöglingen desselben ohnehin schon näher verbunden, und nun trat er ja als Bischof von Bengalen mit Leupolt und seinen Gefährten in eine noch nähere Verbindung. Diese wurde aber eine noch innigere dadurch, daß unsre jungen Freunde nun mit ihm für 4½ Monaten in den engen Raum eines „schwimmenden Hauses“ eingeschlossen waren. „Das Verhältniß des Bischofs zu uns“ — schreibt Leupolt — „war ein sehr liebliches. Er unterhielt sich oft mit uns, und zweimal in der Woche kamen wir zu ihm in seine Kajüte, wo wir den ersten Brief an den Timotheus mit ihm im Grundtext lasen, über welchen er dann viele practische Bemerkungen machte. Es waren rechte Segensstunden.“ Jeden Sonntag wurde vom Bischof oder einem der englischen Missionarien zweimal Gottesdienst gehalten, und täglich Morgen- und Abendandacht gehalten, woran alle Passagiere und meist auch die Matrosen Theil nahmen. „So weit unser Auge reicht,“ — heißt es von einem Sonntag im Reisetagebuch — „sahen wir nichts als Wasser; die Sonne leuchtet ungetrübt und erquickend auf uns herab, und der Himmel ist klar, wie Erystall. Hier in dieser Wassereinöde, die doch herrlicher war, als der schönste Garten, hatten wir unser schwimmendes Kirchlein. O wie war Gebet und Gesang so erquickend

für meine Seele." Zugleich wurde die Seereise dazu benützt, in der hindostanischen Sprache einen guten Grund zu legen, wozu der Umstand, daß mehrere bengalische Matrosen auf dem Schiffe dienten, trefflich mitwirkte. Mitunter gab es auch Genüsse, wie sie nur eine Seereise darbieten kann. „Gestern Abend“ — heißt es vom 19. Juli, — „hatten wir eine prächtige Erscheinung. Das ganze Schiff schien im Feuer zu schwimmen. Bis auf 300 Fuß rings um das Schiff her, häufte sich Feuermasse auf Feuermasse, die nur durch die tiefblaue See hie und da unterbrochen wurde. Der Glanz und die Pracht von der Tiefe herauf zog das Gemüth nach der Glorie droben. In einzelnen Gegenden des Meeres besanden sich Millionen und abermals Millionen von unendlich kleinen Leuchtwürmchen im Wasser, deren eines wir im Vergrößerungsglas deutlich erkennen konnten. Durch diese Würmchen wird das Wasser zur Nachtzeit zu einem bläulichen Feuermeer, das über alle Beschreibung herrlich ist.“ —

Die Farth war überaus günstig, angenehm und schnell. Nach einer 10tägigen Reise am 31. August legte das Schiff an der Capstadt vor Anker. Während ihres Aufenthalts daselbst besahen die Brüder nicht bloß die Merkwürdigkeiten der Stadt und des umliegenden Wunderlandes, das mit seiner üppigen Pracht alle Reisenden entzückt hat, sondern ließen es sich namentlich angelegen sein, solche Freunde aufzusuchen, von deren Umgang sie etwas für ihren heiligen Beruf lernen konnten. Namentlich wurde ihnen die Freude zu Theil, auf einem mit acht Pferden bespannten Wagen einen Besuch auf der Missionsstation der Brüdergemeinde, Grönckloof, die etwa 12 Stunden landeinwärts liegt, zu machen, und sich an dem Gemeinlein von 600 Hottentotten zu erquicken. So vergien-

gen die zehn Tage ihres Aufenthaltes schnell; das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben, man sammelte sich wieder auf dem Schiffe, die Anker wurden gelichtet, und bald war das muntere Fahrzeug wieder in offener See. Ohne Anstoß lief dasselbe seinem Ziele zu. Nicht lange dauerte es, so wehten balsamische Düste von den Zimmetpflanzungen der Insel Ceylon herüber; noch einige Wochen, und die vielen Thurmspitzen des großen Dschaggernath Tempels schimmerten im Glanz der Sonne ihnen entgegen, — und endlich am 4. Nov. rasselten die Anker am Ufer von Calcutta, in die Tiefe des Huglyflusses. Da lag denn die dem breiten Flusse zugewandte Seite der Stadt mit ihren Ballästen in ihrer ganzen Ausdehnung vor ihren Augen. Zwei Stunden weit zieht sich die Reihe von großartigen prachtvollen Gebäuden am Ufer hin, und zwischen durch und drüber hin ragen die schlanken Palmen, die buschigen Tamarinden und die duftigen Nimbäume. Auf dem Flusse regt sich ein nie gesehenes Treiben und Gewimmel von großen und kleinen Schiffen, und am Landungsplaz wartet eine neugierige Menge aus fast allen Nationen der Welt. Doch Niemand hatte jetzt auf dem Schiffe Zeit, sich viel umzusehen. Die Boote der halbnackten braunen Hindus umringten schon das Schiff, die Passagiere mußten zur Landung sich fertig machen, ein Jeder suchte im allgemeinen Gewirre das Seine zusammen, und nach wenigen Stunden standen unsre Freunde auf indischem Boden und wandelten durch die Straßen Calcutta's.

Wer aber schildert die Empfindungen, die den Reisenden hier bewegen? Ein Häusermeer von fast 72,000 Gebäuden breitet sich unabsehbar aus, — und durch die Straßen treibt sich eine wunderfame Bevölkerung von

mehr als 350,000 Menschen aus allen Nationen, Zungen und Farben. Da tummeln sich die wilden dunkelfarbig-  
 en Kinder der Wüste umher, dort die leicht erkennbaren  
 Söhne Israels, hier die stolzen Mongolen mit ihren gelben  
 eckigen Gesichtern; die hochmüthigen Anhänger Muhameds  
 rauchen in üppiger Behaglichkeit ihre Pfeifen, die wich-  
 tigen und stumpfen Armenier, die klugen unternehmenden  
 Parsis, die schwarzen Söhne Africa's, die Malayen und  
 Chinesen an ihrer seltsamen Tracht, — Alles viel be-  
 schäftigt, viel bewegt; nicht zu vergessen die Abenteurer  
 und Handelsleute aus England, Frankreich, Holland,  
 Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Schweden, Por-  
 tugall, Nord- und Südamerica, und Australien. Zwischen  
 durch schreiten in stolzem Selbstbewußtsein die rothen  
 Röcke englischer Soldaten und die malerischen Uniformen  
 der Schotten. Die Hauptmasse bilden aber die 140,000  
 Hindus, die in armseligen Lehmhütten, in engen, schmutzi-  
 gen Straßen voll verpesteter Luft, in strenger Abgeschlossen-  
 heit ihr stumpfes Leben hinträumen. Zwischendurch laufen  
 und heulen fast ungeschert wilde Hunde und verzehren  
 die weggeworfenen Fleischspeisen oder die Thierleichname,  
 deren Fäulnißgeruch die Luft verpestet, während Geier  
 und Krähen umherflattern, um die Reste zu holen.

In solche Umgebungen trat nun Leupolt ein. Dieß  
 war das Land seiner Thätigkeit, dieß seine neue Heimath.  
 Aber der Herr sorgte gnädig dafür, daß der erste Ein-  
 tritt in Indien für ihn zugleich ein unvergeßlicher Segens-  
 tag war. Denn statt sofort in das Gewühl dieser neuen  
 Welt hineintreten zu müssen, ging der erste Gang in —  
 das Haus Gottes! Die Installation des neuen Bischofs  
 wurde so eingerichtet, daß er alsbald in die Kirche feier-  
 lich eingeführt und von der Geistlichkeit und den übrigen

Behörden festlich empfangen wurde. Unsrer Missionsbrüder zogen mit, und im Hause Gottes konnten sie nun Beides aus vollem Herzen thun, — danken für die gnädige Führung Gottes bis hieher, und sich betend weihen zum heiligen Dienst in Indien.

Von da zogen sie in das Missionshaus, wo sie von der theuern Familie des Missionars Sandys aufs brüderlichste aufgenommen und beherbergt wurden. Durch sie wurden sie bald mit vielen edlen christlichen Freunden bekannt, und verlebten eine unvergeßliche Zeit in dem lehrreichen Umgang mit erfahrenen Männern. Auch in dem Ballast des Bischofs wurden sie 14 Tage lang gastlich beherbergt, und konnten nur mit Thränen der Rührung von einem Manne scheiden, der ihnen so theuer und zum Segen geworden war.

In den ersten Tagen des Januars 1833 endlich brachen Leupolt und Knorpp, welche gemeinschaftlich in Benares arbeiten sollten, von Calcutta auf, und eilten ihrem Arbeitsfelde zu. Ein paar Tage in Burdwan bei Bruder Weitbrecht wurden in brüderlicher Gemeinschaft zugebracht, und ein glückliches Wiedersehen ward gefeiert. Von nun an gieng es Tag und Nacht fort. Der Weg führte durch weite, dürre Ebenen und dichte Wälder; oft viele Stunden lang kein bewohnter Ort, dann wieder Ortschaft an Ortschaft. Je näher es aber Benares zuzug, desto schöner waren die Felder angebaut, bis sie endlich am 19. Januar Abends 10 Uhr die „heilige Stadt“ erreichten. Dort hieß sie ein hier stationirter Missionar, Herr Smith, herzlich willkommen, und nahm sie in seine Wohnung gastfreundlich auf, bis sie ihre eigene Missionswohnung beziehen konnten.

Hier war es also, wo unser Freund 10 Jahre lang des Tages Last und Hitze trug und in seinem heiligen Werke im Aufblick zum HErrn arbeitete, bis er, vom Klima und vielfacher Anstrengung erschöpft, für kurze Zeit Erholung in der kühleren Heimath suchen mußte. Was er nun bei diesem Besuch in Europa unter uns erzählt hat, was er davon niederschrieb, das wollen wir unsern Lesern weiter berichten.

### 5. Die Stadt Benares.

Es war an einem Sonntag Abend im Missionshause zu Basel, daß wir um unsern lieben Gast im Kreise umherfaßen und uns von ihm über Indien erzählen ließen. Da meinte einer von uns, es wäre wohl das Beste, wenn er uns vor Allem ein recht anschauliches Bild von der Stadt Benares und ihrer Umgebung, und von dem, was darin so täglich vorgehe, geben wollte.

„Das ist eigentlich schwer,“ erwiederte Leupold. „Denn wir Abendländer können uns nicht leicht eine rechte Vorstellung machen von der Gestalt einer indischen Stadt und ihrem Treiben, wenn man es nicht selbst gesehen hat.“

Am überraschendsten ist der Anblick von Benares, wenn man zu Wasser auf dem Ganges sich der Stadt naht. Man kann nemlich von Calcutta aus ein Boot miethen, und zuerst auf dem Hugly, an welchem Calcutta liegt, und dann auf dem Ganges, von dem der Hugly nur ein Arm ist, nach Benares hinauffahren. Diese Boote der Eingebornen sind sehr einfach, ähnlich unsern



mittlern Rheinschiffen. Sie sind zum größern Theil — der Vordertheil des Schiffes ausgenommen — mit einem niedrigen Dache bedeckt, durch welches eine oder höchstens zwei kleine Cajüten gebildet werden, in welchen nur eben Raum ist zu einem oder etlichen kleinen Betten, zu einigen Polstern und zum Aufbewahren der wichtigsten Reise-Effecten. Im übrigen ist das Boot offen, oder höchstens mit einem Zelttuch gegen die Sonnenstrahlen geschützt. In der Mitte steht ein kleiner Mast, an welchem die Segel von grobem Tuch oder von dünnen aus Bast geflochtenen Matten aufgezo-gen werden. Ist der Wind gut, so geht's leicht; müssen aber die Hindus durch Rudern dem Schifflein forthelfen, so geht es jämmerlich langsam, und man kann 3, 4 bis 6 Wochen bis Benares unterwegs sein. Die Landschaft wechselt mit jedem Tage. Bald ist man von den sandigen und lehmigen hohen Ufern so eingeschlossen, daß man keinen Blick auf die Gegend thun kann, bald wird das Auge entzückt von den Wundern einer südlich üppigen Pflanzenwelt. Aber das Erstaunen erreicht seine Höhe, wenn man Benares nahe kommt. Schon aus weiter Ferne erblickt man die Hörner und Spitzen der prächtigen Moschee, welche der stolze Muhamedaner Fürst Nuru n g z e b auf den Trümmern der dort gestandenen Hindupagoden erbaut hat. Im Glanze der Sonne strahlte weithin jene spitzulaufende Kuppel, die ganz mit Goldplatten belegt ist.

Endlich breitet sich die mächtige Stadt in einem Halbkreise am linken Ufer des breitströmenden Ganges vor den Augen aus. Fast so weit die Stadt reicht, stiegen vom Flußspiegel breite steinerne Treppen oder Ghats zu dem hohen Uferrand empor, auf denen in Zwischenräumen ganz seltsame kleine Götzentempelchen stehen, welche

in Form von Pyramiden die Gestalt von emporlodernden Flammen nachahmen sollen. Oben an diesen Treppen breitet sich die Stadt aus, welche an einem leicht aufsteigenden Hügel hinangebaut ist. Die schönsten und größten Gebäude stehen zuvorderst, und prachtvolle Baumgruppen, unter denen vor Allem der schlanke Palmbaum hervorragt, geben dem Anblick einen unbeschreiblichen Reiz.

Aber wenn schon diese Ansicht der Stadt das Auge fesselt, so noch vielmehr die bunte seltsame Menge, die unaufhörlich auf den Treppen sich auf und ab bewegt, oder auf Strohmatten gelagert sich träge sonnt. Hier schöpfen gelbbraune Weiber Wasser, seltsam bemalt und aufgeputzt in Scharlachgewändern, mit Schellen und Glöckchen an den Füßen; dort stehen wundersame Heilige, mit Koth oder Kuhdünger bestrichen und in die unnatürlichsten Stellungen verdreht; Braminen jedes Alters, wohlgenährt, glänzend von Del, schreiten im hochmüthigen Gefühl ihrer vermeinten Heiligkeit auf und nieder; Sichtbrüchige und Aussätzige kauern am Boden; Elende, die von gräßlicher Augenkrankheit leiden, Kranke und Sterbende jeglicher Art, alte verlassene und verkommene Leute, welche hier sterben wollen, abgekehrte, halbverschmachtete Kinder mit ihren elenden Müttern, Alles dies geht am Auge vorüber, während das Boot langsam vorüberzieht. In die Ohren aber dringt ein dumpfes Rauschen und Summen von allen Seiten. Von den Moscheethürmchen herab tönt das laute Rufen der Stundenwächter, Hörner und Trommeln geben das Zeichen zu religiösen Ceremonien, Weiber schreien und schelten mit kreischender Stimme, Bettler fluchen und jammern, die andächtigen Verehrer des Ganges sunnen ihre gellenden Gebete, und zwischendurch tönt das Rufen der Schiffleute, das Wellen und Heulen der wilden See.

das Geschrei der Krähen und Geier, die sich oft ungescheut diesem Gewühle nahen.

Dies ist das Bild, das Benares dem ankommenden Fremdling darbietet."

„Wir selbst“ — fuhr Leupolt fort — „kamen nicht zu Wasser, sondern zu Lande bei Nacht in Benares an. Da ist der Eindruck ein ganz anderer. Nicht Palläste, sondern elende aus Lehm oder Backsteinen gebaute, ein- oder zweistöckige Häuser von Palm- oder Rohrdächern bedeckt, bilden die Außen- oder Vorstädte, und schließen enge, schmutzige und stinkende Gassen ein. Im untern Stockwerke, wenig über den Boden erhaben, sind die offenen Kaufläden, wo die Verkäufer mit unterschlagenen Beinen hinter ihren in Körben aufgeschichteten Waaren sitzen. Als wir einzogen, waren tausende von kleinen Lämpchen in den Bazars angezündet, und beleuchteten die Straßen und das laute lebhafteste Gewühl von Menschen, das immer größer wurde, je mehr wir uns der inneren Stadt näherten. Hier wird schon Alles großartiger. Die Häuser erheben sich, um kühl und schattig zu sein, bis zu fünf und sechs Stock Höhe, im mannigfaltigsten und seltsamsten Baustyl, mit zierlich geschnitzten Gallerien, welche um die Stockwerke laufen, mit Erfern und Vorbauten aller Art. Der unterste Stock ist meist aus Quadersteinen gebaut, und die Gallerien und Erfer reich bemalt. Statt der Glasfenster finden sich meist geschnitzte Holzgitter an den Häusern. Aber auch hier ist alles eng, winklig und schmutzig. In der innern Stadt befinden sich die größeren Marktplätze oder Bazars. Hier sind die belebtesten Punkte der Stadt. Tausende von Eingeborenen ziehen prüfend vorüber an den Buden der Händler, von denen der Getreidehändler und der Verkäufer von Süßig-

seiten die besuchtesten sind. Da ist Waizen, Reis, Gerste in Körben aufgestellt oder auf dem Boden vor der Bude angeschüttet, und daneben steht gewöhnlich eine heiß gehaltene eiserne Pfanne, in welcher Reis geröstet wird, — eine Lieblings Speise der Hindus, die mich oft an die Sagen erinnerten, welche David seinen Brüdern ins Lager bringen mußte (1. Sam. 17, 17.). Doch am beliebtesten ist das aus Mehl und Zucker bereite, und in zerlassener Butter gesottene Backwerk, das die Verkäufer in allerlei Formen ordnen, und das von den Frauen namentlich überaus geliebt wird. Dort sitzt ein Tischler und bereitet mit seinen fünf Handwerksgeräthen (Hacke, Hammer, Säge, Bohrer und Messer) die feinsten Arbeiten; neben ihm verfertigt der Schuster die sonderbar geformten Schnabelschuhe, und nicht weit davon verkündet das laute Hämmern die Werkstatt eines Schmieds, der ebenfalls sitzend sein Werk verrichtet. An den Ecken der Straßen bieten arme Weiber Gewürze, Blumen und dgl. zum Verkauf aus, und wilde ungezogene Jungen laufen und schreien zuchtlos durch die engen Straßen. An andern Orten bieten Hindus und Mohamedaner heilige Halsbänder und Amulette aus Horn, Elfenbein und Blumen feil, zwischen denen Büßende, Blinde, Lahme und die frechsten Bettler ihr Wesen treiben. Vor einzelnen Häusern stand das Volk, von den Vornehmsten bis zu den Elendesten herab, um dem Klingklang schlechter Musik zuzuhören, oder das frazenhafte Wesen schmutziger Fakire anzustarren. In den reichen Magazinen aber sind Gold- und Silberarbeiten, feine Musseline- und Seidenwebereien mit Gold und Silber durchwirkt, schöne Gefäße aus Messing und Kupfer, niedliche Flechtarbeiten aus Bast oder Pfauenfedern aufgestellt, — Dinge, welche den Fremden wundersam fesseln können.

Einige Tage nach unserer Ankunft, führte uns ein Freund auf einen der hohen schlanken Thürme oder Minarets der großen Moschee, von wo wir denn einen unbeschreiblich großartigen Ueberblick über die Stadt und Umgegend hatten. Die alte Stadt lag wie Eine dichte Masse da, bei der man gar keine Straßen und Gassen wahrnehmen konnte, während die unzähligen größeren und kleineren Pagoden und Moscheen stattlich über dem Häusermeer emporragten. Vor Allem aber fesselte der prächtige Strom mit seinen belebten malerischen Ufern und den vielen Booten unser Auge. Bis in eine unabsehbare Ferne konnte man sein Wasser, das wie ein schimmerndes Silberband über die weite Ebene gelegt war, mit den Augen verfolgen. So weit der Blick reicht, ist herrliches angebautes Land. Reis, Gerste, Hafer, Indigo, Wicken, Mohn und die schlanke Zuckerstaude werden überall gepflanzt; dazwischen erheben sich kleine Pomeranzen- und Plantanenhaine, buschigte, schattenreiche Tamarinden und vereinzelte majestätische Palmen.

Es war mir eigen zu Muth, als ich von jenem Thurme ins Land hineinschaute. Ganz Indien lag vor meinem Geiste. Dort hinab gegen Mittag dehnt sich also (so dachte ich bei mir selbst) die ungeheure Halbinsel aus, die wie eine Zunge sich ausspizt und vom großen Südmeere bespült wird. Und dort, wo sich eben die Sonne zum Untergang neigt, dehnt sich das unermessliche Reich ebenso weit über Gebirge, Ströme und Ebenen aus, bis hinan zum fernen Indus, der dem Reiche den Namen gegeben. Ich wandte mein Angesicht gegen Mitternacht. Da leuchteten geisterartig die schimmernden Schneespitzen des Himalaya herüber, jener höchsten Alpenkette der Erde, an deren ewigen Grundbau, wie er von der Hand

Gottes in unermesslicher Ausdehnung hier oben gegründet ist, das ganze ungeheure Indien gleichsam befestigt scheint. Dorthin, über jenen ewigen Schnee hinüber, liegt das von wenigen Europäern nur gesehene Tibet und das wundersame China und Birma, das auch gegen Morgen hin Indien einschließt.

Und in diesem Reiche, das in seiner größten Längenausdehnung mehr als 600 Stunden, in seiner größten Breite etwa 500 Stunden mißt und nicht weniger als 135 Millionen Menschen in sich faßt, in diesem Reiche stand ich nun! — Und was wollte ich denn hier? Diesen Millionen um mich her, die noch vor den stummen Götzen knien und den Namen unsers hochgelobten Jesus größtentheils noch gar nicht, oder nur im Vorübergehen, gehört haben, — denen wollte ich armer Mensch das Evangelium verkündigen! Denen wollte ich sagen: „wendet euch ab von den stummen Götzen und dienet dem lebendigen Gott!“ Ach, wie kam ich mir so elend, so als gar nichts vor!

Wir stiegen herab von dem Thurme und eilten nach Hause. Aber in der That, unser Heimweg war nicht geeignet, mich aus dem Gefühl meines Unvermögens emporzuheben. Mit jedem Schritt, den ich that, zeigten sich mir neue Gräuel des Heidenthums. Ein Götze steht fast neben dem Andern. In jeder Ecke ist einer angebracht. Die abscheulichsten Figuren stellen sich überall dem Blicke dar. Besonders hat man sich in Acht zu nehmen vor gewissen lebendigen Gottheiten, die in den engen Straßen der Stadt ihr Wesen treiben. Es sind die heilig gehaltenen Stiere der Braminen, die auf öffentliche Kosten genährt und göttlich verehrt werden. Sobald man ihnen nahe kommt, so brummen sie, und nicht selten rennen sie

Menschen nieder oder verletzen sie mit ihren Hörnern; ja es ist nicht selten, daß Personen durch sie getödtet werden. Sie richten viel Unheil an, fressen aus den aufgestellten Körben der Händler Gartengewächse, Reis, Korn und dergl., und Niemand wagt es, sie zurückzuweisen oder zu bestrafen. Zuweilen jedoch, wenn ein solcher Gott gar zu viele Verbrechen gethan hat, wird er vor den Richter gebracht, und erhält eine regelmäßige förmliche Verurtheilung, die gewöhnlich darin besteht, daß er auf das andere Ufer des Ganges transportirt wird. Diese gefährlichen Götter sind mir immer am lästigsten gewesen."

So erzählte Leupolt an jenem Abend, und es war uns, als wenn wir mit ihm durch Benares gewandelt wären.



## 6. Ein Capitel aus der Naturgeschichte.

Als wir noch beisammen saßen und eben noch etwas über jene gehörnten Götter diskutirten, nahm Einer der

anwesenden Freunde, der gar gerne von Löwen und Tigern erzählen hört, Veranlassung zu fragen, ob um Benares auch noch dergleichen unheimliche Gäste haufen?

Da gab unser Gast einige interessante Mittheilungen aus diesem Gebiet, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Da das Land sehr gut angebaut ist,“ sagte er, „so findet man jetzt in der Nähe von Benares, keine Tiger, Bären, Leoparden und Hyänen mehr, aber Wölfe giebt es noch immer, die jedoch selten einen erwachsenen Menschen anzugreifen wagen. Sie sind gewöhnlich nicht sehr groß, aber doch immerhin stark genug, um ganze Schafe wegzuschleppen. Sie sollen auch hin und wieder Kinder mit sich forttragen, aber solche Beispiele sind doch sehr selten. Einst schliefen unsere eingebornen Christen unter freiem Himmel, was hier zu Lande in der heißen Jahreszeit sehr gewöhnlich ist; auch Johannes, ein christlicher Hindu, schlief in dem Hofraum vor seinem Hause, während in einiger Entfernung seine Frau mit einem unmündigen Kinde lag. Um Mitternacht wurde Johannes durch ein Geräusch geweckt. Er sah sich nach der Ursache um, und bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken einen gräulichen Wolf, der gerade vor seinem schlafenden Kinde stand und augenscheinlich im Begriff war, es zu packen. Johannes sprang rasch auf und erhob ein lautes Geschrei, was den Wolf so erschreckte, daß er davon lief.“

Obgleich wir aber von reißenden Thieren weniger zu befürchten haben, so sind wir um so mehr in Gefahr, von Schlangen gebissen zu werden. Wir haben deren mehrere Arten; die größte, die ich gesehen, war etwa 9 Fuß lang. Unser Knecht Dschedi, ein Hindu, lief ihr mit einem Bambusstock nach. Als die eine Hindufräuh wahrnahm, rief sie überlaut: „Tödtet doch unsern Gott



nicht, tödtet doch unsern Gott nicht!" Der Mann erwiderte ganz ruhig: „Ich will ihm nur einen Schlag versetzen“ — und damit gab er der Schlange einen Hieb auf den Kopf, daß sie starb.

Die größern Schlangen sind weniger gefährlich, als die kleinern; die letztern finden sich nicht selten in unsern Häusern. Ich erinnere mich, wie eines Morgens meine Gattin in ihrem Zimmer saß, während unsere drei Kinder neben ihr auf dem Boden spielten. Das jüngste war etwa 9 Monate alt; es war ein lebhaftes Kind, das überall herum kroch und Alles, was es erreichen konnte, in die Hände nahm. Als nun meine Gattin mit den Kindern das Zimmer verlassen hatte, kam der Knecht, um dasselbe zu reinigen. Kaum aber hatte er sein Geschäft begonnen, als er ausrief: „eine Schlange, eine Schlange!“ — Etliche Waisenkneben aus unserer Anstalt liefen sogleich herbei und tödteten sie. Es war eine braungelb glänzende Brillenschlange (*Cobra capello*) etwas über 2 Fuß lang, und zwar eine der giftigsten. Meine Kinder hatten nur einen Fuß weit von der Stelle gespielt, wo sie unter einem Stück Tuch verborgen lag. Hätte unser liebes Kindlein dieselbe gesehen, es hätte ohne Zweifel darnach gegriffen, und wäre in 20 Minuten eine Leiche gewesen. Aber unser himmlische Vater hat es aus Gnaden behütet; ihm sei Dank dafür!

Diese Thiere sind häufig für die Eingebornen tödtlich. In der Nacht kriechen sie aus ihren Löchern unter die Kissen der Leute, während sie schlafen. Geschicht es nun, daß sie etwa beim Umwenden auf dem Lager die Schlange drücken oder verletzen, so wird diese sie beißen, und die armen Leute erwachen nie wieder. Ich kenne mehrere Fälle dieser Art, und wurde schon oft

mitten in der Nacht gerufen, weil eine Schlange ihren Weg zu den Bettstätten unserer Waisenkneben gefunden hatte. Ist Jemand wirklich gebissen worden, so ist für den ersten Augenblick die Gefahr nicht groß, denn wir geben ihm in einem Gläschen Branntwein hundert Tropfen Laudanum, in etwa 15 Minuten 200 Tropfen und bald darauf wieder 3—400 Tropfen, was dem Gift entgegen wirkt und den Gebissenen wieder herstellt. Doch muß man Sorge dafür tragen, die Wunde mit kaltem Wasser auszuwaschen, und wenn sie an einem Arm oder Bein ist, denselben oberhalb der Wunde zu unterbinden. Obgleich eine solche Quantität Laudanum in andern Fällen hinreichte, nicht bloß einen Mann, sondern ein Pferd zu tödten, so greift sie doch in dem Fall von Schlangenbissen den Leidenden kaum an. Läßt man den Gebissenen dann etwa 4 Stunden lang beständig auf und ab gehen, so wird er nach und nach schläfrig werden, und am folgenden Tag steht er gesund und wohl wieder auf.

Bei dieser Gelegenheit muß ich eine eigenthümliche Erscheinung erwähnen, die in Indien sehr häufig ist und in der Bibel als heidnische Sitte erwähnt wird, — das Schlangenbeschwören (Ps. 58, 4—6. Jerem. 8, 17.) Daß hierbei eine dunkle geheimnißvolle Zauberkraft mitwirke, scheint beinahe unlängbar. Es giebt nemlich in Indien herumwandernde Beschwörer, welche sich in denjenigen Häusern, wo Schlangen verspürt werden, anbieten, dieselben herauszulocken und zu tödten. Zu dem Ende begeben sie sich in die Keller und Gewölbe, sagen ihre Zauberformeln her und blasen dabei eine Art Flöte. Kaum haben sie das begonnen, so kriechen aus den Löchern die gefürchteten Schlangen hervor, erheben sich mit dem Haupte hoch empor, und lassen sich von dem Zauberer

ohne Widerstand in einen bereitgehaltenen Korb legen oder tödten. Die glaubwürdigsten Personen haben mir solches aus eigener Anschauung bestätigt. Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß Viele dieser sogenannten Zauberer nichts anders als Betrüger sind. So rief ich eines Tages einen solchen Mann zu mir und hieß ihn Schlangen herbeicitiren. Er begann sein Geschäft und alsbald kam eine muntere glänzende Schlange aus einer Ecke hervor, erhob ihr Haupt und ließ sich willig von dem Zauberer nehmen. Allein ich traute der Sache nicht recht. Deshalb bat ich ihn nach Verlauf mehrerer Wochen noch einmal zu mir, befahl aber meinen Leuten, ihm beim Eintritt ins Haus seinen Korb abzunehmen. Dies geschah, und nun war es mit seiner Kunst zu Ende; in dem Korb aber war dieselbe muntere, abgerichtete Schlange, die er wahrscheinlich beim erstenmal mit Taschenspielerkunst freigelassen, und dann durch sein Rufen, Zischen und Pfeifen wieder herbeigelockt hatte.

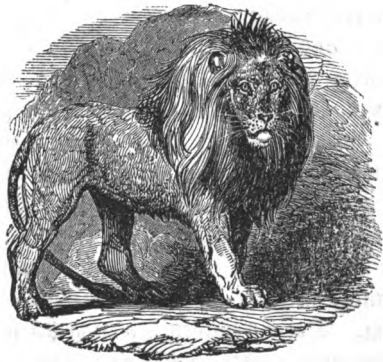
Solche Beschwörer führen nemlich sonst auch gezähmte Schlangen in ihrem Korbe umher, welche sie ums Geld dem staunenden Volke vorzeigen und allerlei Künste machen lassen. Sobald die Pfeife des Zauberers ertönt, so erhebt sich die Schlange aus dem Korbe mit den reizendsten Krümmungen, bewegt den Kopf und Oberleib nach dem Takt der Musik, und folgt den Tönen mit zierlichen, wellenartigen Bewegungen. Hört die Musik auf, so verfallen sie wieder in stumpfe Ruhe und liegen bewegungslos da. Doch müssen sie gleich darauf wieder in den Korb aufbewahrt werden, weil sie sonst leicht den Zuschauern gefährlich werden. So schoß einmal eine solche Schlange, als die Musik plötzlich inne hielt, pfeilschnell unter die Zuschauer, schlang sich um den Hals eines jungen Wei-

bes und brachte ihr eine Wunde bei, woran sie nach einer halben Stunde unter heftigen Schmerzen starb.

Wir haben auch Moskitos, eine Art von Stechmücken, die aber mehr lästig als gefährlich sind. Sie machen sich besonders gerne an neu angekommene Europäer und namentlich an die Frauenzimmer, die oft wirklich schrecklich darunter leiden; bei ganz kaltem, so wie ganz heißem Wetter verschwinden sie in Benares beinahe ganz. Die Kinder der Eingeborenen sind oft so verstoehen und aufgeschwollen, daß man sie nicht ohne Mitleid ansehen kann. — Alligators und Krokodile bevölkern den Ganges, doch habe ich bei Benares keine gesehen. Dagegen hatte ich oft Gelegenheit, auf meinen Reisen diese dickbepanzerten Ungethüme zu sehen. Vor einiger Zeit wurde in Calcutta ein ungemein großes Krokodil mit einem Hacken gefangen und aufs Land gebracht. Es hatte gierig nach einer Lockspeise geschnappt, in welcher der Hacken verborgen war. Nach unbändiger Gegenwehr war es geglückt, dasselbe lebendig in einen Hofraum zu bringen. Hier wurde mit Flinten nach ihm geschossen, aber die Kugeln prallten an seinem Schuppenpanzer wie am Eisen ab, und das Thier rührte sich nicht. Erst als man mit einem langen Speer nach den weichsten und verwundbarsten Theilen stach, fuhr es mit Blitzesschnelle sich drehend nach der Seite, von welcher es angegriffen wurde, und sperrte wüthend seinen fürchterlichen mit scharfen Zähnen besetzten Rachen weit auf. Nur mit viel Mühe konnte es endlich getödtet werden.

An der Westgränze Indiens, nahe beim Ausfluß des Indus, befindet sich ein Teich, welcher nur der Krokodilenteich heißt. Darin befinden sich etwa 50 solcher Bestien, von denen mehrere über 15' lang sind. Fakire oder

heilige Büßende sind die Beschützer dieser für heilig gehaltenen Thiere, denen man, um sich ihres Anblicks zu erfreuen, einen Ziegenbock opfern muß. L. von Orlich erzählt von ihnen: — „Kaum waren wir abgestiegen, so boten auch schon einige schmutzige nackte Fakire ihre Dienste an; Einer von ihnen brach Rohrweige ab, um die zudringlichen Krokodile abzuwehren, und rief in klagendem Tone: owk, owk! (komm, komm!) Gleich Hunden krochen alsobald einige dreißig Krokodile aus dem Wasser und legten sich im Halbkreis vor des Gebieters Füßen. Es war ein sonderbares Schauspiel, diese Thiere mit aufgesperrem Rachen vier Schritte vor sich zu sehen; sie waren aber so folgsam, daß sie sich bei der geringsten Berührung mit dem Rohre zurückzogen. Der geschlachtete Ziegenbock wurde stückweise den Bestien vorgeworfen, welche sich die Bissen gierig abzujaßen suchten, und dabei mit ihrem Schuppentkörper so heftig aneinander stießen, daß Einzelne förmlich überschlugen. Nach der Mahlzeit trieb der Fakir seine Pfliegbefohlenen wieder in den Teich.“



Was die reißenden Thiere, wie Löwen, Tiger, Leoparden und dergl. betrifft, so haben wir, wie gesagt, um Benares nicht viel von ihnen zu befürchten. Dagegen sind die Gegenden südlich von Calcutta, wo die vielen seichten Gangesarme große Sumpfstrecken bilden, die von niedrigem Buschwerk bewachsen sind, noch vielfach heimgesucht von diesen unheimlichen Gästen. Meine Missionsbrüder haben mir Fälle erzählt, wo Tiger in die Hütten der Eingeborenen drangen, und zum Schrecken der Einwohner Schaafse, Ziegen oder sonst eßbare Dinge vor ihren Augen wegschleppten. Zuweilen wissen die Leute dem ungeladenen Gaste so geschickt zu entgehen und hinter sich die Thüre zuzuworfen, daß er in der Hütte gefangen ist und dann mitleidslos unter ihren Speeren und Kugeln sterben muß. Einer unserer Brüder erzählte mir folgende Geschichte: —

Die Engländer in Indien, namentlich die ritterlichen Offiziere der Armee, sind große Freunde der Tigerjagd, und nicht selten werden sie von den Fürsten Indiens dazu eingeladen. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß auf einen Tiger in der Nähe einer Missionsstation Jagd gemacht wurde. Als man den Aufenthalt des Thieres ausgekundet hatte, wurde rasch der ganze Platz um den Tiger mit hohen Jagdgarnen umstellt, und zwar so, daß man dieselben nach und nach immer enger zusammen zog, so daß das Thier endlich in einen buschigten Raum von etwa 40 Schritten ins Gevierte eingeengt war. In einem Gebüsch lag es stille, wie eine Katze, und nur seine blitzenden Augen zeugten von dem Grimm, der in ihm kochte. Jetzt geschah der erste Schuß nach ihm. Der Tiger rührte sich nicht. Man schoss noch einmal und zum drittenmal, — keine Bewegung, als nur ein dumpfes Geheul für

kurze Zeit, dann regungslose, lautlose Stille. Er ist getroffen, hieß es, er ist todt! Man wartete noch längere Zeit, bis sich endlich ein herzhafter Hindu erbot, nach dem Busche zu gehen. Man öffnete das Jagdgehege und der Mann ging. Nichts regte sich. Plötzlich, als er eben das innerste Gebüsch raschelnd zurückbog, springt das gereizte Thier wüthend empor und auf den Unglücklichen los. Dieser eilt einem nahestehenden Baume zu, ergreift einen herabhängenden Ast, und will sich hinaufschwingen; allein der Tiger packt ihn am Schenkel und haut seine scharfen Zähne tief ins Fleisch. Mit der Kraft der Verzweiflung zieht sich der Mann am Aste empor, und zieht den Tiger, der seine Beute nicht fahren läßt, nach sich. Schrecken ergreift Alle. Das Gestrüpp verhindert, einen sichern Schuß nach dem Thiere zu thun, ohne das Leben des Mannes in Gefahr zu setzen. Das Geschrei des Unglücklichen ist herzerreißend; da dringt mit kühnem Heldenmuth ein englischer Offizier hinein ins Gebüsch, stellt sich nahe an den Baum, wo der verzweifelte Kampf stattfindet, und jagt mit sicherer Hand dem wüthenden Thier eine wohlgezielte Kugel durch den Kopf, daß es taumelnd zusammen stürzte. Der Mann aber hatte lange am Schrecken und an der tiefen Wunde zu leiden."

"Von einem unsrer indischen Missionsbrüder" — fiel da Einer aus unsrer Gesellschaft ein — „hab' ich gelesen, wie er eines Abends im Freien spazieren ging. Da geht er an einem kleinen Göpentempel vorüber, der offen stand. Er tritt hinein, stellt sich schmerzlich bewegt vor das abscheuliche Gößenbild, und betet für Indien. Da erhebt sich plötzlich hinter dem steinernen großen Bilde ein Löwe, und schaut den Missionar verwundert an. Sonst hätte wohl ein Todesschrecken ihn ergriffen: aber so ruhig und

zu Gott erhoben war sein Gemüth, daß er ohne Zittern diesem König der Wildniß fest ins Auge sah, und mit großer Besonnenheit, Auge in Auge, langsam, langsam nach der Thüre rückwärts schreitet, — und als er nahe genug war, mit einem Sprung hinausleilt und die Thüre hinter sich zuschmettert. Herbeigeholte Eingeborene tödten den gefährlichen Tempelbesucher mit leichter Mühe.“

Von diesen Thieren der Wildniß kam das Gespräch auf die zahmen und Hausthiere Indiens. „Wir haben,“ — sagte Leupolt, — „Pferde und Ochsen, welche letztere namentlich viel vor die zweiräderigen Heckeries oder Karren gespannt werden, auf denen der Eingeborene, wie der Europäer, seine Fahrten und Reisen macht. Auch giebt es Kühe, Schaafe, Ziegen, Geflügel aller Art in großer Menge. Am nützlichsten aber sind die Kameele und die stattlichen Elephanten, deren Beobachtung dem Europäer viel Genuß und Reiz gewährt. Oft sah ich mit Vergnügen den geduldigen Dromedar an, mit seinem eigenthümlichen Höcker, seinen breiten Blattfüßen, mit denen er sicher und fest über den weichen Sand der Wüste hinschreitet, ohne zu tief einzusinken, mit seinem tief herabgekrümmten langen Hals und seinem kleinen gutmüthigen Kopf. Oft ladet man ihm Lasten von 8—12 Centner auf, die auf beiden Seiten des Rückens herabhängen. Auf den Ruf des Führers fällt das Thier auf die Kniee nieder, und läßt sich willig bepacken; aber ehe es wieder aufsteht, erhebt es ein so klägliches jammervolles Gestöhne, daß man nur mit Mitleid es anhören kann. Dann aber schreitet es mit festem Schritt taktmäßig vorwärts, wohl auch nach dem Takt einer Handtrommel oder Pfeife, und mag täglich seine 20 Stunden ohne zu große Ermüdung machen. Bekanntlich frist es sehr wenig und ist mit dem



schlechtesten Futter zufrieden, und kann 3 bis 4 Tage behaglich reisen, ohne zu trinken, ja wohl 10—14 Tage kann es ohne Wasser leben. Sein doppelter Magen dient ihm als eine Art Wasserbeutel, aus welchem es seinen Durst selbst löschen kann. Wenn sein Führer es schlecht besorgt oder es erzürnt, so kommt wohl dieß sanfte und geduldige Thier in Wuth. So erzählte mir Jemand, daß auf einer Reise der Führer sein Thier wiederholt zum Zorn gereizt habe; dieses ließ sich Alles willig gefallen, allein in der Nacht befürchtete der Führer selbst einen Ausbruch der Rache des gereizten Thieres. Deshalb legte er sich, nachdem er daselbe gefüttert hatte, nicht wie gewöhnlich neben das Kameel zur Ruhe, sondern, nachdem er zum Schein seine Kleider und Decken an den gewöhnlichen Platz niedergelegt, schlich er sich weg nach einer etwas entfernteren Stelle. Kaum war Alles stille geworden, als das Kameel wüthend den Strick zerriß, an welchem es befestigt war, und die Kleider und Decken, unter welchen es seinen Führer liegend wähnte, mit den Füßen zertrat und zerstampfte, so daß dieser, wäre er nicht so vorsichtig gewesen, unfehlbar ein Kind des Todes geworden wäre.

Der Elephant ist der König der Hausthiere in Indien, ebenso sehr durch seine Riesengestalt, Stärke und Klugheit, als durch seine merkwürdige Gelehrigkeit und Lenkfähigkeit. Im wilden Zustande leben die Elephanten jetzt nicht mehr in Bengalen, da die zunehmende Cultur sie verdrängt hat, obwohl noch vor 20 Jahren in dem Sumpflande südlich von Calcutta ganze Heerden wilder Elephanten hausten, welche die Reis- und Zuckerpflanzungen oft jämmerlich verwüsteten. Um sie zu vertilgen, legte man vergiftete Reiskuchen auf ihre gewöhnlichen

Waideplätze, wovon viele den Tod fanden. Jetzt sind sie am zahlreichsten in den sumpfigen Waldregionen zu Hause, die wie ein Gürtel sich um den Fluß des mächtigen Himalagebirges ziehen. Dort, bei den reichen Zuckerrohrpflanzungen, die der Elephant so ungemein liebt, in den Bambuswaldungen und Laubholzwäldern ist ihr Lieblingsaufenthalt. In der trockenen Jahreszeit ziehen sie sich in ihre feuchten undurchdringlichen Waldungen zurück, aber in der Regenszeit brechen sie daraus wie Wüthriche hervor, zerstören Erndten und Pflanzungen, und treten Alles nieder, was ihnen begegnet. Wenn der einzelne Wanderer sie von ferne erblickt, so bleibt ihm nichts übrig, als sich in das hohe Gras zu verbergen, wo der Elephant sie nicht auffucht; kann er aber nicht mehr ausweichen, so windet er sich so schnell als möglich Fackeln aus Bambus, zündet sie an und hält sie dreist dem Kolosß gegen den Kopf, worauf dieser den Rücken wendet; wo nicht, so wird der Mensch zertreten. Es giebt Fälle, wo auch der gezähmteste Elephant von der Wuth oder Brunst befallen wird; dann läßt das tollgewordene Thier einmal seine Riesenkraft wieder austoben, und schmettert wie eine große Donnerwolke Alles um sich nieder. Ein solcher tollgewordener Elephant streifte einmal lange Zeit in der Gegend von Nagpur umher und setzte die ganze Landschaft in Schrecken, keine Gewalt konnte ihn bemeistern, bis er endlich mit Stückkugeln niedergeschossen wurde.

Wenn er gezähmt ist, so ist er das trefflichste Hausthier, das gefunden werden kann. In älteren Zeiten durften in Indien nur die Fürsten Elephanten halten, zu deren Hofstaat sie gehörten. Seitdem aber die Engländer Herren und Fürsten des Landes geworden sind,

hält jeder vornehme Engländer seinen Elephanten. Zur brittischen Armee gehören viele hundert solche kolossale Thiere, die zum Tragen der Feldgeräthe, der Zelte und Teppiche, neuerdings auch zum Ziehen der Kanonen verwendet werden. Ein ehemaliger Großmogul von Delhi soll sogar 6000 Elephanten in seinem Kriegsbeer gehabt haben. Der Radschah oder Fürst von Benares, der freilich ganz von den Engländern abhängig ist und Nichts mehr zu befehlen hat, hat mich hin und wieder auf seinen Elephanten geladen, wobei ich jedesmal mit besonderem Vergnügen das gescheidte Thier beobachtete. Auf seinem breiten Rücken ruht eine Art Schlittensiß für zwei Personen, während über den ganzen Leib des Thieres eine rothe Decke hängt. Zwischen den Ohren sitzt dann der Lenker mit einer Art Gabel, womit er das mächtige Thier leitet. An der Seite hängt der Länge nach eine Leiter, die zum Auf- und Absteigen herabgelassen wird. Oft sah ich, wie der Elephant höchst seltsam sein Compliment vor seinem Herrn machte, indem er sich auf die Vorderkniee neigte und den Rüssel hoch in die Höhe streckte. Wie geschickt er mit diesem Rüssel, an welchem ein eigener Finger hervorsteht, große und kleine Gegenstände faßt, mit welcher Riesenkraft er damit dicke Bäume zerbricht und Tiger und Löwen niederwirft und zerquetscht, davon erzählt man ja vielerlei. Am meisten aber wird seine Klugheit gerühmt, wovon in Indien unzählige seltsame Historien kursiren. Was mein Bruder Weitbrecht von jenem Elephanten erzählt hat, den ein Engländer bei der Tafel, statt ihn mit einigen Früchten und Süßigkeiten zu regaliren, mit der Gabel in den Rüssel stach, und der dann hinging, einen Zweig, der voll von Ameisen war, abbrach und zum allgemeinen Gelächter über den unfreund-

lichen Herrn ausschüttelte, das mag als Beispiel dienen. Die Hindus rühmen viel von seinem Verstand, und stellen ihn so hoch, daß sie sagen, Prinzen und Prinzessinnen fahren nach ihrem Tode in die Leiber von Elephanten, während die anderen Menschenkinder in gemeinere Thiere fahren. Ja der Elephant, sagen sie, wohnt bei den Göttern und gehört zu ihrem Hofstaat; er hält bei ihnen Thronwacht. Deswegen stehen in allen größeren Hindutempeln steinerne Elephanten als Pfeiler und Träger der Hallen oder der Götterthrone. Und was soll man weiter sagen? Einer der Hauptgötter Indiens, Ganesa, hat gar einen Elephantenkopf, um damit anzuzeigen, daß in dem Kopfe dieses Gottes wahre Elephantenweisheit wohne!“

So wurde an einem Abend mancherlei aus dem wunderbaren Reiche der Natur erzählt, und Mancher von uns dachte dabei an das Wort der Schrift: „Du, Herr, wirfst den Menschen zum Herrn machen über deiner Hände Werke; alles hast Du unter seine Füße gethan: Schaaf und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist Dein Name in allen Landen!“ (Ps. 8, 7—10.)

„Nur noch Eines laß mich fragen,“ rief hier Einer von uns. „Wie ist denn das Klima von Benares?“

„Heiß, sehr heiß!“ antwortete unser Gast. „Ja, diese Stadt wird, weil sie in der weiten Fläche von Hindostan liegt, für eine der heißesten Stationen Nordindiens gehalten. Wir haben drei Jahreszeiten, die kalte, die heiße, und die Regenszeit.“

Die kalte Jahreszeit beginnt im November und dauert bis Ende Februars. Für einen Europäer, der eben aus Deutschland oder der Schweiz kommt, ist diese

Zeit die allertöflichste und lieblichste. Die Luft im Ganzen ist mild, lau, wie im Mai bei uns. Nur die Nächte sind oft frostig; ja im December und Januar haben wir wirklich kalt. Etlichemal habe ich einen starken Reifsen gesehen, und dreimal in 9 Jahren war der Boden leicht gefroren. Schnee haben wir nie; doch ist es manchmal kalt genug, um die Eingebornen in Stand zu setzen, auf künstlichem Wege Eis zu bekommen. Sie bewerkstelligen dieß folgendermassen: — Ein Stück Land wird etwa 2 Fuß tief ausgegraben, und eine Lage Stroh 9 Zoll dick darin ausgebreitet. Auf diese Lage werden kleine, nicht tiefe Teller gestellt, die mit Wasser gefüllt werden. Gegen Sonnenaufgang gefriert das Wasser. Nun sind die Leute beschäftigt, die Teller in Körbe auszuleeren, damit das Wasser darin ablaufe, während das so gewonnene Eis in runde Eisgruben geworfen wird, die gewöhnlich etwa 20 Fuß tief und eben so weit sind. Dort wird dann das Eis vom Stroh gereinigt und zusammengestampft. Die Seitenwände dieser Grube werden sofort mit einer Lage Stroh bekleidet, während der Boden mehrere Abzugsgräben hat, durch welche das Wasser, das etwa durch Verdunstung des Eises entsteht, abfließen kann. Ueber den Eisgruben werden 2 kleine Hütten errichtet, eine über der andern: der Raum zwischen beiden wird mit Stroh ausgefüllt. Wenn die heiße Jahreszeit beginnt, wird jeden Morgen Eis ausgetheilt an die Besitzer der Gruben.

Um Weihnachten erwarten wir etliche Regenschauer, von denen die Ergiebigkeit der spätern Ernte sehr viel abhängt. Während dieser Monate ist die Witterung überaus herrlich und erquickend, und die Schönheit und Lieblichkeit dieser Jahreszeit übertrifft Alles, was man in Deutschlands Klima kennt. In dieser Zeit tragen wir schwarze

Kleider, aber mit dem Anfange des März vertauschen wir sie mit weißen; denn jetzt beginnt die heiße Jahreszeit. Sie dauert bis zu Ende Juni. Wie hoch die Hitze in dieser Zeit nach und nach steigen kann, davon macht man sich in Deutschland keinen Begriff. Am beschwerlichsten sind die heißen Winde, die den ganzen Tag, gewöhnlich von Westen her, stürmen und oft so heiß sind, daß sie aus einem glühenden Backofen zu kommen scheinen. Würde ein Europäer sich nur eine Viertelstunde lang ihnen aussetzen, so würde sich seine ganze Haut abschälen, wenn nicht noch Aergeres erfolgte. In den Häusern hat man treffliche Vorrichtungen zum Schutz vor diesen Winden. An den hohen Fenstern herab nemlich hängen Strohmaten, welche den ganzen Tag mit frischem Wasser angefeuchtet werden. Durch sie streicht nun der heiße Wind durch, und da das Wasser kalt ist, so wird dadurch auch der Wind gefühlt, und man fühlt sich recht behaglich. Tritt aber Windstille ein, so ist es fast unausstehlich. Daß man sich der Sonne in dieser Zeit nicht aussetzen darf, ist natürlich, aber merkwürdigerweise auch nicht dem Mond. In den heißen Monaten schlafen die Eingebornen zwar gewöhnlich außer dem Hause unter freiem Himmel. Auch ich that dieß gewöhnlich, fürchtete mich aber immer vor dem Einfluß der Mondstrahlen, und traf ebenso viele Vorsichtsmaßregeln zum Schutz gegen dieselben, als gegen Schlangen. Es ist schwer, die Wirkungen des Mondes auf die menschliche Constitution zu beschreiben, aber sie werden von Eingebornen und Europäern allgemein anerkannt als sehr nachtheilig, und ich wurde oft, wenn ich spät Abends mich im Freien erging, an die Verheißung des Herrn erinnert: „des Tages soll Dich die Sonne nicht stechen, noch der Mond des Nachts“. Ps. 121, 6.



## 7. Noch Etwas über Benares und die Leute darin.

Aus Leupolts Papieren und andern Mittheilungen lassen wir hier noch einige weitere Züge folgen, welche das Bild von Benares und seiner Bewohner uns vervollständigen mögen.

Benares, — heißt es in jenen schriftlichen Notizen unsres Freundes, — ist eine der größten Städte Indiens. Sie wurde 1755 an die Engländer abgetreten, und liegt auf dem linken Ufer des Ganges, 140 Stunden nordwestlich von Calcutta. Ihr Name, der bei den Eingebornen Baranaschi heißt, ohne Zweifel von den zwei Flüssen her, zwischen denen sie liegt, nämlich dem Barna gegen Norden, und dem Assi gegen Süden; daher Barna-Assi oder Benares. Die Hindus nennen sie Kaschi, d. h. die prächtige. Hier soll der Gott Schiva regiert haben, und ich hörte die Leute sagen, sie sei ursprünglich von Gold, Silber und Edelsteinen erbaut gewesen. Jetzt bestehen ihre Gebäude fast sämmtlich aus Backsteinen oder Lehm.

Die Stadt liegt nach der Geographie der Hindus im Mittelpunkt der Erde, und alle übrigen Länder der Welt liegen rings um sie herum. Viele glauben, sie sei um 80,000 Stufen dem Himmel näher, als jeder andere Ort der Welt. Drei Stunden rings um Benares ist heiliger Boden, und wer deshalb in diesem Umkreise stirbt, fährt stracks gen Himmel, und wär' er auch der schrecklichste Sünder in der ganzen Welt gewesen. Man sagte mir, daß selbst Europäer, obschon sie Rindfleisch genießen, was die Hindus für die größte Sünde halten, doch in den Himmel kommen, wenn sie in Benares sterben. Als ich eines Tages mit einem Sprachlehrer studirte, erzählte er mir eine lange, schöne Geschichte. Als er fertig war, sagte ich zu ihm: „Nun, geseht es mir nur, es ist kein wahres Wort daran.“ Er gestand es. Als ich ihn nun fragte, ob er sich denn nicht schäme? ob er nicht wisse, welch' große Sünde er hiemit begangen habe? — antwortete er ganz ruhig: „Sünde? Sind wir nicht in Benares? was hat's zu sagen! Sterbe ich, so fahre ich direct in den Himmel.“ Da die Stadt für so heilig gehalten wird, so kommen viele reiche Eingeborene hieher, um hier zu sterben. Auch wahlfährtet jährlich eine große Menge Pilgrime hieher, und viele Radschas oder eingeborne Fürsten halten hier ihre regelmäßigen Stellvertreter, die an ihrer Statt die erforderlichen Budschas, d. h. gottesdienstliche Gebete und Waschungen verrichten und die nöthigen Opfer darbringen.

Die Straßen von Benares sind sehr enge, so daß durch manche derselben kein Fuhrwerk zu passiren im Stande wäre. Die ganze Länge der Stadt beträgt etwas mehr als eine Stunde, die Breite etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden. Manche Häuser sind 4 bis 5 Stock hoch. Die größern



Gebäude haben alle flache Dächer; an den Häusern auf dem alten Marktplatz führen außen Treppen hinauf bis zum Dach. In der Mitte des Hauses befindet sich ein Hofraum, welcher zuweilen auch mit einem Ziegeldach überdeckt ist. In einem solchen überdeckten Hofraum mag vielleicht unser Heiland (Marc. 2, 1—12.) gelehrt haben, so daß die Leute auf das Dach des Hauses von Außen hinaufstiegen, und ohne viel Störung den Sichtebrüchigen auf seinem Duli d. h. Traggbett, durch das aufgedeckte Ziegeldach des Hofraumes hinabließen. Ein Duli ist ein sehr leichtes Gestell, das vorne und hinten zwei sich kreuzende Bambusstöcke hat, durch welche eine Stange der Länge nach gezogen ist, die den Trägern auf der Schulter liegt. Die flachen Dächer sind umgeben von einer Brustwehr und dienen zum Spazierengehen, um des Abends frische Luft zu schöpfen. Auf dem alten Marktplatz habe ich selbst öfters auf dem Dach gepredigt.

Es giebt zu Benares sehr viele Tempel und etliche derselben sind, was die Bauart betrifft, schön, ja sogar prachtwoll. Der bedeutendste ist der des Bisheschar. Er ist einer der größten Tempel und steht nach der Meinung des Volks auf dem heiligsten Punkte der Welt, auf der Stelle, wo vor etlichen hunderttausend Millionen Jahren der Gott Schiwa seinen Thron hatte. Er steht in der Mitte eines großen Hofraumes, welcher von einer hohen Mauer umgeben ist. An der letztern laufen bedeckte Umgänge hin, die in kleine, finstere Zellen abgetheilt sind, deren jede ein Gößenbild beherbergt. Der Tempel selbst ist wunderschön behauen und trägt reiche Malereien und Bildhauerarbeiten an sich. In ihm steht der Hauptgöze, — der Linga, ein scheußlich Denkmal der Bersunkenheit der armen Heiden; kein christlich zartes Gefühl

würde eine Beschreibung dieses Gößen und des ihm geweihten Dienstes ertragen. Darüber hängt eine große Glocke, und zu seiner Rechten ist ein kleines Gemach, welches das „Heiligthum“ heißt.

Die Art und Weise, wie dieser und jeder andere Göze verehrt wird, ist folgende: — Wer in diesem Tempel anbeten will, muß sich erst im Ganges baden. Von dort nimmt er heiliges Wasser in einem kleinen Kupfergefäß mit sich, und kauft dann die nöthigen Opfergaben, die entweder in Blumen, Reis, Tuchstücken oder Geld bestehen. Letzteres, sagen die Braminen, sei dem Gotte das liebste Opfer. Damit eilt dann der Opfernde dem Tempel zu. Beim Eintritt in den Hofraum verbeugt er sich gegen das Gößenbild, und geht dann ein-, zwei- oder dreimal um den Tempel herum, wobei er seine Gebete und Anrufungen her murmelt. Diese Gebete sind in der Sanskritsprache verfaßt, wovon aber die Leute gewöhnlich nicht das Mindeste verstehen; könnten wir aber in ihrem Herzen lesen, so würde es darin etwa so heißen: „Gieb mir Reichtum, gieb mir Kinder, vertilge meinen Feind, gieb mir meines Herzens Gelüste, laß mich dieß oder das gewinnen oder genießen, ohne entdeckt zu werden!“ — Kein Wort von Gnade, von Vergebung der Sünden, von Heiligung! Wie könnten sie auch um solche Dinge beten, da sie keine Vorstellung davon haben? In den an der Mauer umherlaufenden Zellen befinden sich deshalb auch Gottheiten für die verschiedensten Bedürfnisse, z. B. ein Göze, der die unfruchtbaren Frauen erhört, einer, der die Diebe beschützt ic. — Ist das Gebet zu Ende, so schreitet der Opfernde auf den Gößen zu, steigt 3 Treppen empor, legt da sein Opfer nieder und sprengt das Wasser des Ganges auf das Gößenbild und die Opfergabe. In

diesem Augenblick schlägt der dienstthuende Priester die Glocke an, und der Gottesdienst ist vorüber. Der arme Gözendiener eilt von dannen und glaubt, daß sein Gebet erhört sei. Ueberzeugt ihn aber die Erfahrung vom Gegentheil, so meint er, er habe in den Ceremonien irgend etwas versehen, und fängt vielleicht die Sache von vorne an.

Dieser Tempel wird von jedem Pilgrim besucht, der nach Benares kömmt. Eines Tages, als ich denselben mit etlichen Freunden besuchte, sagte einer der dienstthuenden Priester zu mir: „Siehe, wie groß ist unser Gott! In euern Kirchen habt Ihr nur wenige Verehrer, hier aber beten Tausende, ja Zehntausende an; somit ist unser Gott größer, als der Eure.“ — Ich erwiderte: „Allerdings hat euer Gott mehr Verehrer in Benares, als der unsrige, welcher doch der wahre Gott ist; doch scheint es mir, der eurige müsse sehr arm sein: wie könntet Ihr sonst uns anbetteln?“ (Er hatte uns nämlich eben um eine Gabe angesprochen.) Er ging still hinweg. — Ich habe diesen Tempel mehr als einmal besucht, und wurde sogar zu dem allerheiligsten Gemach zugelassen; auch durfte ich öfters mit den Priestern über die Thorheit und Sündlichkeit des Gözendienstes reden. Doch werden wir nicht in jedem Tempel so gut aufgenommen, und hin und wieder weisen uns die Priester hinaus.

In dem Hofraum des Bischeschwar-Tempels befindet sich eine heilige Quelle, deren Wasser von dem Volke ausnehmend hoch gehalten wird, und jeder Pilger, der nach Benares kömmt, sucht etliche Tropfen davon zu bekommen. Er ist 30 Fuß tief, mit Quadersteinen ummauert und von einem Gitter umgeben, um welches Steinsitze angebracht sind; sein Wasser ist grünlich schmutzig. Die

Priester erzählen, der Gott, der im Tempel verehrt werde, habe sich, als der mohamedanische Kaiser Akbar den Tempel zu einer Moschee umgewandelt, in diesen Brunnen versenkt, und daher sei das Wasser so heilig. Nahe dabei befindet sich eine aus Granitquadern bestehende Plattform, auf welcher sonst die heilige weiße Kuh stand, deren Urin durch eine Rinne in den heiligen Brunnen lief, aus welchem von den Büßenden das kostbare Wasser mit messingenen Gefäßen geschöpft wird. Hier stehen beständig jene schmutzigen, eckelhaften Fakire oder Heilige, welche durch Selbstpeinigung sich den Himmel verdienen wollen; Andere liegen da und erwarten an dieser heiligsten Stätte den Tod.

Wie viel Götzen in Benares seien, läßt sich nicht ansmitteln. Ich fragte einst einen Brahminen, wie viel Götzen wohl hier seien. Er erwiderte: „Das kann ich nicht sagen; aber dessen bin ich gewiß, daß darin mehr Götzen sind, als Leute.“

Auf der Westseite von Benares befand sich früher eine Art von Schilf- und Buschwaldung mit großen Sümpfen und zahlreichen Quellen. Es war dieß ein Zufluchtsort für Diebe, Mörder und Straßenräuber. Alle Verbrechen wurden hier begangen. Gegen Abend wagte Niemand mehr jenen Weg allein zu gehen, aus Furcht, beraubt oder ermordet zu werden. Mancher arme Reisende fand dort sein frühes Ende. Es war ein Ort des Schreckens für das Volk, eine moralische Wildniß, wo die Knechte des Satans, der sein Reich hat zu Benares, ihm eifrigsten dienten. Und was ist jetzt aus diesem Platz geworden? Auf derselben Stelle stehen nun die Missionengebäude der kirchlichen Missionsgesellschaft. Von hier aus wird nun Satan mit dem zweischneidigen

Schwert des göttlichen Wortes angegriffen, und sein Thron beginnt zu wanken. Von hier aus leuchtet das Evangelium des Friedens in die heidnische Finsterniß hinein. Wo einst Räuber und Mörder hausten, da grünt und blüht nun ein Garten Gottes, und Bächlein des Lebenswassers strömen befruchtend in die alte Wildniß des Heidenthums. Das Brot des Lebens wird dem hungerigen Wanderer umsonst geboten, und aus dem Brunnen des Heils schöpfen wir dem müden und verschmachtenden Pilgrim. Der Sonntag wird auf dieser Stelle nicht nur von uns, sondern auch von vielen umherwohnenden Hindus gefeiert, und wo früher die Flüche der Gottlosen, das Gestöhne der Gemordeten und das Blut der Sterbenden, wie einst Abels Blut, hinauf zum Richterstuhl Gottes um Rache riefen, da steigen nun die sanften Töne des Gebets, die klagenden Stimmen des Flehens und die Lobgesänge des Dankes zum Gnadenstuhl empor.

Die Einwohnerzahl von Benares wird allgemein auf etwa 500,000 Seelen geschätzt. Darunter sind etwa 70—80,000 Muhamedaner, die übrigen sind Hindus. Unter den Letztern sind mehr als 30,000 Braminen, weshalb Benares die heilige oder die Braminenstadt heißt. Sie ist der Hauptsitz Braminischer Gelehrsamkeit, und aus allen Theilen Indiens strömen junge Leute nach Benares, um da zu studiren. Sie sammeln sich in Priester-Collegien und gelehrten Schulen, wo sie in dem Geseß Menu's und den höheren Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden.

Doch ich muß, ehe ich die beiden Religionspartheien, in welche sich die Bevölkerung von Benares theilt, — die Hindus und die Muhamedaner, — näher schildere, zuerst mit einigen Strichen die Geschichte des Landes zu zeichnen versuchen.

Indien, das bei den Eingebornen Hindostan heißt, (von *H i n d* d. h. Schwarz, und *S t a n* d. h. Platz, also Hindostan d. h. Wohnstätte der Schwarzen), ist schon vor unsrer christlichen Zeitrechnung in den ältesten Zeiten als ein reiches, dichtbevölkertes Land bekannt gewesen. Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe standen hier in solcher Blüthe, daß die Landes-, wie die Kunstproducte Indiens in den großen Weltstädten Rom und Constantinopel als das herrlichste gerühmt wurden. Die Ureinwohner, ein schwarzes, wahrscheinlich von Ham abstammendes, elendes Geschlecht wurden frühe von einem hellfarbigen Stamm, dem japhetischen Braminen-Stamm, überwunden, welcher bald auch seine Religion und Sitte zur herrschenden machte, während die Reste der Ureinwohner ohne Zweifel in den niedrigsten Kasten der *Pareier* noch heutzutage zu sehen sind. Diese Braminenherrschaft, durch welche Indien zu hoher Blüthe gelangte, wurde im 10. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung durch einen Einfall des muhamedanischen Perserkönigs *Mahmud* zertrümmert. Er überfiel wie ein Sturmwind die sorglosen Hindus, äscherte Städte und Dörfer ein, mordete Priester und Volk, so daß in 6 Monaten mehrere Millionen Menschen hingeschlachtet wurden, und setzte *Rabobs* d. h. Statthalter ein, die nach türkischer Art mit despotischer Härte die armen Hindus quälten. Als Anbeter Eines Gottes und als wüthender Feind alles Bilderdienstes, war der zerstörende Grimm des Eroberers namentlich gegen die Tempel der Hindus gerichtet, welche er schonungslos zertrümmerte und die Götzen zerschlug. Bekannt ist die Anekdote, wie dieser *Mahmud* einst in einen Tempel trat, um mit eigener Hand ein mächtiges weiterühmtes Götzenbild zu zerschlagen. Die Priester baten flehentlich um Schonung und boten endlich die un-

geheure Summe von 5 Millionen Rupien (à 1 fl. 12 fr.) als Lösegeld an. Aber der grimmige Fürst rief: „ist er ein Gott, so mag er sich selbst helfen!“ schwang sein Schwert hoch und zerschlug das Bild. Aber wie erstaunte er, als aus dem hohlen Kopf und Bauch des Bösen eine solche Menge der köstlichsten Diamanten, Goldstangen, Perlen und Edelsteine herausrollte, daß ihr Werth die angebotene Summe noch überstieg. Ein paar Jahrhunderte später brach ein anderer Stamm, die Seltschucken oder Türken ins Land, stürzte das Reich Mahmuds, baute sich prachtvolle Kaiserstädte, wie Delhi und Agra, deren Ruinen heute noch von ihrer einstigen Wunderpracht zeugen, sog. das Land aus, und befestigte seine Herrschaft durch fortgehende Plünderung und Mord. Kaum gibt es eine schrecklichere Zeit in der Geschichte, als diejenige, in welcher die Tyrannen zu Delhi wütheten. Menschenhegen, wobei die Hindus zu Hunderten niedergeschossen wurden, behandelten sie als Jagdvergnügen, ganze Landstriche wurden menschenleer, weil die verzweifelten Einwohner lieber sich in die Wälder und Berge flüchteten, als daß sie um der unerschwinglichen Abgaben willen sich wollten zu Tode quälen lassen. Aber solche Gräuelpredigten der Herrscher trugen auch ihre gräßlichen Früchte. Verschwörungen, Rebellionen waren alltäglich, und Ströme von Blut mußten dieselben ersticken. Der Haß der Hindus gegen die Anhänger des falschen Propheten (Muhammed) wurde immer glühender. Aber was half es? Ein neuer Einfall der Mongolenhorden brauste von Norden her wie ein Gewittersturm durch Indien, stürzte die Herrschaft der Türken, und gründete auf ihren blutbefleckten Trümmern das Reich des Großmoguls (1525). Der dritte Kaiser dieses Reiches, Akbar, war ein edler Fürst,

wie ihn Indien seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte. Das Land lebte auf und blühte unter seiner Herrschaft mehr als je. So sehr er auch Muhamedaner war, so ehrte und schützte er doch die Religion der Braminen, und schien sogar einige Neigung für das Christenthum zu haben, mit dem er durch die Jesuiten bekannt wurde. Er soll die Maria angebetet, alle seine Weiber bis auf Eine entlassen und christliche Ceremonien angenommen haben. Die Jesuiten erzählen von ihm eine wunderliche Geschichte. Als er nemlich einst, — Christenthum, Heidenthum und Muhamedanismus in einander mengend, — auf einem Altar der Sonne ein feierliches Opfer bringen wollte, soll ein Blitzstrahl vom heitern Himmel den Altar zerstört, das Zelt des Kaisers und das ganze Lager, den kaiserlichen Ballast und einen Theil der Stadt in Brand gesetzt haben, so daß geschmolzenes Gold und Silber durch die Straßen der Stadt gestossen sei.

Allein mit seinem Tode (1605) gewann bald die alte Gräulichkeit muhamedanischer Tyranei die Herrschaft wieder. Wollust, Ueppigkeit und Lasterhaftigkeit jeglicher Art schwächten den Herrscherstamm selbst, so daß gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ein kräftiger, gewalthätiger Krieger Aurungzeb, ihnen eine Provinz um die andere abjagte, und einen eigenen Mahrathastaat gründete. Jetzt sank das mächtige Mogulreich rasch dahin; in wenigen Jahren wurden fünf Kaiser und sechs Thronerben ermordet oder abgesetzt, und ein Statthalter oder Nabob um den andern machte sich unabhängig und gründete seinen eigenen Staat.

Um jene Zeit war es, daß die englischen Kaufleute an der Stelle, wo jetzt Calcutta steht, eine sogenannte Factorei oder Handelsniederlassung gründeten (1652),



um aus den reichen Producten und herrlichen Fabrikaten Indiens durch Tausch und Handel einen reichen Gewinn zu ziehen. Diese Factorei, sowie andere Niederlassungen der Engländer ähnlicher Art in Madras, mußten bald durch einige Compagnien englischer Soldaten von den Angriffen der gewaltthätigen Nabobs geschützt werden, — ein Umstand, der die erste Waffenmacht der Britten in Indien begründete. Sie breiteten sich immer weiter aus, und im Jahr 1698 bauten sie ganz in der Stille das Fort William bei Calcutta, — eine Festung, die noch heute den Hugly, auf welchem die europäischen Schiffe nach Indien hereindringen, beherrscht. Ja bald dehnten sich ihre Besitzungen so weit aus, daß sie eine ganze Provinz mit vielen schönen Städten ihr Eigenthum nennen konnten. Allein ein fürchterlicher Schlag schien mit Einemmal die schönsten Hoffnungen zu zertrümmern. Der Nabob von Bengalen sah längst mit Neid und Eifersucht die zunehmenden Reichthümer und die wachsende Macht der Handelsgesellschaft, und griff plötzlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Fort William mit überlegener Macht an. Viele Engländer flohen feig auf die Schiffe und ließen die wenige Mannschaft, welche das Fort vertheidigte, im Stich. Der Nabob eroberte es, nahm 143 Mann gefangen und sperrte sie in eine enge unterirdische Kammer, das „schwarze Loch“ genannt, die nur ein kleines Luftloch hatte, in der heißesten Jahreszeit ein. Die Leiden dieser Unglücklichen sind schrecklicher, als die menschliche Sprache es schildern kann. Engzusammengepreßt, von erstickender Hitze, von verzweiflungsvollem Durst gequält, ohne Luft, wurden Viele wahnsinnig, und 120 erstickten in der ersten Nacht. Aber eben dieß schauerliche Ereigniß war in der Hand Gottes das Mittel, um

der brittischen Macht in Indien festere Grundlagen, und eben damit den 100 Millionen Heiden Gelegenheit zum Hören des Evangeliums zu geben. Denn sobald die schreckliche Kunde nach Madras gelangte, brach der englische Capitain Clive mit seinen Truppen nach Calcutta auf, schlug die Feinde, nöthigte den Nabob von Bengalen zur Unterwerfung, und kaufte endlich, von der englischen Regierung zum ersten Generalgouverneur von Indien ernannt, dem Großmogul die ganze Provinz Bengalen um eine jährliche Abgabe von 12 Millionen Gulden ab. Sein Nachfolger Warren Hastings ließ sich auf gleiche Weise die Provinz Benares abtreten, so daß jetzt die Handelsgesellschaft zur Beherrscherin von 30 Millionen Menschen mit einer jährlichen Einnahme von 30 Millionen Gulden geworden war. — Von nun an schritt die ostindische Handels-Compagnie auf dem einmal betretenen Wege fort. Bald wurde List, bald Gewalt angewandt, um das Reich auszudehnen, Am Ganges hinauf fielen die Muhamedanerstaaten nach und nach alle unter ihre Herrschaft oder ihren Einfluß; von Madras aus wurden die südlichen Staaten der Halbinsel gewonnen, und das ungeheure Meisur-Reich (Mysore), das allein so groß ist, wie halb Europa, fiel in die Hände der Engländer; von Bombay und Calcutta aus wurde das wilde, zügellose Mahrattenvolk angegriffen und gebeugt, — ja der Großmogul zu Delhi selbst wandte sich um Schutz an die Britten. Diese, den Vortheil wahrnehmend, befreiten ihn von seinem Dränger, aber zugleich bekamen sie eben dadurch die Reste des ungeheuren Mogul Reiches in ihre Hand, während sie dem Mogul selbst einen glänzenden Hofstaat ohne alle Macht ließen (1803).

So fiel, freilich nicht ohne viel Blutvergießen, Grausamkeit, List und Lüge, ja zum Theil durch die verabscheuungswürdigsten Mittel, aber doch unter Gottes sichtbarer Leitung, ein Reich von 112 Millionen Unterthanen, wozu noch viele abhängige Staaten mit etwa 15 Millionen Menschen kommen, einer Handelsgesellschaft in die Hände, die nun nächst dem Kaiser in China über die größte Menschenzahl gebietet. Vom Himalaya bis nach Ceylon, vom Indus bis zum Irawaddy ist Ein Scepter ausgestreckt, und dieser ist in den Händen eines Abgeordneten von — Kaufleuten und Actienbesitzern. Noch giebt es zwar einen Mogul von Delhi, einen Peischwa (Oberkönig) der Mahratten, viele Nabobs und Radscha's (Fürsten), aber sie sind nur Schatten, die brittische Macht herrscht unbeschränkt. Zu London hat das brittische Parlament, unter ihm der gewählte Gerichtshof der Directoren und ein Theil der englischen Regierung zur Controlle der Letzteren, die höchste Leitung; zu Calcutta residirt ein Generalgouverneur als höchster, fast unumschränkter Stellvertreter dieser Gewalten, zu Bombay, Madras und Agra sind drei Unterstatthalter mit der Leitung der Präsidenschaften beauftragt.\*)

So sind denn die stolzen Muhamedaner, wie die ans Dienen seit Jahrhunderten gewöhnten Hindus unter Eine, ihnen beiden fremde Herrschaft gekommen; der Missionar aber will sie Beide, wie Israël und Juda, unter Ein ewiges, herrliches Haupt sammeln, dem sie sollen anhangen, unter dem sie sollen selig werden. (Hosea 1, 11.)

---

\*) Diese Mittheilung über Indiens Geschichte hat der Herausgeber zum Theil aus dem Missions Magazin 1841. Heft 1 entlehnt.

Wie schwer aber das ist, das wird uns ein flüchtiger Blick auf die religiösen und sittlichen Zustände der Beiden zeigen.



### 8. Die Anhänger des falschen Propheten.

Die Muhamedaner glauben an den Koran, welcher so viel bedeutet als „Wort“ oder „Buch,“ wie unser deutsches Wort „Bibel“, und an die Hadis d. h. die mündlichen Ueberlieferungen, die nicht im Koran aufgezeichnet stehen. Es ist dieß ähnlich, wie bei den Katholiken in der christlichen Kirche; auch sie nehmen neben der Bibel noch die sogenannten Traditionen oder mündlichen Ueberlieferungen als Quelle des Glaubens an, während sich die Protestanten nur an die Bibel halten. Ebenso giebt es in Persien und andern Ländern Sekten der Muhamedaner, welche nicht an die Hadis glauben; aber in Indien habe ich keinen gefunden, der sie verwarf.

Der Verfasser des Koran war der sogenannte Prophet Muhamed, der Sohn Abdullahs. Er war etwa im Jahr 570 vor Ehr. in der arabischen Stadt Mekka geboren.

Seligkeit der Gläubigen in das Anschauen Gottes setzt, — eine Stelle, die ich jedoch nie von einem Muhamedaner anführen hörte. — Für einen versöhnungsbedürftigen, zum Bewußtsein seiner Schuld gekommenen Sünder bietet die muhamedanische Religion nirgends eine Hülfe dar; wohl aber enthält sie genug, um den übermüthigsten Sünder sicher zu machen. Eine der gräulichsten Geschichten aber, die ich in den Hadis gelesen, ist folgende: — „Es war einmal ein heiliger Mann, der nichts als Werke der Gerechtigkeit that, und neben ihm lebte ein Sünder, der nichts als Sünde that. Diese beide waren Freunde. Der heilige Mann ermahnte beständig den Sünder zur Buße, damit Gott ihm nicht die Thüre des Paradieses verschließe; aber der Sünder wollte davon nichts wissen. Als dieser eines Tages eine gräuliche Sünde begangen hatte, erklärte ihm der Heilige, Gott werde ihm sicherlich nicht vergeben, wenn er so handle. Der Sünder erwiderte: „Ueberlaß das Gott und mir!“ — In diesem Augenblick starben Beide plötzlich. Als sie nun vor den göttlichen Richterstuhl kamen, fragte Gott den Heiligen: „Kann ich diesen Mann da selig machen?“ Er entgegnete: „Du bist allmächtig und kannst thun, was Du willst.“ Darauf antwortete Gott: „Gut!“ — und zu dem Sünder gewandt, fuhr er fort: — „Geh Du in den Himmel!“ — und zu dem Gerechten: „und Du geh’ in die Hölle!“ —

Welch ein Unterschied zwischen dem Wort des Herrn und der Lehre Muhameds! Diese führt die Menschen immer weiter hinweg von dem lebendigen Gott, und dem Fürsten der Finsterniß näher; aber „das Gesetz des Herrn ist vollkommen und erquicket die Seele; das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernern weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz.“

Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn ist rein und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht.“ Ps. 19, 7—9.

Gleichwohl giebt es auch etliche schöne Stellen im Koran, ja man kann sagen, manche sind erhaben. Auch kenne ich eine schöne Erzählung, die muhamedanischen Ursprungs sein soll, ob ich sie schon in keinem ihrer Bücher gefunden habe. Sie lautet also: — „Als Abraham einst vor der Thüre seiner Hütte in der Kühle des Abends saß, erblickte er einen Mann, gebeugt vom Alter, mit silbergrauen Locken und schneeweißem Bart. Als Abraham ihn sah, eilte er ihm entgegen, lud den betagten Fremdling in seine Hütte ein und sprach: „Tritt herein, mein Herr, in die Hütte deines Knechtes, daß ich deine Füße wasche, und du ausruhest unter dem Dach deines Knechtes.“ Der Fremdling nahm die Einladung an. Da eilte Abraham, ein Lamm zu schlachten und zuzubereiten, während Sara Brotkuchen backt. Als nun der Fremdling sich niedersetzte zur Mahlzeit, fing er alsobald an zu essen. Abraham fragte erstaunt: „Dankst Du dem Gotte Himmels und der Erde nicht für die Speise, die er Dir giebt?“ — „Wer ist der Gott Himmels und der Erde,“ erwiderte der Fremdling, „daß ich ihm danken sollte; ich kenne ihn nicht, auch fürchte ich seinen Namen nicht!“ Damit nahm er ein Bildniß unter seinem Gewande hervor und sprach: „Dies ist mein Gott, der mich bisher genährt und gekleidet hat; ihn will ich fürchten und keinen Andern!“ — Darüber entbrannte Abrahams Zorn, und er ergriff den Fremdling und stieß ihn zur Hütte hinaus. Kaum war Abraham wieder in die Hütte getreten, so rief ihm der Herr und sprach: „Abraham!“

Er aber antwortete: „Hier bin ich, dein Knecht; rede, mein Herr!“ Der Herr aber fragte: „Wo ist der Fremdling, der unter dein Dach einging?“ Abraham aber erwiderte: „Herr, er wollte Dich nicht ehren, noch Deinem Namen danken, noch Dich fürchten; darum eiferte ich um Deinen Namen und stieß ihn hinaus.“ Der Herr aber sprach: „Abraham, Abraham! Diese 108 Jahre habe Ich ihn langmüthig getragen, und du konntest ihn nicht eine Nacht tragen?“ — Da eilte Abraham hinaus, brachte den Fremdling zurück und erzählte ihm, wie ihn der Herr gestraft habe. Dieser aber war erstaunt, und rief aus: „So viele Jahre hat Jehovah mich in Gnaden getragen, sollte ich ihn nicht hinfort lieben und fürchten? Unterweise deinen Knecht in der Furcht und Erkenntniß deines Herrn, und dein Gott soll mein Gott sein ewiglich.“

So schön diese Stelle redet von der Duldung Andersgesinnter und Irrender, so wenig liegt doch diese Tugend der Duldung in dem Religionsystem und Charakter der Muhamedaner. Vielmehr lehrt der Koran, daß derjenige, welcher einen Ungläubigen d. h. einen Menschen, der nicht Muhamedaner ist, zum Islam bekehrt, sei es durch Ueberredung oder Gewalt, die höchste Stufe im Paradies erlange, ja er sühnt dadurch die Sünden von allen seinen Angehörigen und Verwandten. Kann er ihn aber weder mit Liebe und Zuspruch, noch mit Gewalt bekehren, so darf er ihn todtschlagen, und erlangt dadurch doppelte Seligkeit. Ein Muhamedaner, der in der Schlacht gegen Ungläubige fällt, geht den geradesten Weg in den obersten Himmel, und bekommt im Paradies hundert der schönsten Frauen. — Mit welcher gräßlichen blutigen Strenge die Muhamedaner bei der Eroberung Indiens diesen Grundsatz ausführten, das haben wir oben gesehen; und auch

in Deutschland hat man ja vor nicht langen Jahren noch in einem alten Kirchenlied gesungen: „Bewahr' uns vor des Türken Mord!“ und in den Kirchenlitaneien gegen die Türken gebetet. Wenn die Muhamedaner in Indien die Macht hätten, so würden sie heute noch gerade so verfahren, wie ehemals, und wenn je einmal dort die Herrschaft der Engländer wanken sollte, so wären es vor Allen die stolzen Anhänger Muhameds, die mit alter Wuth gegen die Christen, wie gegen die Hindus losbrechen würden.

Doch wir müssen nun auch etwas von der andern, bei weitem zahlreicheren Religionspartie in Indien reden — von den Hindus.



### 9. Der Hindu Götzendienst.

Die Hindus sind noch weiter von der Wahrheit fernt, als die Muhamedaner, — und doch sind sie größere Feinde der Wahrheit, als jene, ja, mens



gesprochen, ist mehr Hoffnung für die Hindus vorhanden, als für die Muhamedaner.

Auch sie haben ihre eigenen Religionsbücher, welche sie Schastras nennen. Darunter begreift man die 4 Vedas, die 6 Schasters und die 18 Purannas.

Die Vedas werden für die heiligsten Bücher angesehen, und wurden nach der Meinung des Volks von Brahma im Himmel in der Sprache der Götter, dem Sanskrit, geschrieben. Die 4 Bücher zusammen bilden einen Band, nicht ganz so dick als eine Bibel. Ihr Ursprung läßt sich etwa folgendermaßen erklären: — Als vor etwa 3000 Jahren die Nachkommen Noahs in die Ebene von Hindustan herabkamen, brachten sie als schönes Erbtheil mit sich die Erkenntniß des wahren Gottes, welche sie durch mündliche Ueberlieferung von den Vorältern überkommen hatten. Diese heiligen Erinnerungen wurden in Form von Gebeten, Liedern und Anrufungen gefaßt, die man Sudras d. h. Ueberlieferungen, nannte. Im Laufe der Zeit jedoch machten die Priester Aenderungen und wohl auch Zusätze darin. Um nun die reinen Reste dieser Ueberlieferungen vom Untergange zu retten, beauftragte ein gewisser Heiliger vom königlichen Geschlechte die Braminen, jene Sudras zu sammeln und niederzuschreiben, und daraus entstanden die 4 Vedas. Ein jeder Veda besteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und den Brahmanas oder Geboten. Sie sind meist in Versen verfaßt und zum Gesang bestimmt. Es kommen darin neben ganz abgöttischen, heidnischen Begriffen von göttlichen Dingen doch auch großartige und erhabene Stellen vor, welche davon zeugen, daß zur Zeit ihrer Abfassung noch manches hellere Licht der Erkenntniß vorhanden war. Allein da sie in der heilig gehaltenen

und nur von den Braminen verstandenen Sprache des Sanskrit geschrieben sind, und Leute von niederer Kaste sie weder verstehen, noch auch nur lesen dürfen, so ist ihr Inhalt für die Hindus gänzlich verschlossen, und hat für die Gegenwart gar keine Bedeutung.

Die zweite Klasse der heiligen Bücher der Hindus sind die 6 Schasters, welche die Gesetze der Manu, des Entfels von Brahma, so wie Aufsätze über verschiedene Gegenstände des Wissens enthalten. Da werden nicht nur Vorschriften für das bürgerliche und gesellige Leben gegeben, sondern auch von der Chirurgie, Arzneikunst, Musik, Tanzkunst, Kriegs- und Baukunst, Astronomie und Grammatik, und vielem Anderen abgehandelt.

Die 3te Klasse endlich sind die 18 Purannas, welche das gegenwärtige System des Gözendienstes darstellen. Mehrere von ihnen sind in neuerer Zeit erst entstanden. Was für wunderbarlich und widerlich Zeug, ja welche schamlose und unsittliche Schilderungen von dem Thun und Treiben der Götter diese letztgenannten Schriften enthalten, ist nicht zu sagen. Sie strotzen von Unsinn, Gemeinheit, Schamlosigkeit. Dabei kommen darin einige merkwürdige Erinnerungen an das vor, was uns die Bibel von der ältesten Geschichte des Menschengeschlechtes erzählt, aber so entstellt und zum Albernem verdreht, daß man fast kaum mehr den Grundzug der Wahrheit darin erkennen kann. Eines der merkwürdigsten Gedichte dieser Art schildert die Geschichte der Sündfluth. Vielleicht interessirt es unsere Leser, dasselbe zu hören. Ein hat es möglichst treu aus dem Sanskrit ins I übersezt und auch das Versmaas beibehalten. Der Manu (d. h. Mensch), von dem das Gedicht handt Noah sein. Es lautet folgendermaßen:

Ein König war Divasvat's Sohn, (d. h. eben jener Manu)  
 Mit Pracht umhüllt auf seinem Thron:  
 So herrlich war der Mann und Held,  
 Gerade wie der Gott der Welt.

An Pracht und Kraft und hohem Glück  
 Und strenger Buß' in jedem Stück  
 Hat dieser Manu selbst dem Ahn  
 Und Vater es zuvorgethan.

Die Arm' stets aufgerichtet hat  
 Der Herrscher in der großen Stadt,  
 Und stehend stets auf Einem Fuß, —  
 So übt' er furchtbar mächt'ge Buß'.

Das Haupt hielt er zur Erd' gericht't,  
 Und auch das Aug' bewegt er nicht,  
 So übte er zehntausend Jahr  
 Die Buße schrecklich schwer, fürwahr!

Zu ihm, dem immer Büßenden  
 Und nasse Kleider Tragenden,  
 Trat bei dem Fluß Virini dort  
 Ein Fischlein, welches sprach das Wort:

„O Seliger, gar klein bin ich,  
 Drum bange Furcht ergreiftet mich  
 Vor Fischen groß und mächtiglich:  
 Da mußt du, Bester! retten mich.

Denn schwache Fische allzumal  
 Sind Starken stets ein köstlich Mahl!  
 So haben wir ein traurig Loos,  
 Steh'n ewig allen Feinden blos.

Ach rette mich aus dieser Noth,  
 Daß ich nicht sinke in den Tod,  
 So will ich, wenn Du dieß vollbracht,  
 Dir dienen mit all' meiner Macht!“

Als M a n u diese Red' vernimmt,  
Ward er zum Mitleid weich gestimmt,  
Und mit den eig'nen Händen schnell  
Holt er das Fischlein aus der Well'.

Und M a n u trägt das Fischlein dann,  
Das nur im Wasser leben kann,  
Und warf's in einen Krug hinein,  
Der glänzte, wie des Mondes Schein.

Dort nahm das Fischlein merklich zu,  
Es lebte ja in stiller Ruh:  
Denn M a n u nahm sich seiner an  
Und ward ihm herzlich zugethan.

Als viele Zeit verflossen war,  
Da wuchs das Fischlein wunderbar:  
Denn in dem großen prächt'gen Krug  
Fand es des Raums nicht mehr genug.

Als nun der Fisch den M a n u schaut,  
Sprach er zu ihm die Worte laut:  
„O Sel'ger, nimm von hier mich fort,  
Bring' mich an einen andern Ort.“

Da ziehet M a n u ihn heraus  
Aus seinem engen, irdnen Haus,  
Und bringt mit Sorgfalt ihn sogleich  
In einen großen Wasserteich.

Hinein wirft ihn der große Held,  
Der jeden Feind darniederhält.  
Da blieb der Fisch gar viele Jahr,  
Und wuchs und wuchs dort immerdar.

Zwar jener Teich war ziemlich weit,  
Drei Meilen lang und Eine breit:  
Doch auch in der weiten, tiefen Fluth  
Ward es dem Fisch nicht wohl und gut.

Fast rühren konnte sich nicht mehr  
 Der Fisch im See, so groß ward er!  
 Als nun der Fisch den Manu sah,  
 Bracht' er ihm seine Bitte nah:

„O Seliger, bring du mich hin  
 Zu jener Meereskönigin,  
 Der Ganga, um zu wohnen drin!  
 Ach Lieber! bring' mich eilend hin!

Auch nicht unbankbar werd' ich seyn;  
 Befehl mir nur, ich halt' es ein!  
 Denn meines Wuchses hohe Bier,  
 O Fleckenloser, dank' ich dir.“

Von diesem Worte hoch erfreut  
 War gleich der Selige bereit,  
 Und brachte ihn zum Ganges schnell,  
 Und warf ihn in des Flusses Well'.

Doch wuchs und wuchs von Jahr zu Jahr  
 Der Fisch im Ganges wunderbar.  
 Als er den Manu wieder sah,  
 War schon des Fisches Bitte da:

„Im Ganges kann ich, Herrlicher!  
 Nicht bleiben, ich Großhäutiger!  
 In's Meer bring' mich! O Büssender!  
 Sei gnädig mir, o Seliger!“

Dann zog ihn aus der Gangesfluth  
 Der Manu mit geduld'gem Muth,  
 Und trug ihn an des Meeres Strand,  
 Der Heilige mit eigener Hand.

Der Fisch war freilich mächtig groß,  
 Und der ihn trug, war Manu blos;  
 Doch trug er ihn ganz leichtiglich,  
 Auch gab er Wohlgeruch von sich.

Als nun der Fisch durch Mann's Hand  
 Sich in dem tiefen Meer befand,  
 Da lächelt' er mit seinem Mund  
 Und that ihm diese Worte kund:

„Die Wach', o Sel'ger, ist vollbracht  
 Von dir; du hast es gut gemacht.  
 Weil nun die Zeit erfüllet ist,  
 So höre, was zu leisten ist.

O Seliger, dieß Irdische,  
 Das Feste und Bewegliche,  
 Eilt schnell jezt seinem Ende zu,  
 Schon überall schickt sich's dazu.

Der Welten große Läuterungszeit  
 Ist jezt für alle Ding' bereit:  
 Deshalb verkünd' ich dir zuvor,  
 Welch großes Heil dir steht bevor.

Was feste ist und sich nicht regt,  
 Was zittert und sich stets bewegt,  
 Von alle dem ist jezt zur Hand  
 Das Ende, welches furchtbar mahnt.

So baue nun in aller Eil  
 Ein Schiff, samt einem starken Seil.  
 Dann steig mit sieben Heil'gen ein,  
 Von denen du der Acht' wirst seyn.

Und alle Saamen, wie einftmal  
 Sie hat genannt der Priester Zahl,  
 Nimm, und verbirg sie wohl verwahrt  
 In diesem Schiff, nach ihrer Art.

Vom Schiff aus wirst du bald mich sehn,  
 Du Fürst, von Glanz und Anmuth schön:  
 Gehört werd' ich erscheinen dann,  
 Und dir und deinem Schiffe nahn!

So thu', was dir befohlen ist,  
 Ich geh', da du beurlaubt bist:  
 Doch überschreite nicht dieß Meer,  
 Ehe ich mit Hülfe komme her.

Auch zweifle nicht an meinem Wort,  
 Das du gehört an diesem Ort! —  
 Hierauf erwiedert Manu frisch:  
 „Ich will es thun,“ dem Wunderfisch.

Da trennten beide sich in Lieb',  
 Ein Jeder für sich selber blieb.  
 Als Manu nun so hoch geehrt  
 Und von dem Fische ward belehrt,

Nahm er zu sich der Saamen Heer  
 Und schiff't' hinaus ins weite Meer,  
 Das mit dem prächt'gen Schiff ihn trug,  
 Obgleich es große Wellen schlug.

Da dachte auf der großen Fluth  
 Manu an jenes Fisches Gut:  
 Und sieh', der Fisch auf weitem Meer  
 Mit einem Horne eilt daher.

Manu erblickt verwundert sehr  
 Das Thier im tiefen Wassermeer;  
 Gehört war es, an Schönheit reich,  
 Und mächtig, einem Berge gleich.

Dann warf Manu in aller Eil  
 Das ungeheuer große Seil  
 Um jenes Horn, das hoch und rund  
 Auf dieses Fisches Stirne stund.

An diesem Seile angespannt, —  
 Ein Wunder, wie man's nie gekannt, —  
 Zog nun der Fisch im Wellenmeer  
 Das Schiff mit mächt'ger Kraft daher.

Und so durchfurcht der mäch't'ge Mann  
 Auf schönem Schiff den Ocean,  
 Der wallte mit dem Wogenbeer,  
 Und schäumte hoch und brauste sehr.

Von großen Winden ward gejagt  
 Das Schiff, das aus dem Meere ragt:  
 Und taumelnd wälzt' sich's in der Fluth,  
 So wie ein Weib im Rausche thut.

Da sah man nirgends mehr ein Land,  
 Selbst keine Richtung war bekannt:  
 Denn ach, so weit das Auge sah,  
 War Wasser nur und Himmel da.

Als nun die ganze Welt fürwahr  
 Im Wasser untergangen war,  
 So blieb nur unversehrt und frisch  
 Manu, die Sieben und der Fisch.

So zog nun viele, viele Jahr  
 Der Fisch, der unermülich war,  
 Das Schiff am mäch't'gen Seile fort  
 In diesem Wassersammlungsort.

Dann zu des Himalaya Spitz',  
 Wo sel'ger Götter goldner Sitz,  
 Zog nun der Fisch auf tiefer Bahn  
 Das Schiff mit Riesenkraft heran.

Der Fisch, der lächelte sodann,  
 Und redete die Heil'gen an:  
 „An diesem Himalaya-Riff  
 Da flugs befestiget das Schiff.“

Gefesselt wurde nun das Schiff  
 Von diesem Heil'gen an dem Riff  
 Des Himalaya hoch und steil  
 Mit jenem starken langen Seil. —



Des Himalaya's höchstes Joch  
 Heißt „Schiffsanbindung“ heute noch:  
 Bekannt ist dieß der ganzen Welt;  
 Die Götter haben's so bestellt!

Dann rief, der nie die Augen schließt, (d. h. der Fisch)  
 Den Heil'gen, die er sich erküest:  
 „Der Schöpfung Herr, Brahma, bin ich,  
 Ich sag' es euch: erkennet mich.

Als Fisch hab' ich euch wunderbar  
 Gerettet aus des Tod's Gefahr.  
 Von Manu stammt nun alles Heer  
 Der Götter, Menschen, Teufel her.

Er schaffe, wie es ihm gefällt,  
 Bewegliche und feste Welt;  
 Um seiner furchtbar großen Buß'  
 Ihm Alles nun gehorchen muß.

Durch meine große Gunst gelingt  
 Ihm jedes Werk, das er vollbringt.“ —  
 Kaum war nun dieses offenbar,  
 Als Brahma auch verschwunden war.

Und Manu schießt sofort sich an,  
 Zu schaffen Welt und Thier' und Mann!  
 Welterschöpfung dünkt ihm groß zu seyn,  
 Drum duldete er große Pein.

Und als er viele Buß' vollbracht,  
 Hat er sich an das Werk gemacht,  
 Zu schaffen der Geschlechter Zahl  
 Nach ihrer Art, allüberall. —

So hab' ich den zu Preisenden  
 Und alle Sünd' Zerstörenden  
 Besungen kurz und nicht zu lang,  
 Man nennet ihn den „Fischgefang.“

Wer dieses immer hören kann,  
 Was von dem Manu ward gethan,  
 Ist selig und den Göttern gleich,  
 Und gehet ein ins Himmelreich. —

Daß die Hindus in uralter Zeit die Erkenntnis des wahren Gottes besaßen, kann Niemand bezweifeln, der ihre Religionsbücher liest; aber was sie auch einst davon hatten, jetzt ist es ihnen gänzlich verloren gegangen. Die Hindus unserer Tage wissen nichts von dem lebendigen und wahren Gott; denn „obschon sie einst wußten, daß ein Gott ist, haben sie ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch ihm gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden, und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich den vergänglichen Menschen, und den Vögeln und den vierfüßigen und den kriechenden Thieren.“ Röm. 1, 21—23. — So kennen sie Gott nicht mehr, und sagen: „Wir können ihn nicht erkennen; denn er ist unendlich, und der Mensch ist endlich, — und kein endliches Wesen kann einen unendlichen Gott erfassen. Gott ist Nirgun d. h. ohne Eigenschaften; er ist die Null und kann durch keine Bezeichnung näher bestimmt werden.“ Vergebens zieht man deshalb die Länge und Breite durch Hindustan, um einen Tempel des großen „unbekannten“ Gottes (Apostg. 17, 23.) zu finden.

Die Hindus in Benares können in zwei Klassen eingetheilt werden, nämlich in die Bedanten oder Philosophen, und in solche, die dem gemeinen Götterdienst anhängen. Doch muß gleich hier bemerkt werden, daß der bei weitem größte Theil der Philosophen dem gemeinen Volke auch die Götter anbetet.

schiedenen Systeme der Philosophen sind vielleicht nirgends so ausgebildet als in Benares. So viel ich heraus finden konnte, giebt es deren drei Klassen:

Die erste behauptet, daß die sichtbare Schöpfung wirklich existire; doch ist sie nach ihrer Ansicht nicht sowohl eine Schöpfung, als vielmehr eine Erscheinung Brahm's selbst in verschiedenen Gestaltungen. Brahm ist Alles in Allem. Was wir Materie nennen, ist nicht sowohl wirkliche Materie, als vielmehr Brahm unter verschiedenen Formen; Geist und Materie sind Beides Brahm. Um ein Beispiel zur Beleuchtung dieser Vorstellung zu geben, so erscheint das Wasser in verschiedenen Formen, in Wolken, Luft, Dampf, — also theilweise in unsichtbaren, geistähnlichen Formen, und ist dennoch Wasser. Wiederum erscheint es in der Gestalt von Schaum, Blasen, Regen, Flüssen und Meeren, und endlich in Hagel, Schnee und Eis. Wer sollte nun denken, daß Wolken und Eis von derselben Natur seien? — und doch sind beide Wasser, nur unter verschiedenen Formen und Erscheinungen. So ist Brahm. Die Materie ist gleichsam die Eisform Brahm's, der Geist oder das Leben aber die Wolken- und Luftform, beide aber sind ganz gleichen Wesens, somit sind Geist und Materie Brahm unter verschiedenen Erscheinungsformen. — Die Sittenlehre dieses Systems erklärt, daß Licht und Finsterniß, Sünde und Heiligkeit ganz dasselbe sei; und wenn man sich mit solchen Menschen in Streit einläßt, so muß man sich der Worte des Herrn erinnern: „Wehe denen, die das Böse gut und das Gute böß heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen.“ (Jes. 5, 20.)

Das zweite philosophische System, das man in Benares trifft, behauptet, daß es nichts wirklich Exi-

stirendes gebe, sondern daß es nur Ein wesentlich Seiendes gebe, und dieß ist Brahm. Außer Brahm giebt es keine Wirklichkeit. Was wir Schöpfung nennen, ist keine Realität, sondern Schein: sie ist Maya, d. h. Täuschung. Wir meinen, wir existiren; aber wir existiren nicht wirklich, denn wir sind Maya. Es verhält sich mit uns und der ganzen Schöpfung, wie mit einem Weibe, welches, ihr Kind im Schooß, in der Kühle des Abends vor der Thüre ihrer Hütte sitzt. Sie schläft ein und träumet, sie habe ihr Kind verloren. Sie läuft durch die Straßen und fragt ängstlich nach ihrem Kinde. Sie bietet jedem Geld an, der es ihr wieder bringe. Während sie dahin eilt, strauchelt sie und fällt, und fühlt somit nicht bloß Kummer, sondern auch Leiblichen Schmerz. Nach viel Angst und tausend Thränen findet sie ihr Kind und jubelt in seliger Freude. Endlich erwacht sie, — und findet ihr Kind ruhig schlafend in ihrem Schooß; sie erkennt, daß das Ganze, was sie für Wirklichkeit hielt, nichts Anders war, als ein Traum, Maya. So verhält sich's mit uns. Brahm schläft, und im Traume sieht er Bilder; diese sind wir. Wir meinen, wir existiren wirklich, aber unser Leben hat eben so wenig Wirklichkeit, als der Traum jenes Weibes; und wenn Brahm erwacht, so werden wir sein, was wir wirklich sind: Maya, Schein, Nichts. — Die Sittenlehre dieses Systems wurde mir eines Tages von einem Brahminen einfach dargelegt, indem er zu mir sagte: „Ihr redet von Sünde und Heiligkeit? Beide sind Maya, Schein. Darum genießen wir den Augenblick, denn morgen wird es erwachen, und wir sind Nichts.“ Ich erwiderte: „Woher wisset Ihr das?“ Er entgegnete: „Mein Vaters sagen es mir.“ — „Aber,“ sagte ich, „sie

Mana, Täuschung; wie können sie solches wissen? Ihr nähret euch mit Träbern, und Euer verkehrtes Herz hat Euch irre geleitet; Eure Schasters sind Täuschung und Irrthum, aber ich will Euch Den zeigen, der Euch davon frei machen kann und will." — Dann predigte ich ihm das Evangelium.

Das dritte philosophische System ist das am weitesten und allgemeinsten verbreitete. Jeder Hindu, reich oder arm, hoch oder niedrig, vom Brahminen bis zum geringsten Sudra hinab, bekennt sich mehr oder weniger zu ihm. Es lehrt, daß es Einen Gott gebe, der da Geist, Leben ist; neben ihm existirt die Materie. Sie ist gleich ewig mit Gott. Gott hat sich mit ihr vereinigt, und daher ist alles Leben Gott, sei es im Menschen, in der Ameise oder im Baume. Daher geschieht es, daß manche Brahminen Ameisen oder andere Insekten unterhalten. Nicht selten sah ich solche Leute am Wege sitzen und mit Sorgfalt den vorüberziehenden Ameisen zerbröckelten Zucker hinstreuen. Auch giebt es in Indien ganze Spitäler für franke Insekten, wo sie mit mehr Aufmerksamkeit gepflegt werden, als franke Menschen. Viele sieht man auch mit einem Flor vor dem Munde, um nicht ein Insekt unbewußt einzuathmen und zu tödten. Ueberhaupt ist der Hindu überall voll Furcht, ein Thier zu tödten, weil er meint, einen Gott zu tödten. Ich fragte einst Einen, warum er Ameisen füttere? worauf er erwiederte: „Ihr Engländer seid reich und könnet Menschen ernähren und erhalten; meine Mittel reichen nicht so weit, aber ich kann doch Ameisen erhalten, und gewinne mir dadurch eben so großen Lohn als Ihr; denn das Leben in der Ameise und das Leben im Menschen ist Beides gleich.“

Der charakteristische Hauptzug des Hinduismus ist der, daß die Leute die Unterscheidung zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe verloren haben. Ich habe in Indien oft einen Cornelius gesucht, und eines Tages glaubte ich, Einen gefunden zu haben. Ich disputirte nämlich damals mit etlichen Hindus. Da sie nun nichts mehr gegen mich vorbringen konnten, riefen sie: „Kommt zu unserm heiligen Vater, er ist einer der weisesten und heiligsten Männer, und wird Euch bald zum Schweigen bringen.“ — Ich willigte ein. Als wir zu dem Manne kamen, fragte ich ihn: „Wen betest Du an?“ Er erwiderte: „Gott.“ — „Wer ist Gott?“ fragte ich ihn wieder. Da erhob er sich von seinem Sitze, legte seine Linke auf seine Brust, wies mit der Rechten gen Himmel und sagte mit nach oben gerichteten Augen: „Ich bete Gott an, den Ewigen, Unendlichen, Allmächtigen, Allwissenden, Allgegenwärtigen, den Heiligen und Gerechten, den Schöpfer Himmels und der Erde, den obersten Lenker aller Dinge; Er ist es, den ich anbeete.“ — Hoherfreut über diese erhabene Aeußerung, wünschte ich die schönen Worte noch einmal zu hören, und wiederholte gleichsam meine Frage: „Und wer ist jenes anbetungswürdige Wesen, das Du verehrest?“ — Da deutete der Mann auf sich selbst und erwiderte: „Ich bin es; er spricht in mir, ich bin ein Theil von ihm, ich bin Gott.“

Dieser furchtbare Irrthum wird von den Braminen auf verschiedene Weise vertheidigt. Als ich eines Tages predigte, redete mich ein Bramine mit der Frage an: „Worüber predigst du?“ — Ueber Gott, erwiderte ich. — „Wer ist Gott?“ entgegnete der Mann, und setzte dann hinzu: „Ich bin Gott.“ — Du bist Gott? rief ich; das ist etwas Neues! Dann deutete ich auf die Sonne,

und sagte: Bist Du allmächtig? Kannst Du eine solche Sonne machen? — „Nein, erwiderte er, ich kann es nicht; dennoch bin ich Gott.“ — Wie so? fragte ich weiter.

„Was siehst Du dort?“ fragte er, indem er auf den Ganges deutete. — Ich sehe Wasser, erwiderte ich.

„Gut, sagte er; und was habe ich hier in meinem Gefäß?“ — Er hatte ein kleines Gefäß in seiner Hand, woraus er etliche Tropfen ausgoß. Das ist auch Wasser, sagte ich.

„Und was ist der Unterschied zwischen diesem Wasser und dem Wasser im Ganges?“ — fragte er weiter.

Die Natur des Wassers wird dieselbe sein, erwiderte ich; denn ich vermuthe, Du habest es aus dem Ganges geschöpft.

„Ja wohl,“ sagte er, „und doch ist ein großer Unterschied zwischen diesem und jenem. Das Wasser des Ganges trägt Schiffe, dieser Tropfen aber trägt kein Schiff, obgleich er eben so vollkommen Wasser ist, als die ganze Masse im Fluß. Auf gleiche Weise trägt Gott als ein Ganzes gleichsam Schiffe und ist allmächtig; ich aber, als ein Theil von Gott, bin nicht allmächtig, obgleich ich eben so vollkommen Gott bin als das Ganze, gerade wie ein Tropfen des Flusses eben so vollkommen Wasser ist, als der ganze Fluß.“

Das ist etwas Neues, sagte ich. Somit scheint es mir, daß Gott in Stücke zertheilt ist, und jeder Mensch trägt ein Stück von Gott in sich.

„Wie unwissend Du bist!“ erwiderte der Mann. „Wie viele Sonnen siehst Du am Himmel?“

Eine, antwortete ich.

„Aber, wenn Du tausend Gefäße, mit Wasser gefüllt, auf den Boden stellst, was siehst Du in jedem Gefäß?“

Ich: den Widerschein der Sonne.

„Aber,“ fuhr er fort, „wenn in tausend Gefäßen tausend Sonnen wiederstrahlen, ist es darum nothwendig, daß wirklich tausend Sonnen am Himmel seien? Keineswegs! es ist nur Eine Sonne, aber sie spiegelt sich tausendfach ab in den Gefäßen; und wenn dieß der Fall ist bei einem erschaffenen Dinge, wie viel mehr bei Gott! Es ist nur Ein Gott; aber dieser Eine Gott ist in allen Menschen, ohne zertheilt zu sein.“

Ich hielt es nun für's Beste, mich an sein Gewissen zu wenden, und sagte deshalb: Gott ist heilig, — bist Du heilig?

„Nein,“ erwiederte er.

Wie kannst Du denn, fuhr ich fort, Gott sein, wenn Dir diese wesentliche, göttliche Eigenschaft fehlt?

„Und wie kannst Du,“ entgegnete er, „so unwissend sein, dieß für nothwendig zu halten? Gott ist gleich dem Feuer, welches das reinste Element in der Welt ist. Wenn du schlechten Brennstoff in das Feuer wirfst, so wird ein übler Rauch entstehen; dieser ist aber nicht die Folge des Feuers, sondern des schlechten Brennstoffs. So ist Gott in mir vollkommen heilig, und hat keinen Theil an irgend einem Bösen; aber er ist umgeben von dem rohen Stoff des Leibes, und wenn eine Sünde gethan wird, so wird sie von diesem und nicht von Gott gethan; denn Gott kann nicht sündigen.“

Auf diese Weise gieng es fort, und am Ende sah ich, daß ich nichts gewonnen hatte. Wenn man ihre Systeme genau kennen, so ist es nicht mehr



sie zum Schweigen zu bringen. So pflegte ich in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Indien nur 2 Fragen zu stellen, auf die mir noch kein Bramine zu antworten wußte. „Wer redet in uns?“ war die erste Frage. Jeder Hindu wird antworten: Gott! — Die zweite ist dann diese: „Wer sagt Lügen?“ — Der Hindu wird antworten: Gott! Auf dieß dürfen wir nur dem Manne fest in's Angesicht schauen und ihn fragen: „Ist Gott ein Lügner?“ — und Neunundneunzig von Hundert werden ausrufen: „nein, Gott ist kein Lügner, wir sind die Lügner, wir sind die Sünder!“ Manchmal aber wird doch Einer sagen: Ja. Dann fragen wir nur: „Wer geht zur Hölle, und wer sendet zur Hölle? wer leidet Pein, und wer straft mit Pein? Gott? Ist dieß möglich?“ — Wenn er nun doch auf seiner Behauptung beharrt, so antworten wir einem Narren nach seiner Narrheit, und eine kleine Geschichte in Gleichnißform thut dann immer die erwünschte Wirkung. „Ein Richter“ — so lautet das Gleichniß — „fieng einen Dieb. Als er ihn fragte, warum er gestohlen habe, erwiederte der Dieb: „„Mein Herr, ich habe nicht gestohlen, Gott in mir hat es gethan.““ Gut, sagte der Richter, bindet den Burschen an den Pfosten und gebt ihm 25 Streiche! Der Gerichtsdiener that es. Nach den ersten 6 oder 8 Streichen rief der Dieb aus: „„D schlaget mich nicht, schlaget mich nicht!““ — Da trat der Richter zu ihm und sagte: Was? Dich schlagen? Ich laße Dich nicht schlagen, das werde ich nie thun, denn wir sind gute Freunde. Ich laße nur dem Gott in dir, der gestohlen hat, die Streiche geben!“ — Da brechen dann gemeiniglich die Leute in helles Gelächter aus und rufen: „Nein, nein! Gott ist kein Dieb, wir sind die Sünder!“

So weit sind die Menschen gekommen ohne Offenbarung! Von welcher Seite wir auch diese Systeme betrachten, sie sind nur geeignet, den Menschen in Irthum zu leiten. Sie lehren ihn alle Verantwortlichkeit von sich abschütteln und die Schuld auf Gott schieben, und führen so den Menschen in sein zeitliches und ewiges Verderben.



## 10. Die Götter Indiens.

Die bei weitem größere Mehrzahl der Hindus hängt dem gemeinen Volksglauben an, wie er vornehmlich in den Puranas enthalten ist. Die Hindus hielten sich für weise und sind zu Narren geworden, und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und den Vögeln und den vierfüßigen und den kriechenden Thieren.

Die Hindus sind bei aller Unkenntnis des wahrhaftigen Gottes stolz auf das, was sie von ihm zu wissen meinen. Sie lehren: der an sich selbst unerkennbare Gott habe sich in wahrnehmbaren Formen geoffenbart, und so seien von ihm 320 Millionen Götter ausgegangen, von denen Brahma, Wischnu und Schiwa die drei größten sind. Diese werden als der Schöpfer, der Erhalter und Zerstörer dargestellt, und die große Dreieit oder Dreineigkeit genannt, obgleich sie furchtbare Kriege mit einander geführt haben.

Brahma wird als der Schöpfer dargestellt, doch nicht so, als hätte er die Welt durch sein allmächtiges Wort erschaffen, sondern er that es unter unfäglicher Mühe und Noth, und nicht ohne viel Thränen über den schlechten Fortgang seines Werks. Auch wurde die Welt nicht etwa in einem kurzen Zeitraum zu Stande gebracht, sondern es brauchte Millionen von Jahren.

Es giebt verschiedene Darstellungen der Schöpfungsgeschichte, oder vielmehr der Weltformirung, indem der Hindu von einer Schöpfung aus Nichts keinen Begriff hat. Die wichtigsten sind folgende: — Wischnu schlief im Meeresgrunde auf der Schlange Annanda d. h. Ewigkeit. Da wuchs aus seinem Nabel eine Lotusblume oder Wasserlilie hervor, in welcher Brahma nachdenklich saß, bis er nach langer, langer Zeit die Welt zu Stande brachte. — Der zweite Bericht ist dieser, daß Brahma die Gestalt des Armeschen annahm, und die Prakritta d. h. Natur zum Weibe nahm, welche ein ungeheures Ei gebar. In dieses kroch Brahma und sann darin 4200 Millionen Jahre über die Erschaffung der Welt nach. Endlich barst die Schale entzwei, und heraus kam Brahma als Geist oder Leben, und ein anderes Wesen Krita,

dessen Haupt die Wolken, dessen Athem die Luft, dessen Stimme der Donner, dessen Augen Sonne und Mond, dessen Adern die Flüsse, dessen Nägel die Felsen, dessen Knochen die Berge und dessen Haar die Bäume und Pflanzen sind. Das war die Erde. — Eine dritte Darstellung ist diese: — Wischnu lag als Schildkröte auf dem Meeresgrund. Auf seinem Rücken trug er eine mächtige Säule, deren Spitze einen goldenen Thron darstellte. Um die Säule war eine Schlange gewunden, doch so, daß ein großes Stück derselben gegen Kopf und Schwanz hin nach beiden Seiten hervorragte. Diese Schlange ergriffen rechts die Götter, links die bösen Geister, drehten damit die Säule im Kreise vor und rückwärts, und butterten so das Meer. Dieses gerann nach und nach zu Milch, dann zu Butter, und endlich zu Sonne, Mond, Sternen, Elephanten, Rossen, Bäumen, Edelsteinen und dergl. Kurz die ganze Welt entstand auf diese Weise.

Die Erde stellt sich der Hindu gemäß seinen Religionsgeschichten rund und flach vor, wie eine Scheibe. An einem Ende steht der große Berg Sumeru, um welchen die Sonne kreist, wodurch Tag und Nacht entstehen. Eines Tags brachten etliche Hindugelehrte eine hübsche, colorirte Weltkarte zu mir, die sie nach ihren heil. Büchern entworfen hatten, und durch welche sie mir die Unrichtigkeit unserer Karten nachweisen wollten. Nach dieser Darstellung ist die Erde, als ebene Scheibe gedacht, 800,000 engl. Meilen im Durchmesser. Benares liegt im Mittelpunkt. Darnach wäre von Benares bis ans Meer eine Entfernung von 400,000 engl. Meilen. Nach einigem Hin- und Herreden fragte ich nun die Männer, ob sie schon in Calcutta gewesen seien?

„Ja wohl,“ erwiderten sie.

Wie weit ist es bis an jene Stadt?

„Etwa 400 Meilen,“ antworteten sie.

Und von dort bis ans Meer?

„Etwa 100 Meilen.“

Gut, fuhr ich fort, das macht zusammen 500 Meilen. Was wird nun aus Eurer Karte?

„Sehr wahr,“ entgegneten sie, „aber Du mußt Dich erinnern, daß unsere Karte die Erde so darstellt, wie sie im Anfang von den Göttern gemacht wurde. Seitdem ist ihre Gestalt vielfach verändert worden.“

Ich gebe dieß zu, sagte ich, aber sicher waren die Veränderungen nicht so groß, wie sie Eure Karte nothwendig macht. Eure Karte, ihr Männer, ist ein erdichtetes Zeug, gerade wie Eure Zeitrechnung, und hat nirgends anders ihren Grund, als in Euren fabelhaften Schaffers.

Doch wir wollen weiter hören, was die Hindus von ihren Göttern fabeln.

Nachdem die Erde fertig war, fieng Brahma an, Menschen zu machen; aber dieß war nichts Leichtes. Doch endlich, nach viel Mühe und Noth gelang es ihm, und die 4 Hauptkasten giengen aus ihm hervor: Die Braminen oder Priesterkaste kam aus seinem Munde; die Kschatrias oder Kriegerkaste aus Brahma's Brust und Armen; die Waisyas oder die Kaste der Kaufleute, Hirten und Ackerbauer aus seinem Bauch und Schenkeln, und endlich die Sudras oder die arbeitende Kaste aus seinen Füßen. Jede dieser Kasten zerfällt wieder in zahlreiche Unterabtheilungen. So bevölkerte sich rasch die Erde, und die Weltgeschichte nahm ihren Anfang. Allein hier begegnet uns gleich wieder eine von den heidnischen

Träumereien. Die Welt, sagen die Braminen, wird in 4 Yugas oder Zeitalter abgetheilt, nämlich: die Satyuga, d. h. das wahrhaftige oder goldene Zeitalter, in welchem es keine Sünde gab; die Treta, d. h. das silberne Zeitalter, in welchem die Sünde sich zu verbreiten anfing; die Dwaper, in welcher die Sünde schon weit verbreitet war, und die Leute anfingen einander zu misstrauen; und endlich die Kaliyuga oder das Zeitalter der Sünde und der Lügen. Von diesem letzteren Zeitalter an zählen die Hindus ihre Jahre, und unser Jahr 1845 ist danach bei den Hindus das Jahr 4950. Was die Dauer dieser verschiedenen Zeitalter betrifft, so behaupten die Hindus, die Satyuga habe nicht weniger als 1,728,000 Jahre gedauert, die Treta 1,296,000 Jahre, die Dwaper 864,000 Jahre, und die Kaliyuga werde im Ganzen etwa 432,000 Jahre dauern. Das Alter der Welt währe also im Ganzen 4,320,000 Jahre, und die Dauer der Götter sei auf 4320 Millionen Jahre festgesetzt, dann werden auch sie wieder in ihren ewigen Urgrund Brahm zurückkehren. Welche traurige Verirrungen der menschlichen Weisheit!

Nachdem Brahma die Schöpfung vollendet hatte, kam er in Mißkredit. Eines Tages nämlich sagte er eine ungeheure Lüge; darüber ergrimmt, beschlossen die Götter, er solle weder Tempel, noch Anbeter in Indien haben. Deshalb, sagen die Hindus, hat Brahma bis auf den heutigen Tag keinen Tempel in ganz Indien, und Niemand verehrt ihn. Der Sinn dieser Geschichte scheint mir einfach dieser zu sein: — Die Hinduphilosophen nämlich, in Betracht, daß das Werk des Schaffens nun vorüber sei, dachten bei sich selbst: „warum soll man eine Macht noch verehren, die aufgehört hat, zu wirken? Was wir

bedürfen, ist Erhaltung, d. h. Wischnu, und was wir fürchten, ist Zerstörung, d. h. Schiwa; deshalb laffet uns Wischnu und Schiwa anbeten!" — Dies ist wohl der Grund, warum Letztere so zahlreiche Tempel in Indien haben.

Der Gott Wischnu, der Erhalter, sollte nach der Lehre der Hindus zehn Mal in irgend einer Gestalt auf Erden erscheinen. Neun solche Incarnationen (d. h. Fleischwerdungen) sind bereits vorüber, die zehnte wird noch erwartet.

Bei der ersten erschien er als Fisch. Ein mächtiger Riese nemlich hatte die Vedas gestohlen, und sie in einer Höhle in der Tiefe des Meeres verborgen. Da nahm Wischnu die Gestalt eines Fisches an, holte sie wieder und gab sie dem Satyavrata oder Manu, dem er zugleich die nahende Ueberschwemmung der Welt ankündigte, wie wir oben in dem indischen Gedichte erzählten. Vielleicht bedeutet der Ocean, aus welchem Wischnu die Vedas hervorholte, das „Meer der Vergessenheit," von welchem die heiligen Erinnerungen durch Niederschreiben in den Vedas gerettet wurden.

Die zweite Incarnation ist die des Ratschantar oder Schildträger; auch von ihr haben wir bei Gelegenheit der Welterschöpfung mittelst des Butterns geredet.

Die dritte ist die des wilden Ebers. Ein böser Geist nemlich, so erzählte die Sage, hatte durch eine gewaltige Erschütterung die Erde aus ihrer Ruhe gebracht, sie wie eine Kugel umhergerollt, zu Einer rohen Masse verunstaltet und endlich ins Meer gestoßen. Nun verwandelt sich Wischnu, der Erhalter der Welt, in einen grimmigen Eber, stößt zuerst den bösen Geist siegreich nieder, hebt dann mit seinen colossalen Fangzähnen die Erde aus der Tiefe des Meeres heraus und bringt sie wieder in Ordnung.

Auch diese Sage, so gräulich verunstaltet sie ist, erinnert doch an die biblische Lehre von großen Umwälzungen der Erde, durch welche sie hindurch gegangen ist, und aus der sie Gottes allmächtige treue Hand zu ihrer gegenwärtigen Gestalt formirt hat.

Die vierte Incarnation des Wischnu ist die des Mannlöwen. Auch sie ist merkwürdig. Ein großer König nemlich lebte in ungeheurer Gottlosigkeit, und wollte die Gottheit Wischnu's nicht anerkennen, noch ihn verehren. Ja als sein frommer Sohn ihn deshalb zurechtwies, wollte der gottlose Herrscher diesen tödten, indem er sich brüstete mit den Worten: „ich bin Herr des Bestalls! worin ist denn Wischnu größer als ich?“ Als nun der fromme Sohn erklärte, daß Wischnu allmächtig und allgegenwärtig sei, so rief der gottlose König: „Wie? ist Wischnu auch in dieser Säule?“ und damit hieb er mit seinem Schwert in eine ungeheure Säule, die er zu seinem eigenen Ruhme errichtet hatte. „Ist Wischnu auch hier gegenwärtig, so soll er sich zeigen!“ Alsobald barst die mächtige Säule entzwei, und Wischnu trat in der Gestalt eines Menschen mit einem Löwenhaupt daraus hervor, und zerris den König in Stücke.

Welche vernünftige Idee aber die fünfte Incarnation darstellen soll, nach welcher Wischnu in der Gestalt eines Zwergs erschien, ist schwer zu sagen. Ein frommer König nemlich wurde wegen seiner Heiligkeit von den Göttern mit der Herrschaft über die Erde, den Himmel und die Hölle beschenkt. Allein kaum hatte er solche Ehre erlangt, so wurde er auch übermüthig, und unterließ die Götter zu ehren. Da kamen diese zu Wischnu und ihn um Hülfe. Dieser war auch gleich bereit, da ein von den Göttern gegebenes Geschenk nicht



Gewalt zurückgenommen werden kann, sondern nur durch freiwillige Zurückgabe von Seite dessen, der es empfangen hat, so brauchte Wischnu eine List. Er nahm Zwerggestalt an und trat zu dem König mit der demüthigen Bitte, er möge ihm so viel Land abtreten, als er mit drei Schritten messen könne, um sich eine Hütte darauf zu bauen. Der König gewährte es, und goß zur heiligen Betheurung dem Zwerg Gangeswasser auf die Hände. Kaum war dieß geschehen, so wuchs der Zwerg zu einer ungeheuren Größe, schritt mit dem ersten Tritt über die Erde, mit dem zweiten über den Himmel, und mit dem dritten über die Hölle, — und züchtigte dann den erschrockenen König nach Verdienst. So ward denn den Göttern die verschwundene Anbetung wieder zu Theil.

Die folgenden vier Incarnationen beziehen sich offenbar auf die älteste Geschichte Indiens, indem menschliche Kriegshelden oder andere bedeutende Männer, die in die Geschichte eingriffen, vergöttert werden. So stellt die sechste Incarnation den Wischnu dar als einen jungen unüberwindlichen Kriegshelden, der gegen einen vielköpfigen und tausendarmigen Tyrannen stritt. Dieser Tyrann mit seinen tausend Armen, in denen er ebenso viele Mordwaffen hält, stellt wohl Niemand anders dar, als die Kriegerkaste in den ältesten Zeiten Indiens, die einem Lamech gleich (1. Mos. 4, 23.) sich brüstete: „Ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunde, und einen Jüngling mir zur Beule! Cain soll siebenmal gerochen werden, aber Lamech sieben und siebenzimal!“ Wischnu überwand den Tyrannen und rottete seine ganze Kaste 21mal aus. — Aehnlich ist die siebente Incarnation, wornach Wischnu unter dem Namen Nam Eschander, als ein frommer und heldenmüthiger Prinz einen gräßlichen und

gottlosen Tyrannen Namens Ravan, der die Insel Lanka oder Ceylon beherrschte, siegreich überwand. Diese fabelhafte Geschichte gehört zu den beliebtesten unter den Hindus, und ist in einem sehr kunstreichen und begeisterten Gedichte (Ramayana genannt) ausführlich besungen, gleich den Kämpfen der Griechen gegen Troja in Homer, an welche die Ramayana unwillkürlich erinnert. Die Geschichte ist kurz diese: — Ram und Ravan warben beide um die schöne Tochter eines Königs, welcher das Gelübde gethan hatte, daß nur derjenige seine Tochter haben sollte, welcher einen ungeheuren Bogen, den nicht einmal tausend Krieger aus seiner Armee auch nur aufheben konnten, ohne Mühe spannen könnte. Ram, als verhüllter Gott, gewann mit seiner Riesenkraft den Preis; aber der gottlose Ravan dachte nun auf List, die Prinzessin dem Ram zu entführen. Dieß gelang ihm, während einst Ram auf der Jagd war. Der Schmerz des Ram war gränzenlos. Bald aber erfuhr er, daß Ravan der ruchlose Räuber sei, und daß seine geliebte Gattin in dessen Felsenfestungen auf Ceylon sich befinde. Jetzt warb Ram schnell ein Heer, und zwar aus lauter schlauen und starken Affen, an deren Spitze der große Affen-General Hanuman mit seinem Adjutanten, einem gewaltigen Bären, stand. Das merkwürdige Heer setzte sich sofort in Bewegung, und marschirte unter unsäglichen Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen nach der Küste, welche Ceylon gerade gegenüber liegt. Allein hier stellte sich ihnen eine unüberwindlich scheinende Schwierigkeit entgegen, und diese war keine andere, als der Ocean, welcher seine Bogen zwischen der Insel Ceylon und wälzte. Aber bald war man entschlossen eine Brücke zu bauen. Alles macht sich ans Werk, und der Generalissim

Hanuman war der thätigste. Einmal geschah es, daß derselbe nicht weniger als 10 Berge auf einmal, jeden 20 Stunden im Umfang, aus ihren Gründen hob, und einen auf der Spitze seines Schweifes, einen unter jedem Arm, einen auf jeder Schulter, einen in jeder Laxe, und drei auf dem Kopfe forttrug und ins Meer warf. Die Felsenblöcke, welche aus der schmalen Meerenge, die Ceylon vom Lande scheidet, noch heute hervorragen, sind — so glaubt der Hindu steif und fest — die Ueberreste dieser Brücke. Allein da doch der Bau etwas zu langsam gieng, und der betrübte Ram gerne Nachricht von seiner entführten Gattin haben wollte, machte er den Vorschlag, daß Einer aus dem Affenbeer einen Capitalsprung über das Meer machen solle, um die Entführte zu besuchen. Dazu entschloß sich nun Hanuman selbst. Die nach dem Glauben der Hindus 200 Stunden breite Meerenge lag mit einem Sprung hinter ihm; wie ein Wetterstrahl fuhr er in das Schloß des Ravan, und fand da die betrübte Gattin des Ram. Aus Rache verwüstete er nun alle Gärten und Bäume, und richtete großen Schaden an. Da ergrimmete Ravan und befahl seinen Leuten, dem mächtigen Affen-General Berg und Wolle mit Del getränkt an den langen Schweif zu binden und anzuzünden. Dieß geschah, aber nun sprang Hanuman von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, und zündete so die ganze Insel an. Endlich spukte er auf seinen Schwanz und löschte das Feuer aus, wobei er sich aber das Gesicht verbrannte, so daß er nun ganz schwarz ist, wie ihn auch die Hindu-tempel darstellen. Dann setzte er wieder mit einem Sprung über die Meerenge und erzählte dem Ram, was er gesehen. — Jetzt war die Brücke fertig und der Kampf begann. Erstlich war die Schlacht; Bären und Affen kämpften

gegen das Riesenheer des Ravan mit unglaublicher Wuth. Einmal war es nahe daran, daß das ganze Affenheer verloren gewesen wäre. Ein General des Ravan nemlich gerieth auf den Einfall, kurzen Prozeß zu machen und das ganze Heer von Affen zu verschlucken. Er faßte mit der Hand ganze Compagnien und Regimente, und schluckte dieselben ohne Beschwerde hinunter. Schon war nur noch ein geringer Theil des Heeres übrig; da regten sich plötzlich die schlauen Thiere in seinem Magen, und drangen unwiderstehlich dem gefräßigen Helden zu Mund, Nase, Ohren und allen Poren wieder heraus und begannen den Kampf von Neuem. Das Heer des Ravan schoß Pfeile von feurigen Riesenschlangen, und die Affen erwiderten sie mit Bergen, die sie aus den Wurzeln rissen und nach dem Feinde schleuderten. Einmal wurde der Bruder Hanumans zu Boden gestreckt, und es zeigte sich, daß nur ein Kraut ihn vom Tode erretten könne, das auf dem 100 Meilen weit entfernten Himalayagebirg wächst, das aber vor dem nächsten Sonnenaufgang müsse aufgesetzt werden. Da war guter Rath theuer. Allein Hanuman war mit etlichen Riesensprüngen auf dem Himalaya und suchte das Kraut. Schon war die Nacht eingebrochen, ja schon zeigten sich die Vorboten der rosenfarbenen Morgenröthe. In dieser Angst und Noth faßt Hanuman mit gewaltiger Hand den ganzen Himalaya und trägt ihn durch die Lüfte mit Riesensäzen; die sich erhebende Sonne aber faßt er mit der andern Hand und verbirgt sie unter dem Arme, so daß es nicht Tag wurde, bis er das Lager erreicht und das Kraut aufgelegt hatte. Der Kampf von Neuem. Oft war der ganze Himmel voll Feuer den Flammenpfeilen, die durch die Luft brausten, oft ward die Sonne verfinstert von den Wapstegen

Speeren, welche auf die Feinde fielen. Zahllose Arme und Beine bedeckten das Schlachtfeld, und Millionen kopfloser Leichname lagen wie Berge aufgeschichtet. Endlich traf ein feuriger Pfeil des Ram seinen Gegner Ravan an der Stelle, wo er verwundbar war, und tödtete ihn. Damit war der Sieg gewonnen. Nun stieg ein Gott vom Himmel und goß Wasser des Lebens über das Schlachtfeld, — plötzlich erstanden alle Affen und Bären vom Tode, aber die Leichname der Feinde verfaulten. Ram aber holte seine Gattin, und regierte an ihrer Seite 10,000 Jahre glücklich und im Frieden.

Diese ganze ungestalte Erzählung gründet sich ohne Zweifel auf die geschichtliche Thatsache der einstigen Eroberung von Ceylon; aber die gräßliche Unförmlichkeit, in der sie hier erscheint, hat auf die Gestalt des Gözenthums in Indien unglaublichen Einfluß gehabt. Ram ist nun der Lieblingsgott der Hindus, und sein Name ist der Sieges-, Jubel- und Triumphruf bei allen Gelegenheiten. Auch die Affen werden in Folge davon heilig gehalten und göttlich verehrt: allenthalben findet man in den Tempeln Affengözen. Ja in der Nähe des Missionshauses in Benares liegt ein Dörfchen Durgagund, wo aus dem Schatten von Bananen, Mangos und andern Fruchtbäumen eine Pagode emporragt, in deren Hofraum ein ummauerter Teich steht, zu welchem schöne breite offene Stufen hinabführen. Hier treiben viele hundert Affen ihr Wesen, geschützt von den Einwohnern und von Jedermann verehrt; sie brechen ungestört Blumen, Früchte und Nester ab, reißen die Dächer auf und leben bevorzugter, als die Menschen selbst. Auf den Stufen stehen Heilige, welche diesen zudringlichen Thieren Futter hinstreuen, und vor den Häusern theilen die Einwohner das

Mahl mit ihren Kindern und Affen. Oft geht es freilich nicht ganz friedlich zu, und zuweilen geschieht es, daß die unzufriedenen Thiere den Kindern die Haare zerzausen und das Gesicht zerkraxen, bis man mit Gewalt sie abwehrt. Ein solches Thier zu verletzen oder gar zu tödten, wäre das größte Verbrechen. —

Doch der Liebling der Hindus ist der Gott Krischna, die achte Incarnation des Wischnu. Er ist der Gott der Liebe, oder besser gesagt, aller Liederlichkeit und Wollust, ein schrecklich Irribild unsers Gottes voll ewiger heiliger Liebe. Die von ihm erzählten Geschichten sind gedoppelter Art: theils stellen sie ihn als einen Helden dar, der gottlose Könige, Riesen, Hölle geister, Drachen und Schlangen umgebracht und überwunden habe, wobei so graufiger Unsinn mit unterläuft, daß die Geschichte des Affengenerals Hanuman noch nüchtern erscheint; theils aber, — und dieß ist die Hauptsache — als den bezaubernden, alle Sinne berausenden Liebesgott, dessen Anblick entzückend, dessen Stimme himmlische Musik, dessen Lächeln der Himmel auf Erden ist. Die Bräminen pflegen von ihm zu sagen: „wenn alle Meere Tinte, die ganze Erde Papier wäre, und alle Menschen auf der Erde hunderttausend Jahre lang nichts thäten, als die Wunder und Lieblichkeiten Krischnas beschreiben, es wäre doch unmöglich, auch nur den Millionsten Theil zu schildern!“ Die Erzählungen bewegen sich fast um nichts als um wollüstige Liebesabenteuer, die bis ins Schamloseste ausgemalt und von Alt und Jung mit Lust gesungen und gehört werden. Er hatte 16,000 Weiber, mit denen alle erdenkliche Schande trieb; er liebte die Hirtenmädchen, unter Musik, Saugfesten. Am Ende, so erzählen die

er sich selbst über sein Sündenleben, und behielt nur noch acht Weiber, die er aber bald verließ, um seinen alten Lüsten nachzugehen. Am häufigsten wird er in den Tempeln mit der Flöte dargestellt, oder als Kind, das spielend umher kriecht, oder auch als Held, der einer Schlange den Kopf zertritt. Seine Feste, die gewöhnlich 4—6 Tage dauern, sind wahre Gräuelfeste, wo der Teufel der Wollust Alt und Jung mit einer Art von Wahnsinn ergreift. Da tanzt dann der grauhaarige alte Götzdiener neben dem von Lust halbwahnsinnigen Jüngling, und wahrlich, wenn man sieht, wie die dürre abgezehrte Gestalt eines hochbefahrten Dieners des Satans sich noch in wildem, trunkenem Tanze bewegt, da erkennt man erst, an welchen Fesseln der Fürst der Finsterniß seine Anhänger hält.

Seltzam ist es, daß gerade bei diesem Gotte sich eine Darstellung findet, die an die tiefste und glorreichste Lehre des Christenthums erinnert. Ich sah nemlich einst ein Bild des Krishna, in welchem zwei Perioden seines Lebens dargestellt sind, nemlich erstens: in seinem Leiden, wie eine große Schlange sich um ihn geschlungen hat und ihn in die Ferse beißt; zweitens: in seinem Sieg und Triumph, wie er sich von der Schlange losgemacht hat und ihr den Kopf mit dem Fuße zertritt. Sollte hier nicht ein heiliger Nachklang aus der ersten heiligen Weissagung vom Schlangensamen sich in Indien wiederfinden? Doch davon versteht der arme Götzdiener nichts, bis ihm eben der Geist Jesu Christi im Kreuze das Heil der Sünder zeigt.

Je beliebter aber diese Incarnation des Krishna unter den Hindus ist, um so weniger Anklang findet unter ihnen die neunte, bei welcher Wischnu in der Form

des Buddha erschien. Sie zeigt auch recht auffallend, welche grauenvolle Verworrenheit der Begriffe in Betreff göttlicher Dinge unter den Götzendienern Indiens herrscht. Die Sage nemlich ist diese: — es sei eine Zeit gewesen, wo die Menschen auf Erden so fromm und heilig lebten, daß sie den höchsten Göttern mehr und mehr ähulich geworden seien. Da seien die Geister der Unterwelt eifersüchtig geworden, daß ihnen auf Erden gar keine Verehrung mehr dargebracht werde, und hätten die oberen, höchsten Götter um Hülfe und Umgestaltung der Dinge auf Erden gebeten. Das hätte den Wischnu gerührt, und er habe sofort die Gestalt des Buddha angenommen, sei auf Erden erschienen, und habe Unglauben und Gottlosigkeit gepredigt. Diese seine Predigt sei auch nach einem Jahre so wirksam gewesen, daß die ganze Welt von Gottlosen und Ungläubigen gewimmelt habe. Damit zufrieden, sei dann Wischnu wieder in den obersten Himmel zurückgekehrt.

Der hinter diesem Unsinn verborgene Sinn scheint dieser zu sein, — einerseits: zu zeigen, wie die Menschen ursprünglich rein und heilig waren, aber durch Verführung aus der unsichtbaren Welt um den Glauben gekommen seien; andererseits: die buddhistische Lehre, welche längst aus Indien verdrängt ist und nach China und Hinterindien sich flüchten mußte, als eine gottlose Lehre darzustellen. Allein dieser Sinn ist in dem Gewirre von Unsinn so vergraben, daß man vielleicht besser thut, sich nicht große Mühe mit seiner Deutung zu geben.

Die zehnte Incarnation wird noch er-  
 zwar in Gestalt eines Braminen. Der Gott  
 wie mir ein Bramine sagte, von einer reinen  
 geboren werden, und auf einem weißen Bf-



und ein zweischneidiges Schwert wird aus seinem Munde gehen, womit er Alle die erschlagen wird, welche seiner Religion sich nicht unterwerfen.

## 11. Die Verehrung des zerstörenden Gottes, oder des Teufels.

Noch hab' ich Einiges über die dritte Hauptgöttheit der Indier, Schiwa, zu sagen. Wie schon früher berührt, ist er der Zerstörer, oder vielleicht besser gesagt, Symbol des Vergehens aller Dinge, der Alles anflösenden, Alles vernichtenden Zeit. Darauf deuten auch die Darstellungen, unter denen er in den Hindutempeln erscheint. Die Schädel, welche er oft in der Hand oder um den Hals trägt, sind Zeichen des Unterganges aller Dinge, eben darauf weisen die vielen Mordinstrumente, die er in seinen acht Armen und Händen hält. Die drei Augen, mit denen er gemalt ist, mögen auf die drei Zeiten (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) deuten; der abnehmende Mond auf seiner Stirne ist ein deutliches Symbol der Zeit, wie auch die Schlange, die sich um seinen Nacken windet, ein Bild der Alles in sich aufnehmenden Ewigkeit ist. Ebenso charakteristisch ist, daß von ihm gesagt ist, er habe dem Brahma (Erstschaffer) das Haupt abgeschlagen d. h. er habe zerstört, was jener schuf. — Durch eine höchst merkwürdige Verbindung von Gedanken wird dieser selbe Gott, der als der Zerstörer alles Lebens dem Hindu erscheint, doch zugleich als der

Zeuger eines immer neuwerdenden, immer wieder vergehenden Lebens dargestellt. Wie diese vergängliche Welt nicht ein bloßes immerwährendes Vergehen der Dinge ist, sondern ein Werden und Vergehen, so stellt sich der Hindu seinen Schiwa nicht bloß als Zerstörer, sondern auch als Zeuger des vergänglichen Lebens vor. Aber hier gerathen wir auf ein Gebiet heidnischer gräueltoller Verlehrung, von dem sich jedes zarte Gefühl mit Abscheu abwendet. Bildet sich doch die heidnische Phantasie, gemäß jenes angegebenen Gedankens, seinen Schiwa nicht bloß in der schrecklichen Mordgestalt vor, wie wir sie oben schilderten, sondern auch unter dem Gräueltbilde des Linga, dessen Schilderung uns das Schaamgefühl verhindert. Dieser Linga aber ist der Gott von Millionen, dem man nicht bloß durch einfache Opfer und Gebete dient, sondern dessen Dienst in Thaten wilder, zügelloser, alle Schranken überschreitender Wollust besteht, die in Gräueltfestnächten vor dem Bilde der Gottheit vollbracht wird.

So erklärt es sich, daß in dem Dienst des Schiwa beides, Lust an Pein und Qual, an Blut und Tod, und grauige wilde Wollust neben einander läuft — ein wahrer Teufelsdienst. Denn wenn einestheils dieses Gottes Lust und höchster Ruhm ist, zu zerstören und das Lebendige und Bestehende aufzulösen, so muß ihm auch ein solcher Dienst am wohlgefälligsten sein, der auf Zerstörung des Lebens, sei es des eigenen oder des fremden, ausgeht; und wenn anderntheils dieser Gott, als die zeugende Kraft alles vergänglichen Lebens, dem Heiden in dem schaaamlosesten Bilde erscheint, so muß ihm die Losgelassenheit der Fleischeslust ihm der dienlichste Dienst sein. Doch ehe ich nachweise, zu

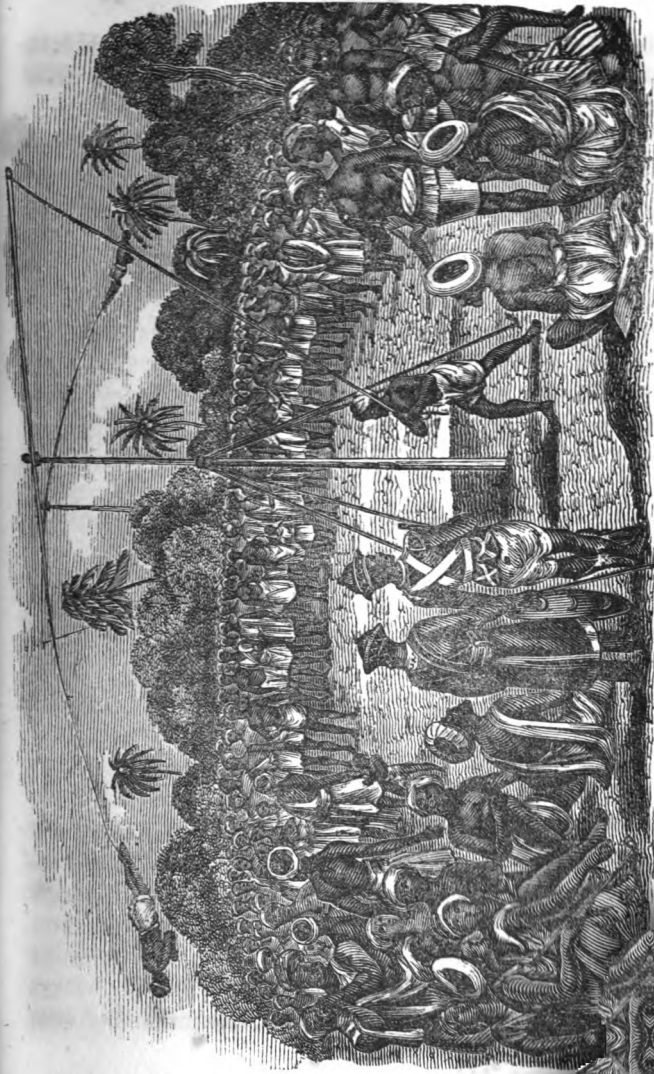
lichen Erscheinungen dieß in der Hindu Religion führte, muß ich noch zuvor zeigen, wie der Hindu diese seine Gottheit selbst weiter ins Gräßliche ausmalte.

Dem Schiva zur Seite nemlich steht die weibliche Gottheit Kali oder Durga, welche in sich alle Schauer blutiger Zerstörung vereinigt. Sie ist dargestellt mit 10 Armen, in jeder Hand hält sie ein Mordinstrument. Sie zertritt wüthend einen Riesen mit dem einen Fuß, und steht mit dem andern auf dem Rücken eines Löwen, — auf mehreren Darstellungen sogar tritt sie in grausiger Zerstörungslust auf ihren Gemahl Schiva selbst; — als Ohrengehänge trägt sie einen zum Kreis gewundenen Menschenleichen, sie hat einen Kopfschuß von Schlangen, eine Halskette von Menschenschädeln, einen Gürtel von abgehauenen Händen, und eine blutige Zunge hängt herab bis auf ihre gräßliche Brust. Das ist die Göttin, vor der Millionen von Hindus anbetend nieder fallen.

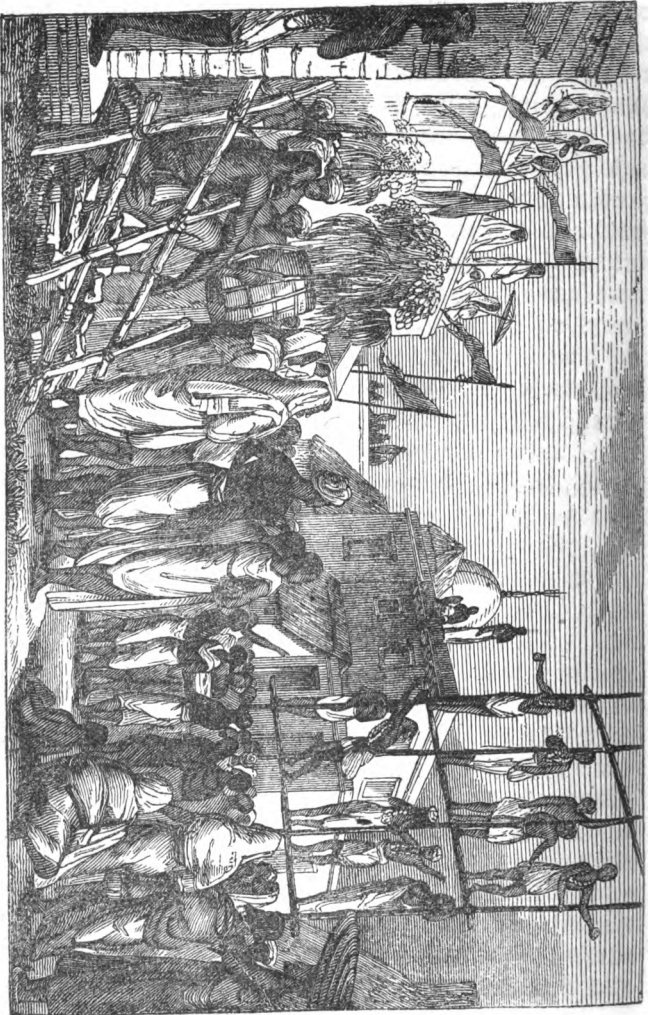
Ist's ein Wunder, wenn der Dienst, der ihr gezollt wird, ein ebenso scheußlicher, schauerlicher ist? Wir wollen nur drei Erscheinungen hervorheben, welche mit der Verehrung dieser Göttin zusammenhängen, das Schwingfest, die Fakirs und die Thags.

#### a. Das Schwingfest.

Ehe dieses Fest beginnt, müssen die Verehrer der Kali mehrere Tage lang durch Waschungen, Entbehrungen und andere Uebungen sich darauf vorbereiten. Während dieser Zeit tummeln sich einzelne Partien mit Blasinstrumenten und Trommeln lärmend und schreiend durch die Straßen, und preisen die Herrlichkeit der Göttin. Dann beginnt das Fest. Es werden zwei Pfosten in die Erde



Schwingfest



தூலிசெய்யுறு.

gesteckt, über welche eine Querstange befestigt wird. Daran hängt sich nun ein Heiliger an den Füßen an, während gerade unter seinem Haupte ein Feuer angezündet wird, dessen Rauch ihn dicht umhüllt, doch so, daß die Flamme ihn nicht berührt. Dies wird von Vielen und so lange wiederholt, bis der Tag um ist. Am folgenden Tag tanzen und wälzen sich diese Heiligen auf dem mit Dornen und Gestrüppe besäeten Boden. Am dritten Tag folgt der sogenannte „Heiligensprung.“ Es wird nemlich ein Gerüste errichtet mit mehreren Abstufungen, von denen die höchste oft 20—30 Fuß hoch ist, und auf denen Gruppenweise diese Heiligen stehen. Am Fuße desselben wird eine Art Bett aus Seilen hingebreitet, worauf Holzscheiter und schneidende Instrumente jeglicher Art liegen. Nun springt Einer nach dem Andern vom Gerüste herab auf dieß Bett, nachdem sie zuvor Früchte, Blumen, Reis ic. unter die umstehende Menge geworfen. Oft geschieht es dabei, daß sie sich schwer, ja tödtlich verwunden, während Andere mit geringen Verletzungen davon kommen. Aber eben dieß liebt ja die blutdürstige Kali. Die folgenden Tage werden in wildem Loben zugebracht, wobei man auf glühender Asche tanzt und mit brennenden Kohlen sich wirft, — bis endlich der letzte Festtag kommt, der mit dem eigentlichen Schwingen das Fest schließt. Da werden dann Pfosten von etwa 30 Fuß Höhe errichtet, auf deren Spitze quer eine lange Bambusstange liegt, die in einem Angel läuft. Am einen Ende dieser Querstange hängt ein Seil herab mit zwei Haken, welche sofort einem Heiligen in den fleischigen Theil des Rückens hart unter den Schultern hineingetrieben werden, während vom andern Ende der Querstange ebenfalls ein Seil herabhängt, mittelst dessen, sobald der Heilige ge-

hörig festgebacht ist, mehrere Personen die Querstange im Kreise in Bewegung setzen, und so den unglücklichen Menschen frei und hoch durch die Lüfte schwingen, wobei derselbe oft gegen 20 Fuß hoch in einem weiten Kreise rasch umbergeschwungen wird. Dabei geschieht es, daß dieselben zuweilen ruhig ihre Pfeife rauchen oder Früchte und Blumen unter das jauchzende Volk streuen. Missionar Ward erzählt, daß er einen Mann gesehen habe, dem beim Schwingen ein Affe auf dem Nacken gesessen, während ein Anderer einen schweren Holzbloß mit hinaufgenommen. Natürlich geschieht es zuweilen, daß die Hacken durchreißen, und dann wird der Mann zerschmettert; doch geschieht dieß jetzt seltener, da die englische Regierung befohlen hat, daß jeder Schwingende zugleich mit einem Tuch um den Leib an dem Hacken befestigt werde.

Solche Qual der Menschen ist es, woran die blutige Göttin ihre höchste Lust findet! Doch wir hören noch mehr.

#### b. Die Fakirs.

Wenn durch das Schwingfest nur Einmal des Jahres der Göttin die Lust an Menschenqual kann bereitet werden, so hat der erfinderische Geist der Finsterniß dafür gesorgt, daß auch die übrigen Zeiten des Jahres, ja ganze Menschenleben, mit gleicher und noch größerer Qual zum Dienst der gräßlichen Kali ausgefüllt werden. Es giebt nemlich eine ganze Klasse von Heiligen in Indien, Fakirs oder Bettler genannt, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, durch Selbstpeinigung und jede ersinnliche Qual des Leibes das Wohlgefallen der Göttin und die göttliche Verehrung des verblendeten Volkes zu



erlangen. Es ließen sich hier die Schilderungen bis ins Unendliche vervielfältigen, aber es genüge uns, einige Züge hervorzuheben. Da steht ein Fakir, der sich ein Loch durch die Zunge gestossen und schwere Stücke Eisen, Pfeile, Stöcke, ja lebende Schlangen durch dasselbe gesteckt hat und beständig so trägt. Ja Ward erzählt von Zweien, die gegenseitig ihre rechten Zeigefinger durch ihre Zungen gesteckt, und so unter schaamlosen Tänzen und Geberden die Straßen Calcutta's durchwandelt hätten, während ein Anderer sich in Brust, Arme und Beine unzählige dicke Nadeln gestochen hatte. Dort steht Einer den linken Arm jahrelang emporgehalten, bis er verdorrt und unbeweglich geworden, während ein Anderer ebenso den einen Fuß gebogen emporhält, bis er unbrauchbar ist. Andere sehen mit offenen Augen unverwandt unter unfäglicher Qual in die glühende Sonne Indiens, während wieder ein Anderer auf einem Brette liegt, durch spitze Nägel hervorragen, oder auf einer und Stelle am Boden auf dem Bauche hin und herrn-



das Blut fließt. Andere lassen durch die zugeschlossene Hand die Nägel sich durchs Fleisch wachsen, oder sitzen unter einer glühenden Mittagssonne zwischen brennenden Feuern unbeweglich Jahre lang da. Die Meisten sind von Schmutz und Asche überzogen, lassen ihre Haare gleich Stricken unentwirrbar bis zu den Beinen oder Knöcheln herabhängen, und sind meist ganz unbekleidet, — scheußliche Bilder heidnischer Versunkenheit. Doch ich werde noch öfters Gelegenheit haben, von diesen elenden, verworfenen Geschöpfen zu reden, die von ihnen selbst, wie vom Volke, als Heilige und Halbgötter betrachtet werden, und sich Alles erlauben.

Ja, nicht blos Qualen und Peinigungen legt sich der arme Verehrer der Durga auf, sondern er macht auch geradezu, dieser scheußlichen Göttin zu Ehren, seinem Leben ein Ende. Mehrmals sahen wir die Leichen solcher, die sich, um den Göttern ein Opfer zu bringen, die Kehle abgeschnitten hatten. Nach Missionar Ward's Zeugniß gab es noch vor wenigen Jahren sogar Leute, die sich, den Göttern zu Ehren, vermittelst einer besondern Maschine selbst die Köpfe abschnitten. Es war dieß eine halbmondförmige Scheere, die geöffnet an Hals und Nacken gesetzt wurde, und deren Handgriff durch Ketten mit einer Art von Steigbügel verbunden war. Der Büßer setzte die Füße in die Steigbügel, gab sich einen raschen Stoß und die Scheere schnitt den Kopf ab. — Was bis auf den heutigen Tag an manchen Orten am Feste des gräßlichen Gößen Dschaggernath geschieht, wie sich da Büßende unter die schweren, mit Stacheln versehenen Räder des colossalen Gößenwagens legen und zerquetschen lassen, ist bekannt genug. Ach, man hat bei uns in Deutschland keine Vorstellung, welchen Jammer der Gößendienst in der Welt angerichtet hat! —

Haben wir aber bisher gesehen, wie die Göttin Kali durch Selbstpeinigung und durch Zerstörung des eigenen Lebens geehrt wird, so müssen wir auch noch einen Blick werfen auf diejenige Erscheinung, die in ihrer Art einzig dasteht, indem sie die Gottheit durch Zerstörung fremden Lebens zu ehren meint.

### c. Die Thags.

Sie bilden eine eigene Secte oder Kaste, deren Leben ganz der Kali geweiht ist. Ihr Leben und Treiben erfüllt mit Schauer und Abscheu, und zeigt, wie tief der Gottentfremdete Mensch sinken kann. Ihre Religion, ihre eigenste Lebensaufgabe besteht darin, mit grausenhafter List den arglosen Reisenden zu überfallen und zu erdroffeln, und sich dann seiner Habe zu bemächtigen. Sie begleiten Reisende viele Tagen und Wochen lang auf weite Strecken, essen und schlafen mit ihnen, nehmen Theil an ihren religiösen Gebräuchen, und leben mit ihnen in der vertrautesten Weise, bis sich ein günstiger Augenblick zeigt, den schrecklichen Mord vorzunehmen. Dabei fühlt der Thag keine Gewissensbisse, kein Mitleid mit seinem Schlachtopfer, noch wird er von Träumen in der Einsamkeit oder in der letzten Stunde durch den Gedanken an die Hunderte beunruhigt, die unter seinen Händen ihr Leben aushauchten.

Der Thag treibt sein Mordhandwerk so, wie bei uns ein Metzger sein Geschäft, ja er sieht es als seinen Gottesdienst an. Je mehr Personen er morden kann, desto höher steigt er in Kali's Gunst. Als einem solchen Unmenschen die Frage vorgelegt wurde, ob er niemals Gewissensbisse empfinde, so viele unschuldige Menschen gemordet zu haben,

antwortete er: „Fühlt Jemand auch Neue in Ausübung seines Geschäfts oder Handels? sind nicht alle unsre Handlungen von Gott gerechtfertigt? ist es nicht Gottes Hand, welche ihn tödtet, und sind wir nicht Werkzeuge seines Willens?“ Ja, Verbrecher, die Hunderte gemordet haben, rühmen sich noch im Gefängniß ihrer Thaten.

Der Thag erzieht seine Kinder mit großer Umsicht zu dem gräßlichen Handwerk. Mit dem 14ten Jahre wird ein Knabe mit auf die Reise genommen, wobei er aber noch nicht Zeuge der Ermordung sein darf. Er wird unterwegs mit dem blutig erworbenen Gute beschenkt und auf alle Weise erfreut, und je nachdem er sich erschrocken zeigt, läßt man durchblicken, welchem Umstande er die Gaben zu verdanken habe. Bei der zweiten Reise bekommt der Knabe schon die erdroffelsten Leichname zu sehen, und da hängt es von seinem Benehmen ab, ob man ihn bei der folgenden gegenwärtig sein läßt. Zeigt er sich erschrocken, zaghaft, ängstlich, so darf er nicht sobald wieder mit.

Wenn nun ein Thag sich kräftig und kaltblütig genug fühlt, einen Mord auszuführen, so bittet er den ältesten und erfahrensten aus der Familie, ihn zu seinem Jünger zu machen. Wird er angenommen, so muß er an dem nächsten Reisenden sein Probestück machen. Dieß geht dann, wie alle andern Erdroffellungen, folgendermaßen zu: — Es wird ein Fest veranstaltet und die Göttin Kali um Rath gefragt. An einem einsamen Orte wird ihr silbernes oder messingenes Bildniß aufgestellt, Früchte, Backwerk und geistige Getränke werden als Opfer dargebracht, wohlriechende Essenzen in die Flammen gegossen und Gebete gehalten. Dann wird einem Schaaf der Kopf abgeschnitten, und das getödete Thier so vor die

Göttin hingelegt, daß der rechte Vorderfuß das Maul des Thieres berührt; daneben steht eine brennende Lampe. Nun wird die Göttin um Rath gefragt, ob sie das Vorhaben billige? Die Zeichen hängen von den Zuckungen des Thieres ab; finden keine statt, so wird das Unternehmen verschoben und nach 10—12 Tagen die Ceremonie wiederholt. — Ist das Zeichen günstig, so reisen sie als Handelsleute, Geldträger oder als Knechte, die Dienste suchen, durchs Land. Dabei ist oft ihr Anführer als wohlhabender Kaufmann gekleidet, zu Pferde oder in einem Palankin, umgeben von seinen Genossen, welche ihn ehrfurchtsvoll bedienen und ihm die größte Achtung erweisen. Ja zuweilen ziehen sie umher mit dem Vorgeben, Räuber und Diebe aufzusuchen. Manchmal führen sie wohl auch Kinder und Frauen, Ochsen und Kaufmannsgüter mit sich, die in ihrem Lager zum Kauf ausgedoten werden, um Schlachtopfer herbeizulocken, oder wenigstens um jeden Verdacht abzuwenden. Da kann es dann geschehen, daß sie lange und weite Reisen unternehmen und als harmlose Reisende sich geberden, dabei aber unter der Hand sich erkundigen, ob nicht Reisende in der Nähe seien. Endlich findet sich ein unglücklich Schlachtopfer. Man zieht harmlos, oft Tage und Wochen lang mit demselben, und gewinnt sein Vertrauen. Aber jetzt lagert man sich etwa in heißer Mittagsgluth unter einem schattigen Baume, der Reisende schläft ein, und Niemand ist um den Weg: die Stunde ist gekommen, der Lehrling soll sein Meisterstück machen. Silends stellen sich die Mörder mit dem Gesicht nach der Gegend, wohin sie wandern wollen; Meister ruft: „O Kali, große Gottheit, Allen wenn es Dir gut scheint, daß der Reisende von diesem Sclaven sterben soll, so gewähre uns das“

Kommt dieses in einer bestimmten Zeit von der rechten Seite her; so nimmt der Meister ein Tuch, knüpft einen künstlichen Knoten daran und giebt es dem Schüler, der es in ehrfurchtsvoller Stellung empfängt. Nun stellt sich dieser über das Schlachtopfer, weckt ihn unter dem Vorwand, daß eine Schlange umherkrieche, wirft dem Erschrockenen die Schlinge um den Hals, und im Moment ist er erdroffelt. Sobald das Werk vollendet ist, beugt sich der Schüler vor seinem Meister und berührt ehrfurchtsvoll seine Füße mit beiden Händen. Ein Festmahl beschließt die Aufnahme des Neulings in die Gemeinschaft.

Ist Einer im Handwerk geübt, so führt er wohl auch seine schreckliche That am Reisenden aus, während er zu Pferde sitzt oder in traulichem Gespräch neben ihm steht. Einer wirft ihm die Schlinge um den Hals, ein Anderer zieht ihm die Füße weg, und der Dritte steht zur Seite, um den erforderlichen Beistand zu leisten. Die Leichname werden in Brunnen oder Flüsse geworfen oder begraben. Sogar auf dem Flusse treiben sie ihr Wesen, locken den Reisenden in ihr Boot und erdroffeln ihn. Durch ganz Indien hin sind sie zerstreut, und kaum ist eine Provinz, in welcher nicht schon Hunderte und Tausende unter ihren Mörderhänden ihr Leben aushauchten. Wie gefährlich diese Mörder dem Reisenden sind, wird doppelt begreiflich, wenn man sich erinnert, wie man in Indien zu reisen pflegt. Man kehrt nicht in Ortschaften ein, sondern läßt sich unter schattigen Bäumen nieder, kocht und schläft dort, zumal da oft der Weg durch lange Buschwaldungen und unbewohnte Steppen führt. Hunderte von Opfern fallen noch alljährlich unter ihren Händen. Ein Thagtrupp von über 100 Mann reiste vor längerer Zeit mit etwa 60 Personen, unter denen sich einige Frauen befanden,

gegen 50 Stunden weit, bis es ihnen gelang, dieselben in einem Augenblick zu erdroffeln. Eine andere Bande begleitete einen Hindu-Offizier und seine Familie 70 Stunden weit, ehe ihr der Mord gelang. Der Stellen aber, wo die grausige That vollbracht wurde, erinnert sich der Thag mit derselben Wonne, mit welcher ein Jüngling von der Stelle spricht, wo er zuerst seine Braut gesehen. Doch wagen sie sich nicht leicht an Europäer, weil sie sich vor ihnen fürchten, und weil diese leicht vermist werden, was zu Nachspürungen führen würde. Auch Frauen, Arme und Verstumelte werden selten von ihnen getödtet.

Daß die englische Regierung in Indien Allem aufbietet, um diese Gräuelsekte auszutilgen, braucht nicht gesagt zu werden. In den Jahren 1831—1837 wurden allein 3266 Mörder dieser Art in Untersuchung genommen und bestraft, und alljährlich werden neue Banden aufgehoben. Allein so lange Kali in Indien verehrt wird, wird es auch Thags geben; denn wie der Fakir seine Selbstpeinigungen um dieser blutigen Göttin willen vollführt, so übt der Thag seinen Gottesdienst durch die Dual und den Mord unschuldiger Reisenden, und stirbt am Galgen mit dem Bewußtsein, als Günstling der Göttin Kali in ihren Himmel zu gehen.

Ja der Teufel, dieser Mörder von Anfang, hat sein Wesen in den Kindern des Unglaubens, und rede mir Keiner mehr von der lieblichen Unschuld und patriarchalischen Heiterkeit des Heidenthums!

\* \* \*

Kehren wir noch für einige Augenblicke zu den irdischen Kindern Indiens zurück. Schon aus dem bisherigen ist nur die Hauptgottheiten dieses Landes schon

leuchtet deutlich hervor, wie dem armen Heiden der ewige Eine heilige Gott, der im Himmel thronet, verloren gegangen ist, und wie sein Herz, das wie aller Menschen Herz nicht ohne einen Gott sein kann, sich an schändliche Natur- und Lügengötter gehängt hat. Ist Einer aber einmal mit seinem Gottsuchen in die Natur und Welt hinein versunken, so ist keine Schranke mehr da, daß er nicht nach und nach alle, alle Dinge der irdischen Welt und Kreatur vergöttere. Denn ist das Feuer, das Wasser, der Affe Gott, warum soll es nicht auch der Funke auf dem Heerde, der Tropfen am Eimer, das Insekt, ja der Topf, die Hacke, der Hammer sein? Und so ist auch gekommen! Der Hindu fällt vor seinem Handwerkszeug nieder und fleht es um Segen an; der Baum am Wege, das Thier in Haus und Wald, in Flüssen und Lüften, der Staub an seinen Füßen, die Lampe in seiner Hütte, das Kleid, das er trägt, — Alles, Alles ist Gott, Alles wird ihm schaden, wenn er es nicht mit Opfer und Gebet versöhnt!

Armes Menschenherz, das ohne Gott und ohne Hoffnung in der Drangsal dieses Lebens steht, und durch Furcht des Todes einem immerwährenden Elend verfallen ist!

## 12. Wie der sittliche Zustand des Volkes beschaffen ist.

„Der Mensch ist, wie sein Gott!“ Das ist ein altes wahres Sprichwort, und wenn es irgendwo sich bestätigt, so ist es in Indien. Bei den Muhamedanern herrscht sittliche Verworfenheit, bei den Hindus völlige Gleichgül-

tigkeit gegen die Wahrheit; in allen andern Beziehungen sind sie einander gleich. Ich mußte oft an das Wort des Psalmisten denken: „In den Finsternissen der Erde ist's voll Wohnungen des Frevels.“ Ps. 74, 20. — Die einzige Eigenschaft der Hindus, welche auf den ersten Anblick etwas erfreulicher zu sein scheint, ist Zufriedenheit. Sie sind zufrieden mit ihrem Loos, und Viele kümmern sich buchstäblich nicht um den morgenden Tag. Aber diese Zufriedenheit wird zur Stumpfheit, die den Missionar oft mehr als alle Feindschaft gegen die Wahrheit entmuthigt. Von Patriotismus wissen sie nichts, und haben weder ein Wort dafür in ihrer Sprache, noch eine Vorstellung davon. Sie sind zufrieden mit dem Joch, das sie tragen, und sagen, das hölzerne Joch der Engländer sei leichter, als das eiserne der Muhamedaner. England hat deswegen von den Hindus nichts zu befürchten; in ihrem gegenwärtigen Zustand können und wollen sie nichts gegen die Regierung unternehmen. Nicht so die Muhamedaner. Sie würden gerne die Engländer mit Stumpf und Stiel ausrotten, wenn sie könnten. Sie sagen nicht selten zu uns Missionarien ganz offen, sie würden uns bald zum Schweigen bringen, wenn wir nicht ihre Herrscher wären, — nicht mit Gründen, sondern mit dem Schwerte. Gleichwohl säet gegenwärtig die Regierung einen Samen auch unter den Hindus aus, der seiner Zeit bittere Früchte bringen könnte; ja sie nährt unwissend Mattern im Busen, und wenn sie eines Tages von denselben gestochen wird, so darf sie sich nicht wundern. Allenthalben nemlich sind von denselben Erziehungsanstalten für junge Hindus und Muhamedaner errichtet worden, worin dieselben den griechischen, römischen und besonders den englischen Klassikern bekannt gemacht werden. Dadurch werden



Kenntnisse erweitert und ihre Köpfe mit Dingen aller Art angefüllt. Dieß wäre nun schon gut, aber man läßt das Herz leer und öde. Das Wort Gottes, sowie jegliche Unterweisung in der christlichen Wahrheit wird von den Regierungsschulen sorgfältig ausgeschlossen. Man will den Hindu bilden, aber nur seinen Verstand, nicht sein Herz. Man will in großartiger Unpartheilichkeit Jedem seine Religion lassen, nur an der Verstandesbildung der Europäer soll der Hindu theilnehmen. Ich rede nur, was ich selbst gesehen und gehört habe. Die Folge dieses Systems ist, daß die jungen Leute stolz und übermüthig werden, und ihre „unwissenden Eltern,“ wie sie sie nennen, verachten; aber noch mehr, — sie verachten und hassen ihre englischen Ueberwinder, ihre fremden Herrscher, ihre stolzen Tyrannen; dieß sind Ausdrücke mit denen sie von der Regierung reden. „Konnte Griechenland,“ sagen sie, „einem Kerges widerstehen, was vermöchte nicht Indien auszurichten! Könnten nicht die Männer Indiens in einer Nacht alle Engländer im ganzen Lande vernichten?“ — Auch in unsern Missionsschulen wird Geschichte gelehrt, und wir sehen eben so sehr darauf, ihren Verstand möglichst auszubilden, aber wir lassen das Herz nicht leer. Die Gebote: „Ehre Vater und Mutter, ehre den König, seid unterthan der Obrigkeit u. s. w.“ — werden mit aller Wärme eingeschärft. Die Bibel ist die Grundlage alles unsers Unterrichts. Nie habe ich von einem unserer Schüler über die Regierung in solchen Ausdrücken reden hören, wie sie aus den Regierungsschulen herauströmen. „Gott hat Euch Indien gegeben,“ sagen unsere Schüler; „seht zu, wie Ihr Eure Gewalt brauchet, denn der sie Euch gegeben, kann sie wieder von Euch nehmen.“

Gleichwohl ist die oben erwähnte Schläffheit und Stumpfheit der Hindus noch immer das herrschende Uebel. Das größte Vergnügen für einen Hindu ist, in einem Kreise um ein Feuer her zu sitzen, Tabak zu rauchen und zu plaudern. Sie haben ein Sprichwort, das ihr Wesen trefflich bezeichnet und also lautet: „Wenn ich reiten kann, so geh' ich nicht zu Fuß; kann ich fahren, so reite ich nicht; kann ich stehen, so fahre ich nicht; kann ich sitzen, so stehe ich nicht, und kann ich liegen, so sitze ich nicht.“ —

Der vorherrschende Charakterzug der Hindus aber ist Lügenhaftigkeit. Es gilt von ihnen ganz besonders was der Prophet Hosca von Israel sagt: „Es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande, sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen hat überhand genommen, und kommt eine Blutschuld nach der andern;“ (Hos. 4, 1. 2.) und: „in Ephraim ist allenthalben Lügen wider mich, der Kaufmann hat eine falsche Waage in seiner Hand, und betrügt gerne!“ (12, 1. 8.) Meine ich schlagen sie gar nicht an, und ein Hindu schwört ohne Gewissensbisse zwanzig falsche Eide mit den fürchterlichsten Verfluchungen. Ich habe davon die traurigsten Erfahrungen gemacht.

Unter meinen Waisenknaaben kamen Anfangs mehrere wiederholt zu mir und erzählten mir allerlei rührende Geschichten. Zuerst merkte ich's nicht, daß Alles erlogen war; allein einmal kam ein Knabe zu mir und brachte mit sichtbarer Rührung eine äußerst wohlangelegte Geschichte vor mich. Einige Züge darin fielen mir jedoch auf, ich wurde argwöhnisch und sagte: „es ist ja kein wahres Wort daran? warum hast du mich angelogen?“ „Ach,“ erwiderte der Knabe ruhig, „ich glaubte, es ist Ihnen recht!“

Einst kam ein Mann zu uns auf die Station und bat um die Taufe. Mein trefflicher Mitarbeiter, Bruder Smith, unterrichtete ihn, und da er ein sehr großes Verlangen nach Wahrheit zeigte, gute Fortschritte machte und einen guten Lebenswandel führte, wurde er von Smith sehr geliebt. Doch fiel mir während des Examins, das mit ihm bald darauf angestellt wurde, bei einigen Fragen auf, daß der Mann mehr wußte, als er bei dem kurzen Unterricht gelernt haben konnte, — und traute ihm nicht recht, warnte auch meinen theuern Bruder deshalb. Allein Smith taufte ihn kurz darauf, jener Warnung ungeachtet. Da er sich hernach gut hielt, wurde er zum Aufseher über eines unsrer Predighäuser bestellt. Doch kaum waren 8 Tage verflossen, so stahl er, was aus der Kapelle wegzunehmen war, und lief davon. Bruder Smith zeigte es sogleich beim Gericht an und bestand auf seiner Auslieferung. Der Magistrat ließ ihn auffuchen und er wurde vorgeführt. Da gestand er denn, daß er — schon fünfmal getauft und einmal beschnitten worden sei, daß aber Keiner ihn so schlecht behandelt habe, wie Herr Smith; denn er habe ihm nie etwas geschenkt noch ihn sonst zärtlich tractirt.

Diese Lügenhaftigkeit der Hindus ist auch das schwerste Kreuz für die englischen Behörden, namentlich die Collectors oder Richter, welche in den Städten die Gerichtsbarkeit in Händen haben. Sie können sich auf keine Zeugenaussage, auf keinen Eid verlassen, und deshalb sind sie mehr auf künstliche Mittel verwiesen, um die Wahrheit heraus zu bekommen. Darin hatte aber Niemand eine größere Gabe, als der englische Collector in dem nur wenige Stunden von Benares liegenden Eschunar. Im Jahr 1834 kam ich auf einer Missionswanderung dahin.

In der Mitte einer großen Caranwanferei (d. h. einem offenen, von Hallen umschlossenen Hofraum, der für die Reisenden als Herberge dient) schlug ich mit Missionar Bowley mein Zelt auf. Bald kamen Besuche von Eingebornen. Unter anderm trat auch ein angesehenener Mann des Ortes zu mir, grüßte mich und fragte, ob ich auch den Collector von Tschunar kenne. „Nein,“ erwiderte ich, „aber ich will ihn besuchen.“ — „Gut,“ sagte der Andere, „gehen Sie nur hin, er ist ein wahrer Christ! — Aber noch etwas muß ich Ihnen sagen,“ fügte er hinzu, „es ist etwas Besonderes mit diesem Manne, er hat einen Geist, der ihm Alles sagt. Früher konnte man um einen ganz geringen Preis Zeugen genug bekommen; jetzt aber muß man sehr viel zahlen, und doch will sich Niemand dazu hergeben. Denn der Collector kennt hier Alle, jagt alle falsche Zeugen fort, und so gewinnt man doch nichts.“

Ich ward nun doppelt begierig, den als frommen Christen bekannten Collector kennen zu lernen, besuchte ihn und fand wirklich einen wahren Jünger Jesu in ihm. Das wissen auch die Hindus wohl von einem bloßen Namenchristenthum zu unterscheiden. Unter Anderm nun fragte ich ihn auch, was es denn für eine Bewandniß habe mit dem „Geiste“ und mit seiner Erkennung der falschen Zeugen. Darauf lächelte er und sagte, er habe den Leuten schon oft gesagt, daß er keinen besondern „Geist“ habe; aber sie wollten es nicht glauben, und so lasse er sie eben bei ihrem Glauben. Es verhalte sich aber damit so: — wenn da 15—20 Leute vor ihm stehen, von denen er gewiß wisse, sie seien gedungen und redeten nichts als Lügen, so thue ihm das schmerzlich wehe, er könne es nicht ertragen; da stelle er sich denn fest u

ernst vor sie hin, fasse sie scharf ins Auge, und wenn ihn nun Einer so verstohlen von der Seite ansehe, so wisse er schon, woran er sei. Einem Solchen sage er bestimmt und streng: „Du bist ein falscher Zeuge“ und jage ihn fort. Zuweilen dürfe er nur Alle scharf, bestimmt und schweigend ansehen, die Hand aufheben und winken, so geschehe es, daß von selbst alle falschen Zeugen davon laufen. — Freilich, fügte er hinzu, die eigentliche Ursache, warum ihm die Leute einen „Geist“ zuschreiben, liege wohl in folgender Geschichte, die er mir sofort erzählte.

Im Jahr 1830 kam zu dem Collector eine Frau mit zwei Kindern. Sie erwartete bald ein drittes, und flehte um Hülfe gegen ihren Bruder, der ihr ihr ganzes Vermögen genommen und sie zum Hause hinausgejagt habe. Der Collector dachte: „Es kann wahr sein, aber auch nicht,“ und ließ daher den Bruder, einen angesehenen Mann des Ortes, zu sich kommen, hieß ihn neben die Frau treten und fragte ihn: „kennet ihr diese Frau?“ Der Mann stand ganz betrübt da, und erwiderte nur: „Ja, ich kenne sie.“ Auf die weitere Frage, wer sie sei, antwortete er: „Mein Herr, erlassen Sie mir die Antwort auf diese Frage.“ Als aber der Collector mit Entschiedenheit auf einer Antwort bestand, sagte er: „es ist meine Schwester, aber erlassen Sie mir weitere Aussagen.“ Allein dieser drang in ihn, sich bestimmter zu erklären. Da erzählte er denn, daß sie von Jugend auf ein schlechtes Leben geführt und bereits zwei uneheliche Kinder habe; auch habe er ihr erklärt, wenn sie ihr schlechtes Leben fortsetze, so könne er sie nicht länger im Hause behalten: sollte sie ein drittes Kind bekommen, so werde er sie fortjagen. Dieser Fall sei nun wirklich eingetreten, und er habe

Wort gehalten; in's Haus könne er sie nicht mehr nehmen; lieber wolle er ihr eine Pension geben. — Der Richter dachte: „das kann wahr sein, aber auch nicht;“ deshalb schickte er im Stillen Polizeidiener aus und ließ die Nachbarn jenes Mannes auffangen, um von ihnen Zeugniß über den wahren Thatbestand zu erhalten. Diese Leute jammerten und fragten, was man denn mit ihnen wolle, sie wüßten ja nichts. Allein das half nichts; sie mußten mit in des Collectors Haus, denn er hatte es befohlen. Nun wurden alle in Ein Zimmer gebracht, aus welchem er Einen nach dem Andern holen ließ, um ihn abzuhören. Der Eine sagte nun: Ja, er kenne diese Frau; ein Anderer fügte hinzu: Er wisse, daß sie ein schlechtes Weib sei; wieder ein Anderer sagte: Er habe davon gehört, daß ihr Bruder sie um ihrer Schleichrigkeit willen fortgejagt habe. — Nachdem Alle verhört waren, wurden sie wieder entlassen; der Collector aber gab dem Manne recht, und verordnete nur, daß er ihr eine Pension sollte zukommen lassen. Dann wandte er sich zu dem Weibe, um ihr als Christ ihre doppelte Sünde vorzuhalten, nemlich die Sünde ihres schlechten Wandels und die ihres Betrugs, durch welchen sie ihren Bruder habe unglücklich machen wollen. Die Frau fing an sehr zu weinen und rief: „Auch Sie verdammen mich! — Ich will nun gehen, denn meine Sache ist verloren! Ich dachte, der Geist werde Ihnen sagen, daß das lauter Lügner und erkaufte Zeugen waren!“ Mit diesen Worten gieng sie. —

Der Collector dachte: „dies ist Wahrheit; und die Andern haben gelogen; denn wäre sie die Betrügerin, so hätte sie sich nicht so anständig und demüthig betragen.“ Er rief sie daher wieder zurück und sagte zu ihr: „Ich will euch gerne helfen, aber wie soll ich's machen“

Sie antwortete: „O wenn Sie mir helfen wollen, dann ist es schon gut; der Geist wird Ihnen schon ein Mittel zeigen,“ — und gieng fort.

Der Collector war in Verlegenheit, dachte viel über die Sache nach, konnte aber zu keiner Klarheit kommen. Bald darauf fuhr er mit seinem Bedienten durch die Stadt und sah von ungefähr unter einer Thüre einen jener falschen Zeugen stehen; rasch sprang er zur Chaise hinaus, faßte ihn bei der Schulter, schüttelte ihn und rief: „Bursche, du hast damals falsches Zeugniß gegeben, du bist bezahlt gewesen und hast dafür fünfzehn Rupien erhalten!“ Erschrocken antwortete dieser: „Ach nein, mein Herr, Sie irren sich, ich habe nur drei Rupien erhalten.“ — Der Collector fuhr weiter, fand einen andern Zeugen auf der Straße und fuhr ihn ebenfalls an: „dein Nachbar ist um drei Rupien gedungen worden, du aber hast zwölf erhalten!“ — „Ach nein!“ rief dieser aus, „der Geist hat es Ihnen nicht ganz recht gesagt; ich habe nur vier erhalten.“

So glückte es ihm noch bei einigen dieser falschen Zeugen. Darauf fuhr er heim; schickte sogleich Polizeidiener aus und ließ sämtliche Zeugen einfangen; auch den Bruder jener Frau ließ er kommen. Sodann beschied er die Vorsteher des Ortes zu sich, versammelte sie Alle in einem großen Saal, wo außerdem noch viel Volk zusammen kam, stellte die Zeugen in einem Halbkreis umher, doch so, daß jedesmal einer, von dem er noch nichts wußte, zwischen solche zu stehen kam, die er erwischt hatte, und dann steng er an, auf Einen hindeutend: „du drei-Rupien-Mann, kennst du die Frau?“ — „Ja, rief dieser sogleich, sie ist dieses Mannes Schwester!“

„Was ist sie für eine Frau?“ fragte der Collector weiter.

„Sie ist eine ehrbare Frau!“ war die Antwort.

„Wie lange ist ihr Mann todt?“

„Zwei Monate.“

„Und du ein-Rupien-Mann,“ rief er einem Andern zu: „ist die Frau eine ehrbare Frau?“

„Zawohl, mein Herr!“ war die demüthige Antwort.

Und so machte der Collector mit seinen Fragen die Kunde bei Allen, so daß nicht ein Einziger bei seinem frühern falschen Zeugniß beharrte. Endlich wandte er sich an den Bruder der Frau selbst und rief: „Ist dies Alles so, wie diese Zeugen ausgesagt haben?“ —

„Ja,“ war die Antwort.

„Wem gehört das Vermögen, das Ihr gegenwärtig besizet?“

„Meiner Schwester.“

„Warum habt Ihr es ihr genommen?“

„Ich wollte es eben haben, und sie wollte es mir nicht geben, da jagte ich sie fort.“

So ward die ganze abscheuliche Lügengeschichte an's Licht gebracht. Zulezt wandte sich der Collector, wohl wissend daß solche Personen gewöhnlich vergiftet werden, an die Ortsvorsteher und sagte: „Wenn die Frau in kurzer Zeit sterben sollte, oder ihr sonst etwas Uebles wiederfährt, so werde ich Euch dafür strafen.“ So wußte er, daß die Frau sicher gestellt war.

Die falschen Zeugen wußten nun aber nicht, welche Strafe ihnen bevorstehe. Sie wurden einer nach dem andern aus dem Zimmer entlassen, vor der Thüre aber den sie von zwei dazu aufgestellten Gerichtsdienern der einen Seite weiß, auf der andern schwarz angestrichelt.



„Ach, was!“ rief der Collector: „das ist ein armer Wicht! Du bist der Eigenthümer! Du mußt zahlen!“

Nun verschwor sich der Reiche bei allen seinen Göttern, daß er nie ein Eigenthumsrecht an die Hütte gehabt, rief den armen Mann herbei, und fragte ihn selbst, ob ihm nicht die Hütte gehöre?

Der Mann kam zitternd herbei, den Zusammenhang nicht ahnend, und bat flehentlich um Schonung: er sei allerdings der Eigenthümer, aber er sei ja nicht Schuld an des Sahibs unglücklichem Fall.

Der Collector hatte genug. Er fuhr heim, ließ sogleich durch Gerichtsdiener den Reichen und den Armen holen, Alles zu Protokoll nehmen, erzählte dann, wie er absichtlich dort an der Ecke umgeworfen, um die Wahrheit zu erfahren, und strafte dann den Reichen um 500 Rupien wegen seines schändlichen Betrugs. — Seitdem gehört Eschunar zu den besten Städten, was Betrügereien und dergleichen betrifft, weil Alle sich vor dem „Geiste“ des Collectors fürchten. —

Von häuslichem Glücke wissen die Hindus nichts. Dieß kommt vornehmlich von dem traurigen Zustande her, zu welchem das weibliche Geschlecht herabgewürdigt wird. Das ganze Leben eines weiblichen Wesens ist nichts als eine Kette von Elend; sie ist nie frei, und die beste Behandlung, die ihr widerfahren kann, ist Unfreundlichkeit. Die heil. Bücher der Hindus sagen, daß ein Weib nur drei Dinge lernen soll: das Haus lehren, die Mahlzeit bereiten und sich schmücken, um ihrem Manne zu gefallen. In frühern Jahren mußte die arme Frau, nachdem sie Tage, Monate und Jahre in Jammer dahingelebt, zuletzt den Scheiterhaufen besteigen, um mit der Leiche ihres Gatten verbrannt zu werden und so ihre Lage in

Schrecken und Verzweiflung zu enden. Diese grausame Sitte hat zwar Gottlob! überall, wohin die brittische Herrschaft reicht, aufgehört; aber sie herrscht noch immer in den unabhängigen Provinzen Indiens, und als im J. 1839 der bekannte Fürst Randschit Sing in Delhi starb, mußten sich eils seiner Weiber mit der Leiche ihres Gemahls verbrennen lassen. Der Leichnam befand sich sitzend zwischen zwei hochaufgehäuften Holzschichten; sobald die Flammen in voller Gluth wütheten, bereiteten sich die Unglücklichen zum Tode. Zwei der Frauen, erst 16 Jahre alt, von großer Schönheit, nahmen ihre kostbaren Juwelen ab, schenkten sie ihren Angehörigen und Freunden, ließen sich einen Spiegel geben und gingen langsamen Schrittes in die Feuergluth, bald in den Spiegel sehend, bald die Versammlung anblickend und besorglich fragend, ob eine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei. Im Augenblick waren sie von den Flammen erfaßt und durch Hitze und Rauch erstickt. Weniger freudig und willig zeigten sich die andern Frauen; es war ihnen der Schauer anzusehen, der sie beim Anblick des furchtbaren Elementes ergriff; indeß sie wußten, daß kein Entkommen möglich sei, und ergaben sich freiwillig in das harte Schicksal. Aber wenn auch dieser Gräuel in Indien größtentheils aufgehört hat, so haben doch die Leiden einer armen Wittve damit noch kein Ende; denn es ist ihr nicht nur streng verboten, wieder zu heirathen, sondern sie darf auch nie mehr als einmal des Tags Speise zu sich nehmen und zwar von der geringsten Art, nie mehr auf einem Bette schlafen, sondern auf dem Boden, und muß die geringsten Dienste im Hause verrichten. So muß sie ein elendes Dasein voll Armuth und Schande dahin schleppen bis der Tod sie erlöst.

Die Art, wie die Kinder behandelt werden, ist meistens nicht berechnet, Liebe und Achtung gegen die Eltern in ihre Herzen zu pflanzen. Diese kümmern sich meist nichts um ihre Kinder, und lassen sie machen, was ihnen beliebt, oder behandeln sie auf's allergrausamste. Ich will nur zwei Beispiele dieser Art erwähnen. In unserer Waisenanstalt haben wir einen Knaben mit einem Gebrechen am Arm. Als ich ihn eines Tages darüber befragte, erzählte er mir Folgendes: „Da ich etwa 5 Jahre alt war, sandte mich meine Mutter aus, Milch zu kaufen. Ich gieng und kaufte für 2 Pfennige. Auf dem Heimweg strauchelte ich, fiel, zerbrach das Gefäß und verschüttete die Milch. Da gerieth meine Mutter in große Wuth; sie ergriff mich, band mich an eine Bettlade, machte ein Eisen glühend, und brannte mich bis auf den Knochen.“ — In der Waisenkinderanstalt befindet sich ein Mädchen Namens Banno. Sie wurde von ihrer Mutter an ein schlechtes Weib verhandelt, welches das Kind zu einem Leben voll Schande und Sünde gebrauchen wollte. Banno weigerte sich, zu solchen Abscheulichkeiten von dem Weibe sich gebrauchen zu lassen; diese aber erklärte: „ich habe dich zu diesem Zwecke gekauft und werde schon Mittel finden dich zu zwingen.“ — Da Worte über das arme Mädchen nichts vermochten, so band jene dasselbe fest, machte ein Eisen glühend, und brannte es damit über den ganzen Leib. Längere Zeit war das arme Mädchen nicht im Stande, sich zu bewegen; eines Tags aber, als ihre grausame Herrin abwesend war, kroch sie durch das Fenster, lief zum Richter und klagte ihm ihren Jammer. Der Richter schickte sie in den Spital, von wo sie nach ihrer Wiederherstellung in unsre Waisenanstalt kam.

Aber auch die Kinder ihrerseits behandeln ihre Eltern auf gleiche Weise. Mancher arme betagte Vater wird an den Ganges geschleppt, wo er unter den brennenden Sonnenstrahlen liegen bleibt; und sollte dies nicht hinreichen, seinen Tod herbeizuführen, so wird Wasser und Schlamm ihm in den Mund gethan, bis er stirbt. Sollte es den Kindern auch dadurch nicht gelingen, ihren Vater zu morden, oder sollte durch die Dazwischenkunft eines Europäers derselbe gerettet werden, was ist die Folge davon? Weil der arme Mann an den Ganges gebracht wurde und doch nicht starb, so heißt es, ein böser Geist sei in ihn gefahren, und sofort verliert er sein Eigenthum, darf mit seinen Freunden, Verwandten und seiner Familie keine Gemeinschaft mehr haben, ja nicht einmal mehr seine eigene Hütte betreten, und sollte er sie auch im Schweiße seines Angesichtes selbst erbaut haben.

### 13. Etwas vom Kastenwesen.

Doch zeigt sich der Götzendienst in Indien jetzt nicht mehr in seiner wahren Gestalt. Der Kindermord ist nicht mehr erlaubt, Menschenopfer sind verboten, Mütter dürfen nicht mehr die Krokodile mit ihren Kindern füttern, noch die Fürsten ihre Sklaven lebendig begraben lassen. Durch die christliche Regierung der Engländer ist Vieles verändert worden, und doch ist das Bild, das wir von Indien geben müssen, noch immer düster genug. Nicht daß die Hindus von Natur ein grausames Volk wären, <sup>117</sup> Religion ist es, die sie grausam gegen ihre Familien, grausam gegen ihre Nebenmenschen macht dem Gebote: „Liebe deinen Nächsten, wie Dich 1

weiß der Hindu und der Muhamedaner nichts. Dem Muhamedaner gebietet seine Religion, Jedem der nicht seines Glaubens ist, den Krieg zu erklären, und der Hindu kann jenes göttliche Gebot nicht erfüllen, weil ihn der unselige Kastenunterschied daran hindert. Mancher arme Bursche, welchen eine Krankheit auf dem Wege befällt, geht zu Grunde, nur weil Niemand gerade sagen kann, von welcher Kaste er ist. So überbrachte mir im Jahre 1839 ein Knecht einen Brief, und nachdem er ihn überliefert, gieng er wieder weg. Nahe bei unserm Hause überfiel ihn die Cholera, und da lag er von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, ohne daß es Einem der vielen Arbeiter, die in der Nähe seinen Todeskampf sahen, auch nur einfiel, ihm hilfreiche Hand zu bieten oder mir Kunde von seiner traurigen Lage zu geben. Als ich endlich davon hörte und ihm zu Hülfe eilen wollte, kam ich schon zu spät, er war bereits gestorben. Als ich den Arbeitsleuten ihre Grausamkeit vorwarf, erwiederten sie ruhig: „Wer konnte uns sagen, von welcher Kaste der Mann sei?“ — Sie fürchteten, durch seine Berührung unrein zu werden, oder ihre Kaste zu verlieren.

Wodurch verliert denn aber ein Hindu seine Kaste? Etwa wenn er Straßenräuber wird, die Regierung betrügt und Wittwen und Waisen bestiehlt? O nein! Oder etwa, wenn er in der Wuth ein Messer ergreift und es seinem Weibe oder seinen Kindern in's Herz stößt, oder arme verlassene Waisen unmenschlich in die Sklaverei verkauft? O nein, deßhalb verliert er die Kaste nicht! Aber wenn er einen armen Leidenden von einer andern Kaste, der auf der Straße zu Grunde zu gehen Gefahr läuft, aus Mitleid in sein Haus aufnimmt und seiner pflegt und wartet; dann ist seine Kaste dahin! Oder wenn

er ein armes, heimatloses Waisenkind von einer andern Kaste, das an dem Scheiterhaufen seiner Eltern weint, und dem Elend, Hunger und Blöße entgegen geht, aus Erbarmen in seine Hütte führt, und es von seinem Brote essen und aus seinem Becher trinken läßt, dann wird er aus der Kaste ausgestoßen und verliert Alles, was er hat und besitzt! Doch ich muß noch hinzufügen, daß ich keinen Braminen noch gesehen habe, dem sein Herz gebrannt hätte über dem Elend seiner Mitmenschen, und der wegen einer Liebesthat seine Kaste verloren hätte; wohl aber sah ich Beispiele, wo Leute für ihre Verbrechen in Ketten an der StraÙe arbeiteten, dabei aber ihre Braminenschnur trugen, und nachher, wenn sie die Ketten los wurden, als eben so gute Hindus galten, wie zuvor.

Das Kastenwesen überhaupt übt in Indien eine unglaublich furchtbare Tyrannei über die Gemüther aus. Die ursprüngliche Einrichtung der Kasten kommt wahrscheinlich von der Herrschsucht der Priester her. In den allerältesten Zeiten nämlich waren es die Priester, durch welche der ganze Haushalt des Staates und Volkes geordnet und geleitet wurde; sie gaben Gesetze im Namen Gottes und setzten fest, was im religiösen und bürgerlichen Leben zu beobachten war. Selbst die Könige mußten den hochverehrten Dienern der Gottheit folgen. Um nun im ganzen Staatshaushalt des Volkes eine ganz genau geordnete Ordnung einzuführen, und den Staat gleichsam zu einer Maschine zu machen, in welcher jedes Rad und Rädchen seine genau angewiesene Stelle und Beschäftigung hat, woraus es nicht heraustreten darf, wurden die Kasten festgestellt, d. h. das ganze Volk wurde in einzeln abgeschlossene Klassen abgetheilt, von denen jede ihren eigenen festbegrenzten Lebens- und Berufskreis haben sollte.

Diese Vertheilung in einzelne Volksklassen war im Anfang leicht und natürlich, indem jedes Volk des Alterthums eigentlich schon an und für sich wenigstens vier solcher Klassen besaß, nemlich die Priester, als die höchste und heiligste Stufe in der Gesellschaft, als Diener und Lieblinge der Gottheit, — die Krieger, als die Schirmherrn und Hüter der Landessicherheit, aus denen dann der König hervorgieng, — die Gewerbtreibenden und Ackerbauer, als der Nährstand, von dessen Thätigkeit das irdische Wohl des Landes abhieng, — und endlich die dienende geringste Klasse, die meist aus Unterjochten, Fremden und Slaven bestand. Diese natürliche Scheidung der Volkselemente wurde durch das Gesetz der Priester zu einer ewigen, unveränderlichen Ordnung, zur Kaste, so daß diese vier Klassen so strenge von einander geschieden wurden, daß nach und nach nicht nur keine Verschwägerungen zwischen ihnen gestattet wurden, sondern daß auch jede Gemeinschaft des Lebens, jede gesellige Beziehung, jede gegenseitige Berührung aufhörte. Der Ackerbauer war auf ewige Zeiten mit seiner ganzen Nachkommenschaft auf den Ackerbau angewiesen, der Dienende auf ewige Zeiten mit seiner ganzen Familie zum Dienen verurtheilt. Aber wie mit der Zeit die Gewerbe sich vermannigfaltigten und neue Berufsthätigkeiten aufkamen, ja wie selbst die gemeinsten Dienste sich immer mehr vervielfältigten, so vervielfältigten sich nothwendig auch die Kasten, und bald gab es eine Kaste der Goldarbeiter, der Wäscher, der Weber, der Kaufleute, der Schiffer, der Wasserträger, der Köche, der Zimmerpußer, — kurz, ihre Zahl gieng ins Unendliche! Ebendaraus aber giengen zwar einzelne Vortheile, dagegen unabsehbar viele und schwere Nachtheile hervor. Zu den Vorthei-

len rechnen wir die unglaublich schnelle Ausbildung und Vervollkommnung der einzelnen Gewerbe: — denn dadurch eben, daß Sohn, Enkel und Urenkel nur des Vaters Gewerbe trieben, mußte die Familie nach und nach eine Fertigkeit und Vollkommenheit in ihrem Beruf gewinnen, die eine erstaunliche Höhe erreichen mußte. Daher kommt es auch, daß z. B. die Weberei in Indien eine Vollendung erreichte, wie sonst nirgends in der Welt; bis heute sind ja die Kaschmirschawls einzig in ihrer Art. Ebenso hat die Goldarbeiterkunst in Indien Erstaunliches geleistet. Ein zweiter Vortheil — wenn man es so nennen will, — gieng für die Priester daraus hervor: denn durch diese Festbannung der einzelnen Volkstheile in unüberschreitbare Gränzen mußte die Leitung und Beherrschung des Landes leicht und unentreibbar werden. Sollte es z. B. je einem Unglücklichen einfallen, wider Gesetz und Ordnung sich aufzulehnen, so fiel der Fluch des Priesters und ebendamit die Ausstoßung aus der Kaste auf ihn; und was sollte er dann machen? Seine Verwandten, sein Weib, seine Kinder, seine Freunde, alle Welt floh ihn wie einen Aussätzigen, sah ihn als einen Todten an, und — wahrlich der Tod war einem Solchen leichter, als die Ausstoßung aus der Kaste.

Aber diese Vortheile werden durch ungleich größere Nachtheile tausendfach aufgewogen. Denn wenn schon eine Zeitlang gewisse Gewerbe blüheten und das Volk und Land bis ins Unglaubliche reich machten, so mußte doch nothwendig nach und nach ein Stillstand in der Fortbildung eintreten, man mußte an eine Gränze kommen, über die hinaus die geistige und höhere Volksentwicklung und Bildung nicht hinausgieng; und Stillstand ist Rückgang, ist geistiger Tod. So ist's auch mit Indien ge-



kommen. Das Leben im Volke hat aufgehört zu pul-  
siren, und während in Europa, namentlich Deutschland,  
England und Frankreich ein mächtiges Fortschreiten in  
geistiger und physischer Bildung durch die Jahrhunderte  
hindurch nie aufhörte, gleicht jetzt Indien einem stehen-  
den Sumpf ohne Bewegung. — Doch dieß wäre nicht  
das Wichtigste. Dagegen erinnere man sich, welchen Ein-  
fluß dieses Kastenwesen auf die Ausbildung der höheren  
geistigen und sittlichen Aufgaben eines Volkes ausüben  
mußte! Das Streben nach etwas Höherem, nach geistiger  
Bervollkommnung und Kraft, wie die Gabe dazu, hat Gott  
nicht an die Stände und Klassen gebunden, sondern theilt  
sie frei aus, an wen Er will. Nun aber, was soll der  
Wäschersohn machen, wenn er Sehnsucht, Kraft und Ga-  
ben nach Höherem in sich fühlt? Er ist für ewig an seine  
Wäscherei gebunden, und selbst kein Gott kann ihn frei  
machen von diesen ewigen Banden! Ist es zu verwundern,  
wenn bei dem Hindu nach und nach bei aller reichen geistigen  
Begabung, eine Stumpfheit und Erschlaffung eintrat, bei  
welcher jede Sehnsucht nach etwas Besserm sogleich in dem  
trostlosen Gedanken erstirbt: „mein Loos ist in meinen  
Schädel geschrieben! was kann ich machen?“ Diese un-  
glaubliche Schlawheit, über die jeder Missionar in In-  
dien jammert, ist die nothwendige Frucht der Kasten!

Aber weiter! Nach Gottes Willen ist der Mensch  
für den Menschen geschaffen, daß er in den gegenseitigen  
Beziehungen des Lebens das große Gebot üben lerne: „Liebe  
deinen Nächsten wie dich selbst!“ Aber wie ist das dem  
Hindu möglich? Seine Kaste trennt ihn mit eiserner  
Strenge von jedem Andern, der nicht seiner Kaste ist,  
und zwar so sehr, daß er nichts berührt, was der An-  
dere berührt hat, daß auch die leibliche Berührung

schon verunreinigt. Der geringste Sudra (dienende Klasse) wirft mit Abscheu ein Gericht auf die Straße, wenn ein Mann anderer Kaste es bereitet hat. Der Soldatenjunge, wenn er Abends müde und erschöpft den Lagerplatz erreicht, zieht zuerst einen Kreis im Sande, und dann kocht er innerhalb desselben seine Speise, und zwar in Töpfen, die er immer mit sich trägt: tritt ein Fremder in den heiligen Kreis, so wird die Speise weggeworfen, und er hungert lieber, als daß er davon kostete. Am Brunnen steht ein heiliger Fakir, der den Kommenden das Wasser aus einiger Entfernung in das Geschirr oder in den Mund gießt, und nur der Bramine hat das Recht, aus dem Brunneneimer selbst zu schöpfen und zu trinken. Nun frage ich, wie muß da das Herz des Einen dem Andern entfremdet werden? Wahrlich da hört der Mensch auf, ein menschliches Gefühl für seinen Mitmenschen zu bewahren, und nur noch — an sich selbst denken! Schauerliche Verfehrung menschlicher Verbrüderung!

Fragen wir endlich nach der Wirkung, welche das Kastenwesen auf die Einführung des Christenthums ausübt. Fast ist es nicht nöthig, darüber ein Wort zu sagen. Schon der Umgang mit einem Europäer verunreinigt, weil letzterer kastenlos, also ein Auswürfling der Menschheit ist. Will aber ein Hindu gar das Evangelium annehmen, und entschließt er sich, etwa mit dem Missionar zu essen, — ein Schritt, welcher immer entscheidend ist, — was ist die Folge? Er verliert die Kaste, er ist für alle die Seinen, für sein ganzes Volk todt! Alles flieht ihn, er findet keinen Lebensunterhalt, Niemand braucht ihn zu irgend einem Geschäft, Niemand leistet ihm einen Dienst, — er ist das unglücklichste Geschöpf der Welt!

Bollends mit Leuten aller Art von Einem Brode essen und aus Einem Kelche trinken, das entscheidet über einen Hindu und sein Leben mehr, als wir eine Vorstellung haben. Deshalb ist es wahr, was schon oft gesagt ward, daß das Kastenwesen in Indien des Teufels stärkstes Bollwerk gegen das Evangelium ist.

So düster aber auch das Gemälde sein mag, das ich hier von den Hindus entwerfe, — ach, die Farben sind nicht zu dunkel aufgetragen, und es ist noch keineswegs eine vollständige Darstellung der Wirklichkeit. Der Missionar kann und darf nur die äußere Erscheinung des Gözendienstes schildern, er darf die Schleier nicht lüften, welche seine innern Gräuel verbergen, und nicht einmal den Namen des Gözen nennen, der vorzüglich in Benares verehrt wird. Doch dieß ist auch nicht nöthig; hat doch eine unfehlbare Hand die Gräuel des Heidenthums, wie sie auch unter den Hindus und Muhamedanern herrschen, Röm. 1, 18 — 32 und Ephes. 4, 17 — 19 u. s. w. gezeichnet. Bei dem Allem ist es wahr, was Gottes Wort auch von den Heiden bezeugt, daß in eines jeden Brust ein innerer Richter und heiliger Zeuge wohnt, das Gewissen, vor welchem sich die Gedanken unter einander verklagen und entschuldigen. Das fühlen und anerkennen auch die Hindus und Muhamedaner, und dieses Gewissen, dieser letzte Rest des göttlichen Ebenbildes, ist es auch, an welches das Wort Gottes noch anzuknüpfen vermag.



#### 14. Auf welchem Wege man in Indien die Seligkeit sucht.

Was sich die Hindus und Muhamedaner unter der Seligkeit vorstellen, gibt ein trauriges Bild von der tiefen Verirrung des menschlichen Herzens. Die Vorstellungen Beider aber sind so weit von einander verschieden, wie die Pole. Der Muhamedaner betrachtet eine fleischliche Schwelgerei im Paradies als die höchste Glückseligkeit, nach welcher er sich sehnt, während der Hindu Vernichtung und Auflösung in die Gottheit als die höchste Stufe der Seligkeit ansieht, zu der ein Mensch gelangen kann. Aber ehe er dieselbe erreicht, muß er viele Geburten durchmachen; denn der Hindu glaubt an Seelenwanderung, wobei er die Vorstellung hat, daß die Seele eines Menschen nach seinem Tode in eine Schlange, darnach in einen Ochsen, oder in einen Vogel, oder wieder in einen Menschen übergehen könne. Vor etlichen

Fahren schoß ein Engländer einen Papagei. Kurz darauf wurde ihm angesetzt, daß seine Frau ihm ein Knäblein geboren habe. Als seine Knechte davon hörten, beneideten sie den Papagei; denn sie Alle glaubten zuversichtlich, daß seine Seele in den Leib des Knäbleins gefahren und so eines Herren Sohn geworden sei. — In einer gewissen Stadt lebte ein angesehenener englischer Civilbeamte. Nun stellte sich hin und wieder ein schmutziger Fakir ohne alle Bekleidung bei ihm ein, erhielt aber endlich die Weisung, daß, wenn er wieder in solchem Zustand der Nacktheit erscheinen würde, er auf eine Weise, die ihm nicht gefallen möchte, werde weggeschickt werden. Einige Zeit darauf erschien der Fakir wirklich wieder. Als er in den Hofraum trat, traf er auf etliche Frauenzimmer, die in großem Schrecken davon liefen. Der Hausherr hörte dies und ließ sofort durch einige muhamedanische Knechte dem garstigen Menschen eine tüchtige Tracht Stockstrieche geben. Der arme Bursche lief blutend davon. Als er aus dem Hofe trat, liefen die Leute auf ihn zu und fragten: Was ist Dir geschehen, heiliger Vater? Wer hat Dich so zugerichtet? Wir wollen Dich rächen! — „Stille, ihr Narren,“ erwiderte jener; „ihr versteht gar nichts. Dieser Herr, der mich so mißhandeln ließ, war in einer frühern Geburt mein Schüler; aber er war so dumm, wie ein Esel, und deshalb habe ich ihn eines Tages tüchtig durchgedroschen, und das hat er mir jetzt heimgegeben. Die Schläge, die ich ihm einst gab, hatte er nicht verdient, und deshalb mußte ich noch einmal geboren werden; nun bin ich frei und ohne Sünde, und werde mich in die Gottheit auflösen.“ — Die Leute sahen ihn erstaunt an und schwiegen stille.

Was die Mittel zur Seligkeit betrifft, so hat der Hindu und der Muhamedaner seinen eigenen Weg. Die Muhamedaner glauben, daß sie den Himmel verdienen können durch die häufige Wiederholung des Qualima d. h. des Ausrufs: „Gott ist Einer, und Muhamed ist sein Prophet!“ — ferner durch Gebet, Fasten, Almosen geben, durch Wallfahrten nach Mekka, durch Busübungen u. s. w. Auch haben sie eine Lehre, die da sagt, daß jeder Pfeil, gegen den Feind abgeschossen, drei Personen selig mache, nämlich den, der den Pfeil machte, den, der ihn dem Kriegermann überbrachte, und den, der ihn abschoss. Auch hat Muhamed erklärt, daß am Ende alle seine Nachfolger selig werden.

Auch die Hindus haben mancherlei Mittel und Wege, durch welche sie die Seligkeit zu erlangen meinen. Baden im Ganges, Geschenke an die Brahminen und Wallfahrten gehören zu den wichtigsten. Benares ist einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte. Das Ganges-Wasser in seiner Nähe wird für besonders heilig gehalten, ja die Hindus sagen, daß Ein Tropfen davon hinreichend sei, die Sünden der ganzen Welt abzuwaschen. Am allerverdienstlichsten aber ist, sich bei einer Monds- oder Sonnenfinsterniß im Ganges bei Benares zu baden. Dieß wird folgendem Umstand zugeschrieben: — Als nämlich die Götter das Meer butterten, und das Wasser des Lebens dadurch gewonnen hatten, wollte Wischnu dasselbe den Göttern geben, während er den Dämonen irgend ein anderes herausschendes Getränk darreichte. Einer der letzteren jedoch, Namens *Rahu*, merkte den Betrug, nahm die Gestalt eines Gottes an und postirte sich zwischen die Sonne und den Mond. Wischnu nun, ihn für einen wirklichen Gott haltend, wollte ihm eben das Wasser des Se-

bens reichen, als die Sonne ausrief: „Wischnu, was machst Du?“ — und der Mond hielt seinen Arm auf. Jetzt erst erkannte Wischnu seinen Irrthum, ergriff sein Schwert und hieb dem Dämon sein Haupt ab. Aber schon war es zu spät; er hatte von dem Lebenswasser getrunken und war somit unsterblich geworden. Aus Rache nun verfolgt das abgehauene Haupt des Dämon unablässig die Sonne und den Mond, und wo er sie nur erhaschen kann, sucht er sie zu verschlingen. Da aber die Sonne zu heiß ist, so beißt er sie nur, weshalb wir (in Indien) nur theilweise Sonnensfinsternisse haben; dagegen den Mond verschlingt er häufig ganz und gar, weshalb wir totale Mondsfinsternisse haben. Da aber dem Dämon glücklicherweise der Rumpf fehlt, so kann er den Mond nicht bei sich behalten; gleichwohl haben die Bewohner des Mondes, während er durch seine gräßlichen Zähne und seinen Schlund passirt, unsäglich zu leiden. Wenn aber die Hindus im Ganges baden, und reiche Geschenke an die Braminen geben, so wird dann der Zustand jener armen Leute im Monde erleichtert, während die Badenden selbst Vergebung aller ihrer Sünden empfangen. „Du siehst,“ sagte einst ein Bramine zu mir, „unser Brahma hat für das Wohl seiner Verehrer besser gesorgt, als Christus für das Eure.“ — Aber wie stehts mit dem ewigen Wohl? entgegnete ich.

Manche jedoch sind mit dieser Art, die Seligkeit zu erlangen, nicht zufrieden; sie fühlen, daß sie noch etwas Anderes bedürfen. Sie begehren zwar eine Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, aber da sie Ihn nicht kennen, so haben sie auch keine Vorstellung von der wahren Gerechtigkeit. Das Ziel, das sie verfolgen, ist nichts Anders, als zu werden wie Gott, und göttliche Verehrung zu

erlangen; und wie dieses Ziel von ihrer ungöttlichen Selbsterhebung zeugt, so glauben sie andrerseits, es durch eigene Werke erreichen zu können. Zu dem Ende unterziehen sie sich den erstaunlichsten Selbstpeinigungen. Manche machen Wallfahrten auf Hunderte von Stunden, und leben dabei nur vom Betteln und von der allerrohesten Nahrung. Ich selbst habe Leute in Benares gesehen, die etwa 150 Stunden weit herkamen, und die ganze Länge des Wegs mit ihrem eigenen Leibe gemessen haben; sie werfen sich nämlich den langen Weg auf den Boden, machen mit der Hand oben am Kopfe ein Zeichen in den Sand, erheben sich dann wieder, setzen die Zehen auf jenes Zeichen im Sand, werfen sich wieder nieder, und fahren so fort auf dem ganzen Wege. Von andern Selbstpeinigungen haben wir schon oben geredet. Ich fragte einst einen Mann, der beide Arme in die Höhe hob, bis sie völlig verdorrt und abgestorben waren, wie er dies im Anfang habe aushalten können? Er erwiederte: „Niemand könnte es aushalten, ohne vorher seine Maßregeln getroffen zu haben. Wenn Einer nämlich entschlossen ist, ein solcher Fakir zu werden, so ruft er seine Freunde und Schüler zusammen und theilt ihnen seinen Entschluß mit. Dann spricht er einen fürchterlichen Fluch aus über Jeden, der ihn davon abmahnen oder nachher ihm Hülfe leisten wollte. Dann wird er an einen Pfosten in derjenigen Stellung gebunden, in welcher er zu sein wünscht. Ist er einmal fest gebunden, so hilft ihn alles Bitten und Flehen und Flüchen nichts mehr; und sollte er darüber auch zu Grunde gehen, so rührt Niemand die Hand zu seinem Beistand.“ Im Jahr 1839 sah ich einen Mann zu Allahabad, der sich an einem Baume an den Füßen, den Kopf abwärts, aufgehängt hatte. Es nahm mich



Wunder, wie er auf diese Weise leben könne; aber obgleich ich ihn 3 Tage lang scharf beobachtete, fand ich ihn doch immer in derselben Stellung. Ein Anderer stand nahe bei ihm auf Einem Bein, während das andere längst verdorrt war. Ein Dritter hatte sich in einer höchst peinlichen Stellung an einen Pfosten gebunden. In Mirzapur sah ich einen Mann, der seine Arme in einer schmerzlich verschränkten Lage hielt, bis beide verdorrt waren. Auf einer Mela (Festfahrmarkt) in Schupur bei Benares sah ich einen Fakir, der ein Messer in seiner Hand hatte, das an der Spitze gekrümmt war; er lebte vom Betteln. Nun begehrte er von drei Weibern 3 Rupies; da sie aber nur zwei hatten, fiengen sie an, mit ihm zu unterhandeln. Er aber wiederholte sein Begehren und hieß die Weiber, die nicht zahlen konnten und doch auch nicht borgen wollten, von ihren Kleidungsstücken zu verkaufen. Weil diese aber nicht darauf eingiengen, schnitt er sich selbst mit dem Messer in den Leib. Ich stand hinter ihm, und da ich aus Erfahrung wußte, daß Worte bei solchen Burschen nichts helfen, ergriff ich ihn von hinten und schüttelte ihn etwas unsanft. Er wandte sich um und sagte umherblickend: „O, die Weiber geben mir gerne das Geld!“ — Ja wohl, erwiderte ich, ich hab's gesehen. Sogleich packe dich fort, oder du sollst sehen, was ich thue! — Ich war entschlossen, ihn im Fall des Widerstrebens vor den Richter zu ziehen. Er zitterte, trat einige Schritte bei Seite und lief dann stracks davon.

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, erzählte ich diesen Vorfall meinem braminischen Sprachlehrer, der mir dann folgende Geschichte mittheilte. Vor vielen Jahren verlangte einer dieser Fakirs 5 Rupies von einem

Kaufmann in Benares. Er wurde abgewiesen. Darauf versetzte der Fakir sich selbst einen Schnitt in's Fleisch und verlangte 50. Als ihm auch diese Summe verweigert wurde, schnitt er sich wieder und verlangte 500. Auf die wiederholte Verweigerung schnitt er sich in's Angesicht und verlangte 5000. Da ihm natürlich diese Summe nicht gereicht ward, schnitt er sich den Hals ab. Das Blut spritzte auf den Waarentisch im Kaufladen, und dadurch wurde dieß Haus für immer ruinirt.

In Benares befindet sich noch heute ein Mann, der seit dem Jahr 1800 seinen Arm in die Höhe hält. Auch giebt es unter den Fakirs eine Sekte, die ganz entblößt einhergeht und behauptet, daß man durch Sündigen die geistigen und körperlichen Kräfte zu Grunde richten müsse, und daß man, je mehr man sündige und Frevel verübe, desto früher in die Gottheit übergehe.

Es ist ein trauriger Anblick, so viele Millionen Hindus und Muhamedaner in Finsterniß und Schatten des Todes wandeln zu sehen. Der Satan hält sie durch eine falsche Religion und sündliche Gewohnheiten in seinen Banden. Das Volk dient ihm unbewußt, aber um so eifriger. Er herrscht über sie, und ach! sie haben es gerne so, sie lieben die Finsterniß mehr denn das Licht. O, wie wenig taugen sie in den Himmel; denn, wenn Gott seine Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht ansehen, und ohne weiters ihnen Allen seinen Himmel aufstun wollte, so wäre der Himmel eine Hölle für sie. Denn der Gott, den die Bibel offenbart, ist es nicht, den sie lieben, — der Himmel, wie ihn die göttliche Offenbarung schildert, ist der Ort nicht, nach dem sie sich sehnen. Sie möchten gerne einen Gott haben nach ihres Herzens Gelüsten, und einen Himmel für die Sättigung ihrer fleischlichen Begierden.

Sie sind geistlich todt, todt in Uebertretung und Sünde, ein Feld voll Todtengebeine! Wohl möchte man beim Anblick dieses grauenhaften, geistigen Todes fragen: „Meinest du auch, daß diese Gebeine wieder lebendig werden mögen?“ — Hiengie ihre Wiederbelebung allein von menschlicher Kraft und Thätigkeit ab, so müßte ich ausrufen: „Nein, nimmermehr, unmöglich!“ — Aber gelobt sei Gott! Er, dessen Stimme einst in die Gräber dringen wird, kann und wird auch sie in's Leben rufen durch die allmächtige Stimme seines herrlichen Evangeliums.

### 15. Was in früheren Jahren für die Bekehrung der Heiden zu Benares geschah.

Ehe wir unsern lieben Leypolt weiter erzählen hören, wollen wir sehen, was vor seiner Ankunft in Benares durch die Arbeit anderer Missionarien versucht und ausgerichtet wurde.

Schon im Anfang dieses Jahrhunderts (1809) hatte das Menschenwimmelnde Benares die Augen zweier allbekannteren edler Männer auf sich gezogen. Es war Henry Martyn und sein Herzensfreund, der Caplan Corrie. Der erstere wirkte durch Bibelübersetzung und Gebet mehr als mit Zahlen menschlich zu berechnen ist, während Corrie in der Stadt selbst durch Predigten unter den Eingebornen, und besonders durch Errichtung von Schulen dem Evangelium den Weg in die Herzen bahnte. Damals wie noch jetzt, lag in Secrole,  $\frac{3}{4}$  Stunden südlich von der Stadt, eine Garnison englischer Truppen. Auf

sie hauptsächlich war Corrie's Thätigkeit gemiesen. Aber bald brachte der treue Knecht Christi es dahin, daß nicht nur in Secrole, sondern auch in der mächtigen Göpstadt selbst die erste christliche Kapelle errichtet wurde. Leider zog Martyn bald weiter in den Norden von Indien, und im Jahr 1811 noch weiter hinweg, nemlich in die himmlische Heimath. Aber auch Corrie mußte frühe Benares verlassen, und konnte erst im Jahr 1817 dahin zurückkehren, jetzt aber verstärkt durch sieben gläubige, getaufte Eingeborne und einen europäischen Missionar. Schulen wurden nun gegründet, in welchen Arme unentgeltlich, Andere gegen Bezahlung aufgenommen und unterrichtet wurden. Bald besuchten 116 Söhne die Schulen, welche wegen Zudrangs in Kurzem erweitert und vermehrt werden mußten. Aber leider führte ein Ruf den thätigen Mann nach Calcutta (1819). Unter seinem Nachfolger Morris wuchs das Gemeinlein schon zu 20—30 Personen an; die große Schule in der Stadt zählte 141 Knaben, und auch kleine Mädchenschulen wurden begonnen. Das Werk gedieh unter Gottes Segen, obwohl langsam. Als Bischof Heber um jene Zeit auf seiner ersten Visitationsreise nach Benares kam, sprach er mit Rührung von den wohlgeordneten Schulen der Mission, von dem tiefen Eindruck, welchen das Wort Gottes sichtbar auf die Jünglinge der ältesten Schulklasse mache, so daß sie begehren Christen zu werden, von der steigenden Achtung vor den Missionarien, und von dem stillen aber nachhaltigen Einfluß ihres Wirkens auf die Heiden. Als Miss. Morris etwa um das Jahr 1827 Gesundheits halber die Station verlassen mußte, war die Gemeinde bereits auf 60—70 Glieder angewachsen. Jetzt trat freilich eine schmerzliche Zeit für Benares ein.

Die dahin bestimmten Brüder starben entweder schon auf dem Wege dahin, wie z. B. der selige Missionar La Roche aus Basel, oder mußten das heiße Benares bald wieder verlassen, oder starben bald nach der Ankunft. Dies wirkte hemmend und störend auf die schön angefangene Missionsarbeit. Zwar kam endlich Missionar Krückeberg dahin (1831), aber nur um unter der erdrückenden Arbeit als einzelnstehender Arbeiter fast zu erliegen, und nach weniger als 2 Jahren den Posten wieder zu verlassen. So traf Leupolt mit seinem treuen Gefährten Knorpp die Station.

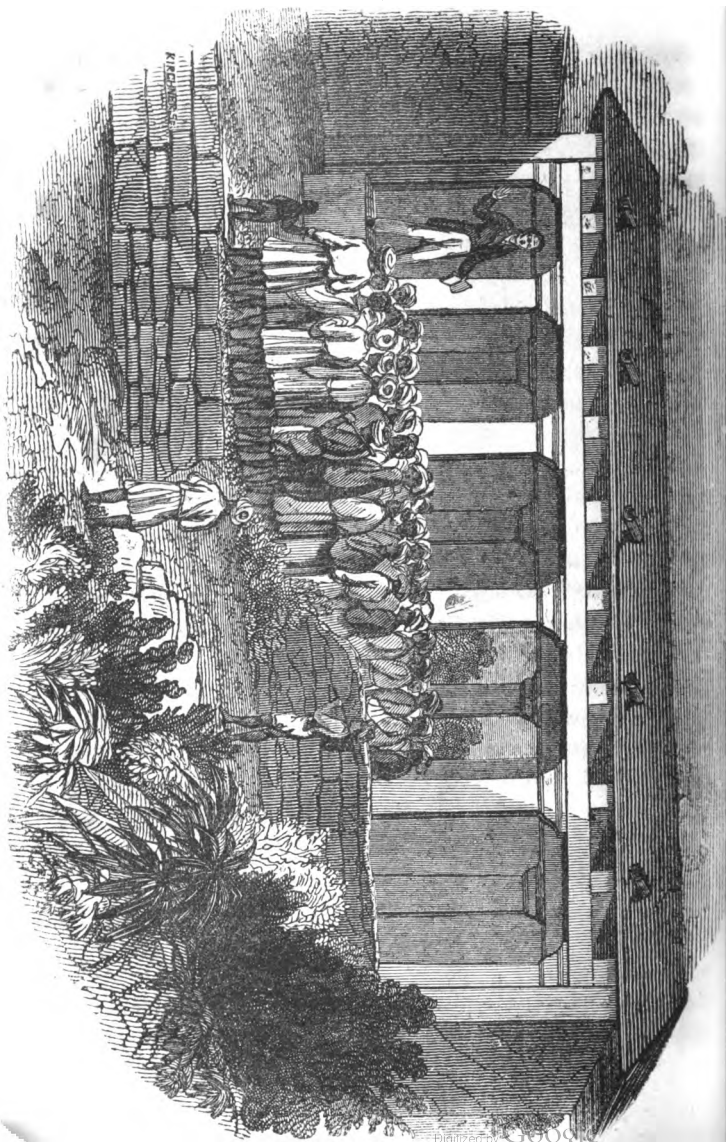
Doch wir haben bisher nur von derjenigen Missionsarbeit geredet, welche durch die Brüder aus der kirchlichen Missionsgesellschaft getrieben wurde. Neben ihnen arbeiteten schon seit 1816 die Baptisten Missionare, und seit 1820 auch die Brüder der Londoner Missionsgesellschaft, und zwischen ihnen Allen bestand ein Band brüderlicher Gemeinschaft, das ihnen um so mehr zum Bedürfnis, wie zur Erquickung geworden war, je einsamer und ferner von aller übrigen christlichen Gemeinschaft sie standen. Besonders ehrwürdig ist der alte William Smith, der, aus einer Hindufamilie abstammend, nun seit 30 Jahren in unausgesetzter hingebender Treue und nicht ohne reichen Segen in und um Benares arbeitet, und seinem himmlischen Herrn Seelen aus seinen Stammgenossen sammelt. Ihm hatte schon im Jahr 1818 ein Bramine weissagend zugerufen: „in 80 Jahren wird die Verehrung des Ganges aufhören, die Kette der Kasten wird sich auflösen, und alle werden die Erkenntnis des wahren Gottes haben und Christen werden!“ Solche Aeußerungen gaben ihm und seinen Brüdern immer wieder neuen Muth, und in jedem Hindu oder Muhamedaner,

der sein Herz dem Evangelium öffnete und sich zu Christo bekehrte, sah er ein neues Angeld der einstigen Erfüllung des weissagenden Wortes. Besonders wirkte die Gewandtheit seiner Rede und sein brennender Liebeselifer für die Seelen der Heiden mächtig auf die Braminen, so daß er die Freude hatte, manchen von diesen starren Priestern für das Evangelium, ja sogar für den Dienst in dem heiligen Werke der Mission zu gewinnen. Noch immer steht der eifrige Mann in der volkreichen heiligen Stadt da, predigt mit gewohnter Kraft und Frische in ihren Straßen, auf ihren Märkten, bei ihren Tempeln und Ganges-treppen das Evangelium von Jesu Christo, durchzieht zuweilen das Land und läßt in den Volks- und Festversammlungen seine zum Frieden Gottes einladende Stimme erschallen. Seine Gemeinde von Getauften ist zwar klein, aber immer ist seine Kapelle von etwa 200 Zuhörern angefüllt, und wenn er auch die Frucht seiner Arbeit nicht selbst erndtet, so wird er sich doch einst am Tage der Erndte freuen über mancher Garbe, die aus seiner Aussaat entsproßen. Dieser wackere William Smith, der zur Baptisten-Mission gehört, ist nicht zu verwechseln mit einem andern Missionar gleichen Namens, der der kirchlichen Missions-Gesellschaft angehört und etwa zu gleicher Zeit mit Leupolt und Knorpp nach Benares kam. Von letzterem William Smith werden wir in den Mittheilungen unseres Freundes öfters reden hören.

Was sodann die Arbeiter der Londoner Missions-Gesellschaft in Benares betrifft, so trat im Jahr 1820 der muthige und gewandte Missionar Adam zuerst auf das wichtige Feld. Mit Kühnheit und Glauben griff er das Heidenthum an, errichtete christliche Schulen, die bald auf sieben mit 250 Knaben stiegen, und wandte alle

Mittel an, um die Bollwerke des Gözendienstes zu zerstören. So z. B. unterhielt er und sein trefflicher Mitarbeiter Robertson, der nicht weniger als fünfzehn Sprachen mit Gewandtheit redete, ums Geld Vorleser, die an allen Enden und Orten der Stadt die Evangelien dem Volk vorlasen, ja sogar einen Märchenerzähler, wie sie das Morgenland so häufig hat, bezahlte er dafür, daß er die Bergpredigt auswendig lernte und sie umsonst in den Straßen hersagte. Auch kam er auf den Gedanken, die zehn Gebote in mächtig großer Schrift auf zwei Tafeln an zwei sehr besuchten Orten aufzustellen, wo sich denn Schaaren von Menschen um sie versammelten, und wo sie solchen Eindruck machten, daß die Braminen im Schrecken zwei gleiche Tafeln mit dem kurzen Inhalt der Hindureligion denselben gegenüber stellten. — Leider mußte im Jahr 1829 der wackere Adam wegen geschwächter Gesundheit nach Europa zurückkehren, und sein ausgezeichnete College Robertson wurde im Jahr 1833 ein Opfer der Cholera; Dagegen war ein Jahr zuvor (1832) Missionar B u n e r d eingetreten, und später folgten noch mehrere andere wackere Männer nach, welche die Mission kräftig unterstützten, so daß gegenwärtig von dieser Seite 12 Schulen mit 463 Schülern, und eine kleine, immer wachsende Gemeinde von Hinduchristen gepflegt und mit dem Worte des Lebens versehen werden.

**Strafenechtigl.**





## 16. Wie der Missionar durch Predigt auf das Volk zu wirken sucht.

Was die Hindus und Muhamedaner für Zeit und Ewigkeit glücklich machen kann, das ist weder Civilisation, noch auch Unterricht und wissenschaftliche Bildung allein. Die Heiden sind Sklaven der Sünde und des Satans; Satans Reich aber ist geistlich, während alle menschliche Wissenschaft, die wir ihnen mittheilen könnten, irdisch ist. Soll das Reich des Bösewichts überwunden werden, so bedarf es einer stärkern Macht, als alle Weltbildung ist, und diese Macht liegt im Evangelium Jesu Christi. Dieses machen wir Ihnen auf dreifache Weise kund, durch Predigen, Schulen und Vertheilung von heil. Schriften und Traktaten.

Die Predigt von der überschwenglichen Allgenugsamkeit Jesu Christi ist das erste und wichtigste Mittel, durch welches die Welt wird bekehrt werden. So hat unser Herr selbst, so haben seine Apostel vor Allem gewirkt. Fragt man: „was prediget Ihr denn?“ — so erwiedere ich mit dem Apostel Paulus: „wir begehren nichts zu wissen unter den Heiden, als Christum den Gekreuzigten.“ — Denn wenn der Sünder zur Erkenntniß seiner Sünde soll gebracht werden, so muß er zum Kreuze kommen; soll er sie bereuen, so muß er die Leiden des Sohnes Gottes anschauen; soll er Vergebung seiner Sünden und Frieden mit Gott erlangen, so muß er sie suchen im Blute Christi; soll er einen Antrieb bekommen, seine Lüste und Begierden zu kreuzigen, und Kraft erlangen, in der Heiligung zu wandeln, so muß er sie schöpfen aus dem Kreuze Christi; und begehrt er droben in die himmlischen Chöre

einzuftimmen, fo muß er hienieden auf Golgatha fingen lernen: „Würdig ift das Lamm, das gefchlachtet ift, zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!“ (Offenb. 5, 12.) Wir predigen deßhalb Buße vor Gott und Glauben an unfern Herrn Jefum Chriftum, „der uns gemacht ift zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöfung.“ 1. Cor. 1, 3.

Wir find jedoch mit unferer Predigt nicht auf bestimmte Orte beſchränkt, ſondern verkünden das Evangelium in unfern Kapellen und Schulen, auf Straßen und Märkten, an den Ufern des Fluſſes und bei religiöſen Feſten (Melas). Wir haben 6 Kapellen in und um Benares, nemlich 4 in der Stadt, eine in Sagra nahe bei meinem Hauſe, und eine bei der Garniſon in Secrole, etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden von der Stadt, wo die meiſten Europäer leben. Außerdem miethen wir große Verandas \*) zum Predigen und Schulhalten. Die Kapellen in der Stadt ſind vortrefflich gelegen, und durch freiwillige Beiträge chriſtlicher Freunde erbaut worden. Es ſind ganz einfache Gebäude und entſprechen dem Zwecke vollkommen. Die Aurungabad-Kapelle, (ſo heißt die erſte) wurde 1833 errichtet und bildet die Ecke von drei Hauptſtraßen der Stadt. Die zweite Kapelle ward im Jahr 1834 erbaut und ſteht an einer Stelle, wo vier Kreuzwege zuſammenlaufen, von denen der wichtigſte zu einem berühmten Hindutempel führt, wo faſt alle Dienſtage ein Feſt gefeiert wird. Die dritte

---

\*) Veranda iſt die offene, auf Säulen ruhende Vorhalle, welche faſt um jedes Haus in Indien, oder wenigſtens um eine oder etliche Seiten deſſelben läuft, und wo man ſich gewöhnlich den Tag über aufhält.

Kapelle steht im Mittelpunkt von Benares und wird fast ausschließlich von Hindus besucht, während die vierte an einen großen Garten stößt, und 1839 vollendet wurde.

Die Zeit, wann wir predigen, ist gewöhnlich Morgens von 7—10 Uhr und Abends von 5—8 Uhr: in der kühleren Jahreszeit aber sind die Missionarien häufig den ganzen Tag draußen. Während ich in Benares war, konnte ich nur Abends unter die Leute gehen, indem ich täglich von Morgens 6 bis Nachmittags 3 Uhr in den Schulen beschäftigt war. Um eine richtige Vorstellung von der Art und Weise zu geben, wie wir unsre Zeit mit Predigen eintheilen, will ich die Arbeit einer Woche beschreiben.

Der Sonntag ist ganz unsern eingebornen Christen gewidmet. Wir haben nämlich eine kleine Gemeinde von etwa 200 Seelen, die Kinder eingerechnet, in Sagra, und etwa 50 in Secrole. Mit ihnen haben wir 4 Mal Gottesdienst des Sonntags.

Die Wochentage gehören hauptsächlich den Heiden. Den Montag nennen wir unsern großen Predigtag, nicht weil wir an demselben mehr predigten, als an andern Tagen, sondern weil Montags die Missionarien, die eingebornen Katechisten und die ältern Waisenkneben in einer unsrer Kapellen zusammenkommen. Wir beginnen mit Absingung eines Liedes, worauf das Gebet folgt. Dann hält einer der Missionarien eine Predigt. Darauf wird ein anderes kurzes Lied gesungen, und einer der Katechisten hält eine Ansprache. Der Gottesdienst wird mit einem Lied und einem kurzen Gebet geschlossen. Wir halten dieß darnum so, um den Heiden zu zeigen, wie und um was wir beten, an welchen Lehren wir festhalten, und welche

Sittenregeln wir zu unsrer Richtschnur nehmen. Ich kann mit Freuden sagen, daß wir nie von den Hindus oder Muhamedanern dabei sind gestört worden.

Am Dienstag geht jeder Missionar nach der ihm bestimmten Kapelle. Dort finden wir keine auf uns wartende Versammlung, sondern wir müssen erst eine solche zusammenbringen. Dieß geschieht folgendermaßen: — Der Nationalgehülfe fängt einen Traktat zu lesen an, ohne vielleicht eine einzige Seele vor sich zu haben; aber kaum hat er begonnen, so fangen die Vorübergehenden an zuzuhören und sammeln sich um ihn, und gewöhnlich sind nach wenigen Minuten 20—30 Personen beisammen. Dann hält der Missionar eine Ansprache an sie, wodurch mehr und mehr Personen herbeigelockt werden. Nun erhebt sich Einer oder der Andere, um zu disputiren, oder um Fragen an uns zu stellen. Gewöhnlich bitten wir dann, so lange zu schweigen, bis wir mit der Ansprache fertig seien; manchmal aber gehen wir auf ihre Fragen ein wenig ein, und knüpfen dann unsere Rede wieder daran an. Können wir dem Disputiren nicht ausweichen, so folgen wir damit nur dem Beispiel des Apostels Paulus, welcher 3 Jahre hindurch täglich in der Schule eines gewissen Tyrannus disputirte. Nachdem wir so etwa 1½ Stunden in der Vorhalle zugebracht haben, fordern wir die Versammlung auf, uns in die Kapelle zu folgen, und es ist häufig der Fall, daß viele unserer Zuhörer von der Straße in die Kapelle eintreten und noch 3 Viertelstunden auf die Predigt des Evangeliums horchen.

Am Mittwoch verfahren wir wie am Dienstag. Donnerstags haben wir bisher entweder gar nicht, oder nur Morgens gepredigt, und den Tag hauptsächlich für literarische Arbeiten uns vorbehalten. Abends kommen dann

die Missionsfamilien zusammen zur Berathung und zum Gebet; denn obwohl wir täglich für das Volk Indiens und unsere christlichen Freunde in der Heimath beten, so halten wir es doch für nöthig, einen bestimmten Zeitpunkt in der Woche ausschließlich der Fürbitte zu widmen, eingedenk des Wortes, daß die Heiden bekehrt werden sollen „nicht durch Macht oder Gewalt, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr.“ — Der Freitag wird, wie der Dienstag und Mittwoch mit Predigen zugebracht; Samstags aber predigen wir nur Morgens, während wir Nachmittags uns für den Sonntag und die folgende Woche vorbereiten. Und hier muß ich bemerken, daß, obschon wir vielfach im Laufe einer Woche an verschiedenen Stellen der Stadt predigen, wir doch im Allgemeinen die nämliche Predigt halten. Dieß hat seine Vortheile, indem die Leute bei mehrmaligem Anhören derselben Sache sie besser zu verstehen und innerlich zu verarbeiten im Stande sind. Ja, sie selbst besprechen nachher den Gegenstand unter einander, wobei sich gewöhnlich zwei Parteien gegen einander bilden, von denen die Einen das Christenthum, die Andern den Hinduismus vertheidigen. Man sagte mir, daß bei solchen Gelegenheiten die Erstern meistens den Sieg davon tragen.

Die Sprachen, in denen wir predigen, sind das Hindustani oder Urdu, und das Hindi. Die Muhamedaner sprechen Hindustani, weshalb bei den Disputationen mit ihnen diese Sprache gebraucht wird. Sie ist aus verschiedenen Sprachen, namentlich dem Arabischen, Persischen und Hindi zusammengesetzt, und wird mit arabischer und persischer Schrift geschrieben. Die Hindus dagegen sprechen das Hindi, das hauptsächlich vom Sanscrit abstammt und auch mit Sanscritbuchstaben geschrieben wird.

Beim Predigen und Disputiren muß der Missionar nicht bloß die Sprache fließend sprechen können, sondern er muß auch in des Volkes Art zu denken lernen. Dies kann freilich nur allmählig durch anhaltenden Fleiß und beständigen Verkehr mit dem Volke erreicht werden. Ein Missionar, der die Sprache nur aus Büchern lernt, wird nie so zu reden im Stande sein, daß er das Herz des Volkes trifft, und die Meisten werden ihn nicht einmal verstehen. Als Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse müssen wir nicht bloß das Wort der Wahrheit recht zu deuten verstehen, sondern auch unsere Sprache den Verhältnissen und Zuständen unserer Zuhörer anpassen; ja wir müssen, wenn ich so sagen darf, in Sprache und Geberde Hindus und Muhamedaner werden, während wir nach Herz und Gesinnung Christen sind.

Beim Predigen folgen wir dem Beispiel unsers Herrn, indem wir die Wahrheiten des Christenthums so viel als möglich, in Gleichnissen zu veranschaulichen suchen. Thun doch die Eingebornen dasselbe auch bei ihren religiösen Unterweisungen. Dies kann freilich nur da dem Zweck entsprechen, wo wir auf öffentlicher Straße vor Heiden predigen; ist aber einmal eine Seele von der Wahrheit ergriffen und forscht sie weiter, so reichen Gleichnisse nicht mehr aus, sondern ein einfacher biblischer Unterricht wird dann nothwendig. Das Volk geht gewöhnlich gerne auf einen Gegenstand ein, den wir behandeln, und liebt es, Fragen zu stellen oder auf unsere Fragen zu antworten. Eines Tages z. B. brauchte ich in meiner Ansprache das Wort „Heiligung“ — ohne es zu erklären. Gleich rief ein Bramine aus: „Was verstehst Du unter Heiligung? Wir verstehen darunter das Baden im Ganges, Du aber scheinst etwas Anderes damit zu meinen.“ Sofort erklärte

ich ihm den Sinn des Wortes. — Ein andermal sprach ich über Röm. 5, 12: „Durch Einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und der Tod durch die Sünde, und ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie Alle gesündigt haben.“ Im Verlauf meiner Rede rief ich unter Anderm aus: „Giebt es irgend Jemand, der nicht stirbt?“ — Gleich antworteten Mehrere meiner Zuhörer: Nein, nein! — „Und,“ fuhr ich fort, „warum sterben sie?“ — Weil sie gesündigt haben! war die Antwort.

Eines Tages predigte ich über die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen und über die Unmöglichkeit, daß ein Mensch, der aus seinen eigenen Werken wolle gerecht und selig werden, das ganze Gesetz zu halten verpflichtet sein solle. „Wie kann dieß wahr sein,“ rief Einer aus, „daß wer das ganze Gesetz hält, und versteht es nur in einem einzigen Punkt, des ganzen Gesetzes schuldig sei? Wenn ich von den 10 Geboten Gottes 6 halte, und übertrete 4, habe ich nicht die Mehrzahl gehalten, und ist somit nicht Gott nach seiner Gerechtigkeit verbunden, mir den Himmel zu geben, da ich ja 2 mehr gehalten, als gebrochen habe?“ — Statt nun in eine Beweisführung für die Richtigkeit meines Satzes einzugehen, nahm ich meine Zuflucht zu einem Gleichniß. Ich beschrieb eine Scene auf dem Ganges: „Es war ein düsterer, schauerlicher Tag,“ fing ich an, „der Wind heulte, der Donner rollte, die Blitze leuchteten, die Wogen des Ganges brausten, der Strom war angeschwollen und stürzte reißend schnell dahin; die wüthenden Elemente drohten jedem Schiffe den Untergang, und kein Boot konnte den Sturm anhalten. Aber siehe, was ist dort? Es ist ein Schifflein mit Menschen angefüllt, das in großer Noth sich

befindet und mit den wüthenden Wellen kämpft. Zwischen den Donnerschlägen hört man das Jammergegeschrei der Nothleidenden; sie fürchten die Felsen am Ufer, denen der reißende Strom sie rasch entgegen treibt. Was kann man für die Unglücklichen thun? Könnte man sie nur an einem Seil in diese Bucht hier ziehen, so wären sie gerettet! Die Leute am Ufer sehen sich ängstlich um und entdecken in ihrer Nähe eine Kette. Rasch befestigt ein Mann einen Stein an einen Strick, dessen anderes Ende er an die Kette bindet, und schleudert den Stein in das Schifflein. Die Unglücklichen fassen den Strick mit ängstlicher Hast, und sofort fangen die am Ufer an, sie mitten durch die wüthenden Elemente nach der Bucht hinzuzuziehen. Schon halten sie sich für gerettet, und Freude leuchtet auf ihrem Angesicht; sie sind nur noch wenige Ellen vom Ufer, — da bricht Ein Glied an der Kette! — Ich sage nicht 10 Glieder, sondern Ein Glied mitten in der Kette. Was sollen nun diese Unglücklichen thun? Sollen sie an den übrigen ungebrochenen Gliedern der Kette sich noch festhalten?“ — „Nein, nein!“ rief Einer meiner Zuhörer, „über Bord mit der Kette, sonst wird sie die Unglücklichen mit ihrer Schwere nur um so früher in den Abgrund ziehen.“ — Was sollen sie denn aber thun? fragte ich weiter. — „Sie sollen sich auf die Barmherzigkeit Gottes werfen,“ riefen Andere aus! — „Richtig,“ entgegnete ich; „wenn Ein Gebot gebrochen wird, so ist, als wenn Alle gebrochen wären; wir können nicht durch sie gerecht und selig werden, wir müssen uns auf die Barmherzigkeit Gottes werfen, und die ausgestreckte Hand Christi erfassen, die uns allein retten kann.“ Ich habe dieses Gleichniß oft gebraucht, und stets gefunden, daß es die beabsichtigte Wirkung that.



Im Anfang meiner Missionsarbeiten fand ich es immer sehr schwierig, den Leuten begreiflich zu machen, daß durch gute Werke der Mensch sich den Himmel nicht verdienen könne. Eines Tages begleitete ich meinen lieben Mitarbeiter, Hrn. Smith, auf den Bazar. Dort wurde gerade dieser Gegenstand besprochen. Ich verhielt mich stille. Herr Smith gab nun folgende Erklärung: — „Ein gewisser reicher Herr hatte 2 Knechte, denen er 2 Rupien gab, um sie wechseln zu lassen, und jedem Bettler, der etwa käme, einige Pfennige zu geben. Einer dieser Knechte nun gehorchte seinem Herrn und gab jedem Bettler, der da kam, ein paar Pfennige. Wesh' war nun das Verdienst?“ — Einer der Umstehenden rief: „Dschis ka dan, tis ka pun“ d. h. wesh' die Gabe, desß ist das Verdienst. — „Ganz richtig,“ erwiderte Smith. „Der zweite Knecht handelte dagegen ganz anders; er behielt das Geld für sich und mißhandelte die Bettler, statt sie zu unterstützen, und jagte sie fort. Wessen war nun die Sünde?“ — „Natürlich, des Knechts!“ rief das Volk. — „Gut, fuhr Herr Smith fort; von wem haben wir Alles, Leben, Gesundheit, Hab und Gut empfangen?“ — Antwort: „von Gott.“ — „Wenn wir desßhalb, begann Herr Smith wieder, etwas von dem, was Gott uns reichlich gegeben, und worüber er uns zu Haushaltern gesetzt hat, unsern Brüdern mittheilen, wesh' ist das Verdienst?“ — Antwort: „Dschis ka dan, tis ka pun; das Verdienst ist Gottes.“ — „Aber wenn wir dem entgegen handeln, wessen ist die Schuld?“ — Antw.: „Sie ist unser.“ — Da ergriff einer von den Zuhörern das Wort und sagte: „Du willst also sagen, daß Alles das Gute, das wir thun, eigentlich Gottes ist, und alle Sünde, die wir begehen, unsre Schuld sei?“ — „Allerdings, das will ich, antwortete der

Missionar; und wo ist somit ein Verdienst, das uns ein Recht auf den Himmel geben könnte?" — Wir nehmen unsere Gleichnisse von den verschiedensten Gegenständen, die uns umgeben. So hörte ich einmal unsern Catechisten von dem Brunnen der Sünde reden. Die öffentlichen Brunnen in Indien nämlich sind alle unbedeckt und ohne Schöpfeimer und Krabben. Wir sind Alle Sünder, sagte er; unser Vordater Adam fiel in den Brunnen der Sünde, und deshalb sind auch wir in diesem Brunnen geboren. Der Brunnen ist tief, weit und voll Schlammes, so daß unmöglich Jemand aus demselben ohne fremde Hülfe herauskommen kann. Da riefen etliche Zuhörer: „Wir Hindus haben unsre Heilande, die uns heraushelfen.“ — Gut, erwiderte der Catechist; aber befinden sich diese Götter innerhalb des Brunnens der Sünde oder außerhalb desselben? Ihre Werke zeugen dafür, daß auch sie in dem Brunnen der Sünde liegen; und wenn sie sich nicht selbst heraushelfen können, wie sollten sie uns daraus zu erlösen vermögen? Das Schlimmste jedoch ist, daß wir selbst es uns nicht einmal bewußt sind, daß unsere Lage so schlimm ist; denn weil der Brunnen so tief ist, so haben wir kein Licht, um den Zustand zu erkennen, in dem wir uns befinden. Werden wir nicht von einem Heiland gerettet, der von Oben kommt, so sind wir Alle unfehlbar verloren. Nun aber ist Christus vom Himmel gekommen, uns zu retten, und Er, als die Sonne der Gerechtigkeit, scheint in den Brunnen hinunter. Was wird wohl die erste Wirkung dieses Lichtes sein? Die unglücklichen Leute in dem Brunnen werden vor Allem ihren traurigen Zustand einsehen; aber damit sind sie noch nicht aus demselben befreit, sondern nur erst zum Bewußtsein ihres Elendes gekommen. Deshalb beginnt jetzt Christus die

eigentliche Befreiung aus dem Brunnen der Sünde: er wirft ihnen das Seil des Evangeliums zu und heißt sie dasselbe ergreifen. Diejenigen nun, welche es im Glauben erfassen, zieht er heraus und rettet sie vom Untergange. Sind sie aber einmal aus dem Brunnen der Sünde heraus gezogen, so athmen sie in einer ganz neuen Luft. Christus aber, der sie nicht in ihrem Unrath lassen will, wäscht und reinigt sie nun, nicht mit dem Wasser ihres eigenen Brunnens, das nur verunreinigen kann, sondern mit seinem Blut und Geist. Er beginnt in ihnen ein neues Werk, die Heiligung. Dadurch, daß er sie aus dem Brunnen der Sünde zog, gab er ihnen das Gnadenrecht, hinfort in seinem herrlichen Reich des Lichts und der Wahrheit zu leben; und damit sie zu den seligen Genüssen dieses Reiches tauglich seien, reinigt er sie mit dem Wasser seines heiligen Geistes. Dieses Abwaschen konnte nicht stattfinden, so lange sie noch in dem Brunnen der Sünde sich befanden; dort wäre seine Arbeit fruchtlos gewesen. Aber nun müssen sie auch wandeln und wirken in diesem neuen Reiche, in das sie versetzt sind; denn der Heiland sagt: „Folget mir nach,“ und: „bringet Früchte der Gerechtigkeit!“ Dieß ist freilich ausnehmend schwer; denn ob schon sie aus dem Brunnen errettet sind, so sind sie doch schwach und straucheln und fallen vielfältig. Manche wollen Christo voranlaufen, Andere bleiben zaghaft zurück; aber mitten durch viel Schwachheit und Gebrechlichkeit bringt er sie doch endlich in den Himmel. Dann singen sie: „Es ist Alles Gnade, nur Gnade! Gnade hat uns erwählt, Gnade hat uns erleuchtet, Gnade hat uns tüchtig gemacht, das Seil des Evangeliums zu ergreifen, Gnade zog uns heraus, Gnade reinigte uns, und Gnade hat uns unverfehrt in den Himmel gebracht! Gnade soll deshalb der ewige Inhalt unsers Lobliedes sein.“

Wenn ich von der Erlösung sprach, so brauchte ich oft das Bild von einem Gefängniß, in welchem wir als Schuldner und Verbrecher liegen. (Luc. 7, 41.)

Ich habe es auch sehr zweckmäßig gefunden, das Bild von der neuen Geburt zu gebrauchen. Es giebt, pflegte ich zu sagen, ein Reich dieser Welt und ein Reich Gottes. In diese Welt treten wir durch die natürliche Geburt ein, wobei wir denn auch Fähigkeiten für diese Welt empfangen: Augen für das Licht, Ohren für den Schall u. s. w.; so wie anderseits diese Welt uns die für den Leib angemessene Nahrung und eine zweckmäßige Beschäftigung darbietet. Aber der Geist Gottes hat ein anderes Reich gegründet, in welchem sich eine andere Sonne, andere Nahrung, andere Beschäftigung findet. Um in diesem neuen Reiche leben zu können, bedarf es auch gleichsam neue Sinne, neue Kräfte, die der Natur desselben angemessen sind. Deshalb, wer in dieß Reich eingehen will, der muß von Neuem geboren werden. Wie das geschehe, suche ich dann einfach aus der Schrift darzulegen.

---

### 17. Wie das Wort von den Renten aufgenommen wird.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher die Leute gewöhnlich unsern Ansprachen folgen, ist manchmal sehr groß. Eines Tages predigte ich über Luc. 13, 24: „Ringet, daß Ihr durch die enge Pforte eingehet; denn Viele,



das sage ich Euch, werden trachten, hineinzukommen und werden es nicht können.“ — Nachdem ich gezeigt hatte, was unter der engen Pforte zu verstehen sei, und wie derjenige beschaffen sein müsse, der durch dieselbe eintreten wünsche, so schilderte ich verschiedene Personen, die gerne eintreten wollten und doch nicht können. Die erste Klasse waren die weltlich Gesinnten. „Sehet,“ sagte ich nach Hindu Weise, „sehet, da kommt ein Mann, er kümmert sich um nichts, denkt weder an Gott noch an das Heil seiner unsterblichen Seele, er fragt nicht nach Himmel und Hölle, sein Sinn ist nur auf Genuß und Vergnügung gerichtet; und doch, wenn Ihr ihn fraget, ob er in den Himmel zu kommen hoffe, so wird er Euch erstaunt ansehen und antworten: Natürlich hoffe ich das! Da sehet ihn auf seinem Elephanten, umgeben von seinen vielen Dienern, mitten im Genuß aller Vergnügungen und Behaglichkeiten dieses Lebens. Er kommt heran zur engen Pforte, und meint, er werde ohne Schwierigkeit durch dieselbe passiren. Aber wird er durch dieselbe gehen können?“ — Da erhob sich Einer meiner Zuhörer und

rief: Nein, nimmermehr! Herunter muß er von seinem Elephanten, oder er kommt nicht durch; denn der Thorweg ist eng und niedrig. — „Du hast ganz recht,“ erwiderte ich, „und so nicht auch wir dasselbe thun und von unsern Elephanten d. h. von unsern fleischlichen Lüsten und unserm Weltzinn heruntersteigen, werden wir nimmermehr durch die enge Pforte gelangen.“ — Die zweite Klasse, die ich beschrieb, waren diejenigen, von denen unser Herr sagte, daß sie Gott und dem Mammon zugleich dienen wollen, die auf der einen Seite mit Christo, auf der andern mit der Welt Theil haben möchten; es sind diejenigen, bei denen das Wort unter die Dornen fällt. „Die eine Seite,“ sagte ich, „ist bei ihnen ganz bereitwillig zum Dienst ihres Herrn, auf der andern Schulter aber tragen sie ein großes Bündel von der Welt.“ — Nachdem ich dann den mannigfaltigsten Inhalt dieses Bündels beschrieben, fuhr ich fort: „Diese Leute sind in der besten Zuversicht, daß sie ganz gut durch die enge Pforte kommen werden; aber werden sie das können?“ — Nimmermehr, rief ein Mann aus; erst müssen sie ihr Bündel abwerfen und dahinten lassen! — „Ja wohl, mein Freund,“ erwiderte ich. „Wenn sie nicht ihr Bündel dahinten lassen, werden sie nimmermehr durch die Pforte eingehen; denn Christus will kein getheiltes Herz. Entweder müssen wir ihm unsere Herzen ganz und ungetheilt übergeben, oder Er will sie gar nicht. Entweder wird Er die Sünde, oder die Sünde Ihn aus unserm Herzen verdrängen. Er will entweder allein oder gar nicht regieren!“ — Die dritte Klasse waren die Stolzen und Selbstgerechten. Hier brauchte ich nur einen stolzen Muhamedaner zu beschreiben, dergleichen wir überall in den Straßen von Benares begegnen. „Sehet, da schreitet

er einher; er ist des Himmels ganz gewiß, und warum? weil er Niemand etwas zu leid gethan hat. Er giebt Jedermann, was ihm gebührt, sagt seine Gebete her und giebt Almosen. Einen Mann wie ihn muß ja wohl Gott in den Himmel aufnehmen. Da schreitet er stattlich einher, aufrechten Hauptes, seiner Verdienste und guten Werke sich wohl bewußt, und hofft, geraden Wegs durch die enge Pforte in den Himmel zu gehen." — Als ich dieß sagte, stand Einer auf und rief mit großem Nachdruck: „Er muß sich bücken, bücken muß er sich, oder er wird sich den Kopf zerstoßen!“ — Ich wandte mich zu dem Manne und sagte: „Verstehst Du auch, mein Freund, was du sagst?“ — Er erwiderte: „Ich glaube ja. Wenn ich dich recht verstanden habe, so muß jener Mensch, wenn er zum Himmel eingehen will, all' seine guten Werke dahinten lassen und als ein armer Sünder kommen. Mit dem Bücken mein' ich, daß er sich selbst erniedrigen muß, sonst kommt er nimmer durch die enge Pforte." — „Du hast vollkommen recht," erwiderte ich; „wenn wir nicht als arme Sünder zu Christo kommen, und ihn bitten, uns durch die enge Pforte durchzuhelfen, so werden wir nie durch dieselbe eingehen." —

Unsere Nationalgehülfen machen von dieser Art zu predigen, gleichfalls Gebrauch. So hörte ich eines Tags unsern Katechisten Triloke eine treffliche Ansprache über die Kartoffeln halten. Es war an einem Hindufest, und wir konnten kaum etliche Zuhörer zusammen bekommen. Endlich rief er laut: „Kartoffeln! Kartoffeln! Gift! Gift! Heda! Kartoffeln! Kartoffeln!“ Da wurden die Leute aufmerksam. Noch mehreremal rief er dann aus: „Kartoffeln! Gift! Gift!“ — Als nun die Leute sich sammelten, fuhr er fort: „So schrie Jedermann, als die Kartoffeln zum

ersten Mal in Indien eingeführt wurden; und warum? — weil die Leute sie nicht kannten! Etliche jedoch versuchten das sogenannte Gift und fanden es gut. Die Leute aber schalteten sie darüber Narren und erwarteten ihren Tod. Aber siehe, sie blieben am Leben. Andere bemerkten dieß, folgten ihrem Beispiel, und mußten anerkennen, daß diejenigen, welche die Kartoffeln zuerst prüften, ehe sie darüber aburtheilten, weise Leute waren. Und wie stehen die Sachen jetzt? Jetzt werden die Kartoffeln in ganz Indien gepflanzt, und man hört die Leute häufig sagen: Was wollen wir ohne Kartoffeln machen? Gerade so ist es gegenwärtig mit dem Christenthum. Man schreit: Gift! Gift! und wer sind diese Schreier? Es sind die, welche das Christenthum nie näher geprüft haben. Etliche jedoch haben es geprüft und sofort gläubig angenommen; aber diese Leute heißt man Narren. Doch es ist klar, und Jedermann sieht es deutlich, daß diejenigen, welche Christen geworden sind, dadurch nicht schlechter wurden, sondern froh und glücklich sind; sie werden gute Ehegatten, gute Väter und Mütter, gute Kinder, gute Nachbarn und treue Freunde. Und gleichwie die Kartoffeln sich über das ganze Land verbreitet haben, so wird das Christenthum in Kurzem überall Wurzel schlagen und das ganze Land erfüllen.“ — Durch diese Predigtweise werden wir den Leuten verständlich, und die Wahrheit des Evangeliums wird ihnen nahe gebracht. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir jederzeit eine aufmerksame Versammlung vor uns haben. Eines Tages gieng ich auf eine muhamedanische Messe mit meinem Katechisten Johannes. Dort angekommen redete ich einen Mann an, in der Absicht, ihm das Evangelium nahe zu bringen. Seine Antwort bestand darin, daß er mich einen Lügner, Tagedieb, Schurken,



Räuber, Mörder, Ehebrecher u. s. w. nannte. Als er mit dem ganzen Register von Schimpfworten fertig war, fragte ich meinen Katechisten nach der Bedeutung etlicher Ehrentitel, die er mir gegeben, und die ich nicht verstanden hatte; aber er erwiederte, sie seien zu schändlich, als daß er sie mir erklären könnte. Ich verließ den Mann, und wandte mich an einen Trupp Leute, die beisammen standen, erfuhr von ihnen aber eine ähnliche Aufnahme. Auch ein dritter Versuch schlug fehl. Darauf wandte ich mich nach einem andern Theil des Marktes, fand aber, daß die Leute sich gleichsam verschworen hatten, auf kein Wort zu horchen, das ihr ewiges Heil bezweckte. Nachdem ich eine Stunde mit fruchtlosen Versuchen zugebracht hatte, gieng ich tief bekümmert hinweg und flehte zu Gott, daß er sich dieser armen betrogenen Menschen in Gnaden erbarmen möge.

Ein ganz verschiedener Auftritt begegnete mir im Jahr 1840 bei Patna. Dort waren etwa 80,000 Menschen zusammen gekommen, um einen gewissen Götzen nahe am Ganges zu verehren. Ich war von etlichen neu angekommenen Missionarien eingeladen worden, mit ihnen diesem Feste beizuwohnen. Wir hatten ein Boot genommen, in welchem sich unsere Kleider und Bücher befanden, und worin wir zugleich des Nachts schliefen. Ich kam in Begleitung eines der Missionarien Nachmittags bei dem Feste an, und nahm bald wahr, daß die Leute unsrer Predigt sehr gerne zuhörten und nach unsern Traktaten und nach der heiligen Schrift sehr begierig waren. Den folgenden Morgen um 6 Uhr gieng ich wieder unter die Leute und bereits um 7 Uhr hatte ich alle Traktate, die ich bei mir getragen, weggegeben, weshalb ich zu unserm Boot zurückkehrte, um andere zu holen. Als ich aus

demselben wieder heraustraten wollte, sah ich, daß etliche Personen sich um dasselbe gesammelt hatten. Nun dachte ich, ich könnte mit ihnen eben so gut vom Boote aus reden, indem ich dann von Allen besser konnte gesehen werden; und da das Ufer des Ganges sich nur nach und nach erhebt, so konnte ich von den darauf stehenden Leuten besser gehört werden. Ich fing deshalb an, die Leute, die in einem Halbkreis um das Boot herstanden, anzureden, fand aber bald, daß ich meine Stimme mehr erheben müsse; denn der Kreis der Zuhörer erweiterte sich, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich nach einer halben Stunde mehr als 3000 Personen vor mir stehen hatte. Nachdem ich anderthalb Stunden gesprochen hatte, sehnte ich mich nach Erholung. Diese wurde mir auch zu Theil, indem gerade mein Mitarbeiter, Missionar Stolzenberg, zum Boote zurückkam. Erstaunt über die Menschenmasse, die hier zusammengedrängt stand, nahm er einen Traktat, und las daraus vor; ihn löste ein dritter Missionar ab, und so predigten und lasen wir abwechselungsweise bis 12 Uhr. Da erklärte ich meinen Collegen, daß ich nicht länger fortfahren könne, sondern der Ruhe bedürfe. Auch sie sagten dasselbe von sich. „Nun denn,“ sprach ich, „so will ich die Menge entlassen.“ — Sofort sagte ich den Leuten, daß wir müde und erschöpft seien und nicht länger mit ihnen reden könnten. Die Leute erwiederten: „Seid Ihr müde, so gehet hinein, leget Euch nieder und ruhet; auch wir wollen am Ufer niedersitzen und ruhen, denn wir sind den ganzen Vormittag da gestanden.“ Wir folgten ihrem Rath, nahmen einige Erfrischung zu uns, legten uns nieder und schliefen aus großer Ermüdung bald ein. Wir hatten kaum etwa eine halbe Stunde geschlafen, als ich durch ein Geräusch

geweckt wurde. Als ich mich nach der Ursache umschaute, sah ich zwei Männer in die Cabine treten. Ich fragte, was sie wollten. Nach etlichen linkschen Entschuldigungen sagte Einer von ihnen: „Mein Herr, die Leute draußen senden uns zu Euch; sie meinen, Ihr hättet nun genug geschlafen, Ihr sollt nun wieder heraus kommen und ihnen noch mehr davon sagen, was Gott für sie gethan habe.“ — Was konnten wir nach einer solchen Einladung machen? Wir gingen wieder hinaus und predigten fort bis 4 Uhr Abends. Am folgenden Tag waren wir wieder von halb 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends in derselben Weise beschäftigt; die Leute hörten die ganze Zeit mit der größten Aufmerksamkeit zu, ja Viele standen bis um die Kenden im Wasser, um uns recht nahe zu sein und ja kein Wort aus unserm Munde zu verlieren. Noch steht mir das Bild eines jungen Mannes vor Augen, der eine lange Zeit hindurch sich mit den Händen an unserm Boote hielt, um nicht vom Strome fortgerissen zu werden, und seine Augen unverrückt auf den Prediger heftete. Es war eine herrliche Zeit! So lange die Aufregung dauerte, fühlte ich die Folgen des angestregten Redens nicht, aber als jene vorüber war, konnte ich 14 Tage lang kaum ein vernehmliches Wort sprechen. Und doch, wenn eine ähnliche Gelegenheit wiederkehren sollte, — und ach, daß derselben viele wiederkehrten! — so würde ich gerade wieder so handeln, wie damals, und fortreden, so lange der Herr Kraft und Gnade dazu darreicht.

Ein andermal war eine Messe in Bescheschwar. Wir giengen Morgens dahin, um zu sehen, was gethan werden könnte. Herr Smith nahm den Katechisten Tri-loke, und ich meinen Nationalgehülfsen Johannes mit. Der Zusammenlauf der Leute war groß, und sie zeigten Be-

reitwilligkeit zum Hören. Wir durchwanderten die ganze Messe und predigten im Laufe des Tags an 6 verschiedenen Stellen, so daß wir etwa 12 Stunden lang mit Reden und Predigen beschäftigt waren. Auf unserm Heimweg sagte Johannes zu mir: „Nun, mein Herr, heute haben wir unser Brot verdient; denn wir haben wacker gepredigt.“ — „Es ist wahr,“ erwiderte ich, „wir haben viel gepredigt; aber glaubst du, daß wir es auch in solcher Gebetsstimmung gethan haben, wie wir sollten?“ — „Ja,“ entgegnete er, „aber wer ist dazu tüchtig?“ — Da er dieß mit großer kindlicher Einfalt sagte, so sprach ich ihm Muth zu, und wir flehten dann gemeinschaftlich um Segen für das ausgestreute Wort.

### 18. Das Fest Namlela.

Alljährlich findet nahe bei Benares ein Fest statt, welches Namlela heißt, d. h. Feier des Sieges über Ceylon durch Ram.\*) Dieses Fest hat freilich, wie die Braminen versichern, viel an Bedeutung verloren, in Folge der Art und Weise, wie es gegenwärtig gefeiert wird. Es wird nämlich jedes Jahr ein mächtiger Riese aus Papier gemacht, und derselbe in einen Hofraum gestellt, der von einer Mauer aus Lehm eingeschlossen ist; letztere ist oben mit Papier gedeckt. Das Ganze soll die Festung des Riesen vorstellen. In früheren Jahren befanden sich innerhalb der Mauer Leute, welche die Festung vertheidigten.

\*) Vergleiche Seite 97.

gen sollten; die Heerschaaren des Ram aber, die theilweise als Affen verkleidet waren, sollten das Schwert in der Hand, die Festung stürmen und so den Riesen überwinden. Hin und wieder floß dabei Blut. Seit einigen Jahren jedoch hat die Regierung erlaubt, daß auch Sepoys, d. h. die eingebornen Soldaten, die in der englischen Armee dienen, daran Theil nehmen. Statt daß diese nun, wie bisher, den Riesen mit Pfeil und Bogen angreifen, die Festung erstürmen und den Riesen mit dem Schwerte entzwei hauen, wenden sie die neuen Fortschritte in der Kriegskunst auch bei diesem Feste an; sie sprengen mittelst einer Mine durch Schießpulver die Festungsmauern in die Luft, und schmettern den Riesen mit ein paar Sechspfündern nieder.

Eines Tags nun begab ich mich zu diesem Fest nach Ramnagar nahe bei Benares auf der rechten Seite des Ganges, wo dasselbe gefeiert wurde. Ramnagar ist die Residenz des Königs von Benares, und soll einst eine noch heiligere Stadt gewesen sein, als selbst Benares. Um diesen Vorzug aber kam es nach der Sage der Braminen durch folgenden Vorgang: — Es lebte nämlich ein gewisser Heiliger in Ramnagar, durch dessen Aufenthalt daselbst die Stadt heiliger zu werden drohte, als selbst Benares, in welcher der Gott Schiwa seinen Haupttempel hatte. Schiwa, besorgt für den Ruhm seines Namens und seiner Stadt, theilte seinem Sohne Ganesch seine Furcht mit. Dieser nahm es sofort über sich, den obigen Heiligen in Ramnagar zu überlisten. Er nahm Menschengestalt an, wurde Schüler des Heiligen und fragte eines Tags diesen seinen Meister: „was wird aus dem Menschen, der in Ramnagar stirbt?“ — „Er kommt in den Himmel,“ war die Antwort. Dieselbe Frage wiederholte

er sofort neunundneunzig Mal und erhielt immer die gleiche Antwort; als er aber zum hundertsten Mal die Frage stellte, verlor der Heilige die Geduld und rief im Unwillen: „Es wird ein Esel aus ihm!“ — So wird nun ein Feder, der in Ramnagar stirbt, zu einem Esel. Deshalb besitzen die Könige auch Häuser in Benares, obschon sie in Ramnagar gewöhnlich residiren, und wenn Einer krank wird, so eilt er über den Fluß, um in Benares zu sterben. In diesem Ramnagar also kamen wir Morgens 7 Uhr an, in der Absicht, etwa zwei Stunden daselbst zu bleiben. Um 9 Uhr aber fanden wir, daß wir noch nicht wegkommen konnten, da die Leute viel Aufmerksamkeit und Begierde zeigten; wir kauften deshalb etwas geröstete Erbsen zu unserm Frühstück und blieben dort bis zum Abend, fortwährend mit Predigen und Disputiren beschäftigt. Nachdem wir 10 Stunden lang hart gearbeitet hatten, sagte ich zu meinem Katechisten: „Ich muß ein wenig ruhen, ehe wir nach Hause gehen,“ und setzte mich ruhig auf einen Stein nieder. Während ich da saß, rief mir plötzlich eine Stimme zu: „Hast Du heute wacker gepredigt?“ — Ich wandte mich um, zu sehen, wer es sei, und erblickte des Nadscha's Vater, welcher die Regentschaft während seines Sohnes Minderjährigkeit führt.\*) Ich antwortete: Ja, Nadscha; ich habe den ganzen Tag gearbeitet.

„Was machst Du hier?“

---

\*) Nadscha heißt König. Gegenwärtig aber haben diese Nadschas keine Gewalt mehr, da die Engländer die Macht in ihre Hand genommen haben. Wohl aber beziehen diese Schattenkönige noch große Pensionen, und treiben königlichen Luxus.

Ich ruhe ein wenig aus.

„Auf welche Weise willst Du nach Hause zurückkehren; ich sehe keinen Wagen für Dich.“

Gerade so, wie ich gekommen bin; ich werde zu Fuße nach Hause gehen.

„Puh, sagte er, die Entfernung ist weit; willst Du einen meiner Elephanten besteigen? Du siehst, hier ist einer.“

Du darfst mir das nicht zweimal sagen, Radscha, erwiderte ich; ich nehme Dein Anerbieten gerne an. — Damit bestieg ich den angebotenen Elephanten mit meinem Katechisten, der hinter mir Platz nahm. Ich hatte kaum 10 Worte mit dem Radscha gesprochen, als seine Hofgelehrten mich auf ihren Elephanten umringten, um mich an jedem religiösen Gespräch mit demselben zu verhindern. Sie fragten mich: „Kennst Du eine dummere Nation, als die Engländer?“

Nun, antwortete ich, es giebt viele dumme Nationen in der Welt, und es mag vielleicht etliche geben, die noch etwas einfältiger sind, als die Engländer. Wenigstens haben letztere ihre Einfalt und Unwissenheit durch ihre Dampfmaschinen, Papiermühlen und Luftballone bewiesen. \*)

„Oh,“ erwiderten die Gelehrten, „wir meinen nicht in weltlichen Dingen, denn darin sind sie klug genug;

---

\*) Als die Hindus die erste Papiermühle sahen, sagten sie, das Papier entstehe durch Zauberei. Vor Kurzem war auch ein Engländer zu Benares in einem Luftballon in die Höhe gestiegen, wobei die Leute sagten: Wenn er ein Hindu wäre, so würden sie glauben, er sei ein Gott, da es den Naturgesetzen zuwider laufe, daß ein Mensch fliege.

sondern wir meinen in Sachen der Religion. Da haben sie ein altes Buch, das sie Bibel nennen, und an dieses Buch glauben sie. Nach dem, was in diesem Buche steht, soll die Welt nur 6000 Jahre alt sein, während doch im Satjug (d. h. goldenen Zeitalter) ein einziger Radscha allein 10,000 Jahre regierte! Welch ein Unsinn, welche eine Unwissenheit ist es, an ein so thörichtes Buch zu glauben!"

Dieser Beweis gegen die Bibel wäre allerdings schlagend genug: wenn Ein Radscha im Satjug 10,000 Jahre regierte, so kann die Welt nicht erst seit 6000 Jahren bestehen. Ich erwiderte deshalb: Was versteht Ihr unter dem Satjug?

"Wenn Du dieses Wort nicht verstehst," war die Antwort, "so geben wir Dir den guten Rath, erst in die Schule zu gehen und das A, B, C zu lernen, und dann komm' und lehre uns."

Damit habt Ihr mir, erwiderte ich, das Wort nicht erklärt, und ich muß meine Frage wiederholen: was versteht Ihr unter Satjug?

"Lerne Du deine Grammatik, unwissender Mensch," riefen sie, "und dann komm' und unterweise uns!"

Wohl, sagte ich, da Ihr mir das Wort nicht erklären wollt, so muß ich es selbst thun. Sat bedeutet wahr, und jug oder jog bedeutet Zeitalter; somit bedeutet Satjug das wahrhaftige Zeitalter, d. h. das Zeitalter, in welchem es keine Sünde gab.

"Ja, ja," riefen sie einmüthig, "das Zeitalter, wo es keine Fremdlinge gab, keine Thronräuber, die unsern Königen Land und Leute wegnahmen. Als unsere eigenen Fürsten noch regierten, da waren es glückselige Zeiten!"



Nun, erwiderte ich, wie Ihr wollt! Aber bitte, wann lebten und regierten doch Kutsch, Bara und Marsing, welche nach Eurer Lehre Götter in Menschengestalt waren?

„Im Satjug,“ — war die Antwort.

Aber was war ihre Aufgabe auf Erden? — fuhr ich fort.

„Die Sünde zu vernichten!“ erwiderten jene.

Aber, Ihr lieben Herren, wenn es ja Sünder auf Erden gab, so gab es auch Sünde, und wenn es Sünde gab, was wird dann aus Euerm Satjug?

Da riefen sie Alle: „Wer war die Jungfrau Maria?“ — Dieß ist eine ganz andere Frage, erwiderte ich, die ich Euch nachher beantworten will; meine jetzige Frage ist: Wenn es Sünde im Satjug gab, was wird dann aus Euerm Satjug?

Statt einer Antwort schrien sie laut: „Wer war Joseph, wer war Joseph?“

Da ich darauf keine Antwort geben wollte, so legte sich nun der Radscha in's Mittel und sagte: „Bunditen, ich habe ruhig Euerm Gespräch und den Beschimpfungen zugehört, die Ihr auf diesen Herrn gehäuft habt, und wundere mich nur, wie er so gelassen und gleichmüthig dabei bleiben konnte. Er legt Euch jetzt die einfache Frage vor, die mir bisher noch nie aufgefallen ist, was aus dem Satjug werde, wenn es in demselben schon Sünde gab? Nun wünsche ich selbst die Antwort darauf zu wissen.“ — Sie aber schrien wiederum: „Wessen Vater war Joseph?“

Da wandte sich der Radscha zu ihnen und sagte: „Das sind elende Kunstgriffe, Bunditen! Erst antwortet dem Herrn auf seine Frage, und wenn Ihr's nicht im

Stunde seid, so bekennet Eure Unwissenheit und fraget ihn, vielleicht wird er Euch die Antwort geben.“

Radscha, entgegnete ich, auf diese Frage giebt es eigentlich keine Antwort; denn es gab nie etwas dergleichen, was Ihr Satjug nennet. Seitdem Adam fiel, war auch Sünde in der Welt. Da es aber nie einen Satjug gab, was wird aus Eurer Zeitrechnung?

„Ich kann diese Frage nicht beantworten,“ sagte der Radscha; „meine Punditen müssen es thun.“ —

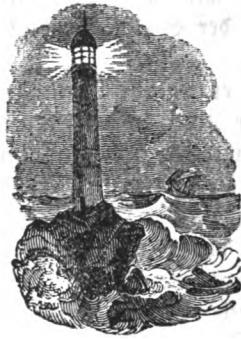
Sie können es auch nicht, erwiederte ich; denn Eure Schasters (d. h. heilige Bücher) sind im Irrthum, Eurem Hause fehlt das Fundament, deshalb kann es nicht bestehen. Die Zeitrechnung der Bibel ist die allein wahre und steht unerschütterlich fest.

Die Punditen wollten mich öfters unterbrechen, der Radscha aber rief ihnen jedesmal zu: „Punditen, wenn es im Satjug schon Sünde gab, was wird aus dem Satjug?“

Inzwischen kamen wir bei seinem Palaste an. Er bat mich, mit ihm einzutreten. Ich willigte ein. Zwei Stühle wurden gebracht, und nachdem wir uns gesetzt hatten, rief er die Punditen und hieß sie auf den Boden sich niedersetzen. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Nun sag' uns etwas über Christus und Maria!“ — Ich fragte ihn, ob ich über Christi menschliche oder göttliche Natur etwas reden soll? „Ein wenig von beiden,“ war die Antwort. Dann öffnete ich mein Testament, las Joh. 1, 1—14. und legte nach dieser Stelle in kurzen Zügen den ganzen Rath Gottes dar. Die Punditen, welche jetzt sehr aufmerksam waren, wollten mich hin und wieder unterbrechen, aber der Radscha brachte sie sogleich durch die einfache Frage zum Schweigen: „Wenn es im Satjug

Sünde gab, was wird aus dem Satjug?“ — Nachdem ich die Erklärung der Stelle geendigt hatte, kehrte ich nach Hause zurück.

Manchmal ist es wahrhaft ergreifend, die gespannte Aufmerksamkeit der Leute in den Kapellen wahrzunehmen. Eines Tages predigte ich in einer Kapelle vor einer ungewein großen und aufmerksamen Versammlung. Während ich sprach, trat ein reicher Muhamedaner ein, mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern. Er rauchte seine Pfeife fort, bei welcher nach indischer Art der Rauch durch Wasser geht und dadurch abgekühlt wird. Das eigenthümliche Raschen des Wassers in der Pfeife störte uns Alle, und doch wollte ich ihn nicht gerne vertreiben durch die Bitte, das Rauchen einzustellen. Allein seine Aufmerksamkeit wurde bald festgehalten, das Rascheln der Tabakspfeife wurde seltener, er setzte sich auf eine Bank, seine Hand, welche die Tabakspfeife hielt, sank ihm nach und nach auf die Kniee, und endlich hörte er ganz auf zu rauchen. Hinter ihm setzten sich die Diener und horchten mit ganzer Aufmerksamkeit zu, während es nicht Einem von ihnen einfiel, ihrem Herrn die Pfeife abzunehmen. Er blieb sitzen, die Augen fest auf mich geheftet, mit der einen Hand auf der Bank ruhend, mit der andern das Mundstück der Pfeife haltend, und rührte sich nicht  $\frac{3}{4}$  Stunden lang. Als ich zu Ende war, stand er auf und gieng, ohne ein Wort zu reden, nachdenklich mit seinen Dienern weg. So haben sich mir mehr als einmal die Worte des Apostels bestätigt, wenn er sagt: „So sei Euch denn kund gethan, daß den Heiden gesandt ist das Heil Gottes, und sie werden es hören.“ — (Ap. Gesch. 28, 28.)



### 19. Was für Berge ein Missionar zu übersteigen hat.

Obgleich uns viel Aufmerksamkeit geschenkt und unsre Predigt von den Leuten meist verstanden wird; ja, obgleich sie uns gerne hören und gewöhnlich unsre Parthei nehmen, wenn man uns angreift, so bin ich doch weit entfernt, die Schwierigkeiten, die sich uns täglich entgegen stellen, zu übersehen oder gering anzuschlagen. Diese Schwierigkeiten aber sind doppelter Art: Widerstand von Außen und Prüfungen von Innen.

Was das Erstere betrifft, so ist der Widerstand des Volkes gegen uns vielfacher Art. Die Eingebornen haben von Kindheit an ihre eigenthümlichen Religionsvorstellungen eingefogen, und sind von den sündlichen Sitten und Gewohnheiten ihres Landes, wie z. B. des Kastenwesens, der Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts u. s. w. ganz verstrickt. Wie natürlich ist es, daß sie mit aller Macht an diesen Vorstellungen und Sitten festhalten, und sogar die Ketten, womit Satan sie gefangen hält, durch

allerlei schlaue und scharfsinnige Gründe zu vertheidigen suchen! Die Muhamedaner sagten mir oft: wenn Gott selbst vom Himmel herab käme und erklärte, der Koran sei nicht wahr, sie würden ihm nicht glauben; — und die Hindus werden nicht leicht zugeben, daß sie Götzen anbeten, sondern sie behaupten, sie beten Gott an, den das Götzenbild darstelle. „Wir können nicht,“ sagen sie, „geradezu zu Gott kommen, wir müssen einen Mittler haben.“ — Bei der Vertheidigung dieser ihrer Vorstellung erlauben sie sich jede Art von schlaudem Ausweichen, von Verstellung und Lüge. Dessenungeachtet aber sind sie nicht im Stande, gegen die einfache Wahrheit des Evangeliums das Feld zu behaupten. Wenn sie das Evangelium zum ersten Mal hören, so nehmen sie es fast ohne Ausnahme mit Freuden auf, und ich kann mich nicht eines Beispiels erinnern, daß ein Hindu Einwendungen gemacht hätte, ehe er Zeit fand, die Wirkungen des Evangeliums auf sein eigenes Herz zu empfinden. Erst dann, wenn er fühlt, daß das Evangelium einen andern Menschen aus ihm machen will, beginnt der Widerstand.

Die Muhamedaner gehen jederzeit darauf aus, den Kampf auf unser eigenes Gebiet hinüber zu spielen, und die christliche Glaubenslehre anzugreifen. Da ist es hauptsächlich die Lehre von der Dreieinigkeit, die sie zum Ziel ihres Angriffs machen; und da sie das entscheidende Ansehen der heiligen Schrift nicht anerkennen, so stehen wir bei diesem Kampfe im Nachtheil, was sie wohl wissen. Denn die Lehre von der Dreieinigkeit kann nicht aus Vernunftgründen hergeleitet oder bewiesen werden, sondern ist geoffenbart und dem Glauben anheimgegeben. Vor etlichen Jahren begab ich mich mit dem theuern Knechte Christi, dem sel. Bowley, auf eine Missions-

wanderung nach Eschupra. Hier trafen wir einen Muhamedaner, der mit der christlichen Kirchengeschichte wohl bekannt war. Der Nachmittag wurde zu einem Religionsgespräch mit ihm bestimmt. Da nahm ich bald wahr, wie schlau er den lieben Bowley von einem Gegenstand zum andern verlockte, bis er endlich auf die Lehre von der Dreieinigkeit kam. Gegen diese ließ er nun alle menschlich vernünftigen Gründe und Einwendungen gleich schwerem Geschütz auffahren. Zur Begründung und Veranschaulichung dieser geheimnißvollen Lehre mag man wohl anführen, wie ja auch der Mensch aus Leib, Seele und Geist bestehe und doch nur Einen Menschen und nicht Drei ausmache, — wie ferner das Feuer auch aus der Feuermaterie, aus Licht und Wärme besteht, und wie diese unzertrennlich sind und Keines vor oder nach dem andern da ist; aber dieses Alles kann die Dreieinigkeit doch nicht beweisen und erklären, sie ist und bleibt ein Geheimniß, das in der Schrift geoffenbart und Sache des Glaubens ist. — Nachdem man sich 2 Stunden herumgestritten hatte, erhoben sich die Muhamedaner mit den Worten: „Drei sind Eins und Eins sind Drei, das ist eine neue Rechenkunst!“ — Zuletzt riefen sie mit lautem Jauchzen drei Mal: „Groß ist Gott, und Muhamed ist sein Propheet. Die Christen sagen, es gebe drei Götter! Falsche Religion! Menschliche Erfindung! Die Muhamedaner sagen, es gebe nur Einen Gott, darum haben sie die wahre Religion!“ — Dies wiederholten sie dreimal. Ich konnte ihren Triumph nicht ertragen, und deshalb wollte ich in Gottes Namen noch einen Schlag unter sie wagen. Ich sprang auf einen Stuhl, öffnete mein Testament und las Jak. 2, 19: „Du glaubest, daß ein einiger Gott ist, du thust wohl daran; die Teufel glauben's auch, und zittern.“

Dann rief ich dreimal, wie sie gethan, so laut als ich konnte, aus: „Die Teufel glauben, daß ein einiger Gott ist, darum haben sie die wahre Religion!“ — Darauf verließen wir den Platz. Die gelesene Stelle aber hatte ihre Wirkung gethan: denn Tags darauf kamen die Leute in unser Boot, und wollten noch mehr über jene Stelle hören, worauf ihnen Bowley das Wesen und die Merkmale der wahren Religion auseinander setzte.

Manchmal greifen sie uns nur darum an, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen, oder um den Eindruck zu verwischen, den unsre Predigt auf die Zuhörer gemacht hatte. So hatte ich eines Tags über die Liebe Gottes gepredigt, wie sie sich an armen Sündern in Christo geoffenbart habe. Als ich zu Ende war, trat ein Muhamedaner hervor und fragte mich, ob ich ihm eine Bitte gestatten wolle? Ich erwiderte: Gerne, wenn ich sie erfüllen kann; laß sie hören! Dann begann er: „Meine Bitte ist die, daß Du, ehe Du wieder hieher kommst, uns zu unterweisen, zuerst Logik studirest, denn deine Predigt war in logischer Beziehung erbärmlich schlecht, und Schlüsse, wie Du sie gemacht hast, sind erstaunlich verkehrt.“ — Wie so, erwiderte ich; bitte, erkläre Dich näher!

Dann wiederholte er den Hauptinhalt meiner ganzen Predigt und fragte mich dann, ob er mich recht verstanden habe?

Ich antwortete: „Du hast mich ganz recht verstanden, und ich wundere mich nur, wie Du eine ganze Predigt so gut behalten konntest, obschon sie nichts Anders war, als eine Anhäufung von unlogischen unzusammengehörigen Sätzen. Doch laß hören, was Du weiter zu sagen hast!“

„Du hast behauptet,“ erwiderte er, „daß wir Alle von Adam, dem ersten Menschen, der gesündigt hat, ab-

stammen; daß in Folge davon wir Alle Sünder seien; denn wie der Baum, so die Frucht, wie die Schlange, so ihr Junges, wie die Quelle, so das Wasser, — was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch. — Du hast ebenfalls behauptet, daß, da die Menschheit sich nicht selbst helfen könne, ein Heiland nothwendig sei, dieser Heiland und Erlöser aber sei Jesus Christus; er sei in die Welt gekommen, geboren von einem Weibe, die Sünder zu erlösen; er sei vom Samen Davids, welcher war vom Samen Abrahams, — und ich nehme es als zugestanden an, daß David und Abraham von Adam abstammen. Nun betrachte einmal Deine Schlussfolgerung. Du sagst, daß alle Menschen, die von Adam stammen, Sünder sind; ich komme von Adam, folglich bin ich ein Sünder; — dieß ist folgerichtig und logisch. Wiederum sagst Du: alle Menschen, die von Menschen geboren sind, sind Sünder; Christus stammt von Adam und ist von einem Menschen geboren, folglich war er — kein Sünder! Wenn dieß logisch ist, so weiß ich nicht mehr, was logisch sein soll!“ —

Gut, sagte ich, glaubst Du wirklich, daß Jesus Christus ein Sünder war?

Er erwiderte: „dieß hat nichts mit der Beweisführung zu thun.“ Da ich aber darauf bestand, daß diese Frage zur Sache gehöre, und ich sie deßhalb wiederholte, so sagte er: „Ich habe das Neue Testament aufmerksam gelesen, und wenn es irgend einen Menschen ohne Sünde gab, so war es Jesus Christus.“

Gut denn, fuhr ich fort, so steht meine Logik fest, und was dünket dich? Wenn Gott die Gestalt eines Menschen annimmt, wird er wohl eine sündliche Natur, oder einen Leib ohne Sünde annehmen?



„Wenn Gott Mensch würde,“ erwiderte der Muhamedaner, „so müßte er gewißlich einen sündlosen Leib annehmen, weil er seine Heiligkeit nicht aufgeben kann. Aber daß Christus Gott war, ist ein Punkt, den ich nicht zugeben kann.“ —

Aus den Einwendungen, welche von den Leuten zuweilen gegen unsre Vorträge gemacht werden, geht hervor, daß sie die Grundwahrheiten des Christenthums gar wohl verstehen. Vor einigen Jahren hatte ich eine Reihe von Disputationen mit etlichen gelehrten Muhamedanern über die wichtigsten Punkte der wahren Religion. Zuletzt setzten wir einen Tag fest, an welchem ausgemacht werden sollte, ob die muhamedanische oder die christliche Religion die wahre sei. Ich ging mit meinem Katechisten an den bezeichneten Ort. Auf dem Wege dahin sagte letzterer zu mir: „Heute ist ein muhamedanisches Fest; — ist es wohl rathsam, dahin zu gehen?“ Ich erwiderte: „Wir haben es versprochen, und ich wüßte keinen Grund, es nicht zu thun.“ — Als wir an Ort und Stelle ankamen, fanden wir eine große Menge Muhamedaner beisammen. Sie hatten einen Sprecher ausgesondert, der das Wort führte. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fing er an: „Es wäre nutzlos, wenn ich einen Beweis führen wollte, ohne zuerst gewisse Grundsätze festgestellt zu haben, die wir Beide als richtig anerkennen. Denn ich könnte stundenlang geredet, und das Christenthum in seiner Wichtigkeit dargestellt haben, und am Ende würdest Du sagen: „Ich gebe deine Bordersätze nicht zu“ — und so wäre die ganze Beweisführung nutzlos. Deshalb will ich vor Allem zwei Sätze aufstellen; diese magst Du entweder zugeben, oder sie verwerfen und andere aufstellen. Sie lauten so: Die Versöhnung durch Christus ist der Mittelpunkt

der christlichen Religion, um welchen sich alle übrigen Wahrheiten bewegen; und: — die Gottheit Christi ist der Grundpfeiler, auf welchem das Ganze ruht. Ist's nicht also?

„Ja wohl,“ erwiderte ich.

Dann fuhr er fort: „Wenn ich nun beweisen kann, daß die Lehre von der Versöhnung eine rein menschliche Erfindung, und daß Christus nicht Gott ist, — habe ich dann das Christenthum über den Haufen geworfen oder nicht?“

Allerdings wäre das Erstere der Fall, erwiderte ich.

„Nun denn,“ sagte er wieder, „ob ich fortfahre, muß ich zwei andere Sätze in Betreff der Versöhnung aufstellen, die Du ebenfalls zugeben oder verwerfen kannst, wie Du willst; im letztern Fall beliebe nur andere aufzustellen. Die Versöhnung durch Christum gilt entweder allen Menschen oder nur den Erwählten; oder ist noch ein dritter Fall möglich?“ —

Nein, erwiderte ich. — Dann rief er das Volk zu Zeugen auf, daß ich diese Sätze zugegeben habe, und führte nun, in der schönsten und beredtesten Sprache etwa eine halbe Stunde lang seine Beweisführung durch, indem er zugleich durch Gleichnisse seine Ansichten möglichst anschaulich und einleuchtend zu machen suchte. Der Hauptinhalt seiner Beweisführung war folgender: — Wir Alle sind Sünder, Schuldner vor Gott, Empörer; Gott hat uns in das Gefängniß der Sünde verschlossen, worin wir bleiben müssen, bis wir unsre Sünden bezahlt haben. Da nun aber kein Mensch seine Schulden bezahlen konnte, so kam Christus, der Sohn Gottes, um unsre und aller Menschen Schulden zu bezahlen. Dieß ist ganz klar, denn (indem er ein N. Testament aufschlug) es stehet geschrieben 1. Job. 2, 2: „Derselbige ist die Versöhnung für

unsre Sünden, nicht allein aber für die unsern, sondern auch für der ganzen Welt Sünden;“ — und Hebr. 2, 9 heißt es: „daß er für Alle den Tod schmeckte.“ — „Aber,“ fuhr er fort, „wenn Christus die Schulden aller Menschen bezahlt hat, und Gott doch noch Etliche, deren Schulden schon bezahlt sind, gefangen hält, so ist er ungerecht! — Zwar hier wirst Du mir zu entwischen suchen und sagen, daß Christus nicht für alle Menschen, sondern nur für die auserwählten gestorben sei. Laß einmal sehen! Wenn Christus nicht für alle Menschen starb, wenn Gott nicht für die Rettung aller Menschen sorgte, wenn Gott nicht im Sinne hatte, Alle selig zu machen, sondern unter den Allen nur Viele meinte, und wenn er nun doch Etliche straft, weil sie nicht erlöst sind, indem er sie nicht erlösen wollte, so ist er ungerecht! So ist klar, daß die Lehre von der Erlösung, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, Gott zu einem ungerechten Wesen macht. Eine Lehre aber, welche gegen eine der göttlichen Eigenschaften streitet, kann nicht von Gott, sie muß von Menschen sein. Deshalb ist die Lehre von der Versöhnung eine menschliche Erfindung!“ —

Auf dieß hin erhoben die Muhamedaner ein lautes Freudengeschrei und riefen dreimal: Groß ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet! Dann überschütteten sie mich und meinen Katechisten mit aller Art von Beschimpfung: wir seien Betrüger, die das Volk schändliches Zeug lehren, menschliche Erfindungen als göttliche Wahrheit anbieten, die Leute irre leiten, ihnen den Frieden rauben und sie in's Verderben stürzen. — Wir blieben stille.

Nach einiger Zeit nahm der Sprecher das Wort wieder auf und sagte mit viel Selbstgefälligkeit zu mir: „Du siehst, meine Beweisführung ist klar, logisch, un-

widerleglich, wie Du selbst anerkennen mußt. Ich gehe nun an die Widerlegung der Gottheit Christi; dazu bedarf es nur einiger weniger Fragen. Wäre Christus Gott gewesen, so hätte er wissen müssen, daß nur Wenige an ihn glauben würden, während die übrigen nur Namenchristen sind. Denn obgleich es viele Engländer giebt, so sind doch nicht Alle wahre Christen. In Secrole z. B. giebt es etwa 170 Engländer, von denen nur zwei wahre Christen sind, (er nannte die Namen) — oder weist Du noch einen Dritten?" Ich erwiderte: es ist nicht meine Sache, über die Herzen der Menschen zu richten; ich überlasse das Gott.

„Das heißt ausweichen und entweichen,“ rief er; „wolltest Du die Wahrheit reden, so würdest Du sagen: ich weiß nur zwei wahre Christen in Secrole und nicht mehr.“ — Da fielen wieder etliche Andere mit Beschimpfungen über mich her, und ließen sich derb über das Betragen der Europäer in Indien aus. Dann fuhr er fort: „Hätte Christus gewußt, daß nur so Wenige an ihn glauben würden, er wäre nimmermehr für die Wenigen gestorben; aber eben weil er es nicht wußte, so starb er doch. Dieß beweist aber, daß er nicht allwissend war, und wenn er nicht allwissend war, so war er nicht Gott.“

Auf dieß erscholl abermals ein lautes Triumphgeschrei. Ich blieb stille, bis der Lärm sich legte. Dann erhob ich mich und sagte meinem Gegner, daß ich seine Beredsamkeit, seine schöne Sprache und seine einleuchtende Beweisführung bewundere; nur hätte ich gemeint, sie hätten besser ihr Siegesgeschrei verschoben, bis sie den Kampf gewonnen hätten. Denn nach meiner Ansicht hätte der Wortführer weder die Lehre von der Versöhnung erschüttert, noch den Grundpfeiler, auf welchem das Christenthum ruhe, gestürzt.

„Ich glaube von ganzem Herzen,“ fuhr ich fort, „an die Stellen, die Du aus dem N. Testament angeführt hast. Daß Christus nicht bloß für unsere Sünden starb, sondern für die Sünden der ganzen Welt, — daß Gott nicht bloß wünschte, daß alle Menschen selig werden, sondern daß er auch die Mittel zur Seligkeit aller Menschen hergab, — daß Christus das Lamm Gottes war, das der ganzen Welt Sünde trug, — daß er wirklich den Tod für alle Menschen schmeckte, — dieß Alles ist mein fester und unerschütterlicher Glaube. Ferner glaube ich, daß Christus die Thüre unsers Gefängnisses geöffnet hat, daß er selbst in dasselbe hereintrat und den Gefangenen sagte, daß sie nimmermehr durch sich selbst herauskommen können, da sie weder Kraft, noch Willen dazu hätten. Er aber bot ihnen Beides an, Willigkeit das Gefängniß zu verlassen, und Kraft herauszugehen; Er wollte sie unter seine Flügel sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt. Als er gen Himmel gefahren war, sandte er seine Apostel, und nach ihnen eine Reihe von Lehrern und Predigern, welche der Welt die Botschaft von dem in Christo vollbrachten Heil verkündeten. Diejenigen nun, welche dieser Botschaft nicht bloß mit dem Munde, sondern von Herzen glaubten, und ihm deßhalb nachfolgten, haben das Gefängniß der Sünde verlassen und wurden von ihm, dem Herzog ihrer Seligkeit, zur Freiheit und Herrlichkeit geführt.“ — „Und nun,“ fuhr ich fort, „Er hat auch mich gesandt, und im Namen Gottes, als Botschafter an Christi Statt, bitte ich Euch: laffet Euch veröhnen mit Gott! Glaubet an Ihn, und Ihr werdet selig werden, und da Ihr von Euch selbst weder Kraft noch Willen habet zu glauben, so bittet um Gnade, und der Herr wird es Euch schenken! Aber Viele sagen: Wir wollen nicht, daß Dieser

über uns herrsche," — und dann führte ich in der Sprache der Gefangenen die Haupteinwendungen der Muhamedaner auf. „Zulezt“ — fuhr ich dann fort, „steht der König auf, um zu sehen, ob noch immer Gefangene im Kerker liegen, und siehe, da findet er das Gefängniß noch halb voll. Und nun, nachdem er so viel für die Gefangenen gethan hat, ist die Frage: hat er ein Recht, sie zu strafen, oder nicht?“ —

Noch ehe ich bis zu dieser Frage in meiner Ansprache gekommen war, hatte sich ein gelehrter Muhamedaner auch bei uns eingefunden; er war ein schöner, großer Mann mit einem ehrwürdigen Angesicht, und ein langer, schneeweißer Bart hing über seine Brust. Er stand mit verschlungenen Armen da, mit dem linken Fuß etwas vortretend. Er hatte die muhamedanische Beweisführung nicht angehört. Jetzt aber, als ich die obige Frage mit erhobener Stimme vorbrachte, drängte er sich durch den Haufen und rief mit geballten Fäusten und großer Entrüstung: „Kann da doch irgend eine Frage sein, ob er ein Recht hat, diese Rebellen zu strafen? Freilich hat er es! Diese Bursche verdienen eine doppelte Strafe: für's Erste, weil sie des Königs Schuldner und Rebellen sind, aber vor Allem, weil sie das Erbarmen und Mitleid des Königssohnes verachtet haben!“ —

Ich schaute umher auf die Versammlung und sagte: „Ich brauche nichts hinzuzufügen, Ihr selbst habt das Urtheil ausgesprochen! Seid Ihr damit zufrieden?“

„Ja,“ riefen sie Alle; „aber wie verhält sich's mit der Gottheit Christi?“

In diesem Punkte wußte ich nicht recht, wie ich dem Herzen eines Muhamedaners nahe kommen könnte. Ich seufzte daher innerlich zum Herrn, und Er ließ mich nicht

allein. „Ihr habt,“ sagte ich, „diesen Gegenstand durch Fragen und Antworten erörtert; ich will Euerm Beispiel folgen. Als Gott die Welt erschuf, — wußte Er, daß nur Wenige an ihn glauben, und alle Uebrigen Götzendiener\*) sein werden?“ —

„Natürlich wußte das Gott,“ war die Antwort.

„Und doch hat Er, wie Ihr sehet, die Welt erschaffen. So hat Gott, ehe er die Welt erlöste, auch gewußt, daß nur Wenige an ihn glauben werden, — obwohl ihrer eine große Schaar ist, die Niemand zählen kann, (Off. 7, 9.) — und doch hat er die Welt erlöst. Wäre Christus ein Mensch gewesen, wie Ihr oder ich, so wäre er allerdings nimmermehr für die Wenigen gestorben; aber Er war Gott, und Gottes Liebe ist höher als Menschenliebe.“

Da sie mit dieser Antwort zufrieden waren, so stieg ich auf einen Stuhl und predigte über Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w., wobei ich sie mit Wärme und Inbrunst bat, dem Geist Gottes nicht zu widerstreben, sondern zu glauben. Als ich zu Ende war, riefen Etliche aus: „Du bist der beste Mensch, den wir gesehen haben; wie Schade ist's, daß Du kein Muhamedaner bist!“ — Ein armseliges Compliment, dachte ich, blieb aber stille. Mein Katechist aber faßte sie bei diesem Worte an und sagte: „wenn er bereits der beste Mensch ist, was würde er gewinnen, wenn er ein Muhamedaner würde? Lasset mich aber Euch den Rath geben, Christen zu werden, damit auch Ihr solche gute Menschen werden möget.“

---

\*) Die Muhamedaner thun sich viel darauf zu gut, keine Götzendiener zu sein.

Hier schloß die Verhandlung, und von da an hatte ich keine Disputationen mehr mit diesen Leuten, bemerkte aber nachher öfters den Wortführer und etliche Andere, die dabei gewesen waren, Stunden lang mit der größten Aufmerksamkeit unsern Predigten zuhören.



## 20. Noch Etwas von den Nothständen eines Missionars.

Wenn jene ruhigeren Disputationen das Einzige wären, womit der Missionar in Indien zu kämpfen hätte, so wäre das noch zu ertragen. Aber der Teufel greift ihn noch auf schärfere Weise an.

Es giebt nemlich in Benares auch etliche Personen, die man Erzfeinde nennen könnte. Wohl wissend, daß sie durch Vertheidigung ihrer eigenen Religionslehren nichts gewinnen können, lesen sie fleißig das N. Testament, um darin irgend Etwas ausfindig zu machen, was ihnen Grund und Anhalt zu einem Angriff gegen uns geben könnte. Einer davon liebte es namentlich, uns vor einer größern Volksmenge aufzufordern, ein Wunder zu thun. Eines



Tags wurde ich in hohem Grade von ihm belästigt. Beständig forderte er mich auf, ein Wunder zu verrichten. „Laß uns ein Wunder sehen! ein Wunder laß' uns sehen!“ rief er und schob einen Blinden vor mich hin; — „da, da ist ein Gegenstand, an dem Du deinen Glauben bewähren kannst!“ kreischte er. Ich blieb ruhig. Er aber zerrte mich am Rock und gebrauchte die schändlichste Sprache gegen mich. Nachdem er eine Zeitlang so fortgemacht hatte, rief ich aus: „Ich habe so eben ein erstaunliches Wunder verrichtet.“

„Was, was,“ schrie er, „was kannst Du thun, Du Narr?“

„Das Wunder, das ich so eben verrichtet,“ sagte ich, „ist, daß ich deinem Schelten ruhig zugehört und dein schamloses Benehmen getragen habe, ohne unwillig zu werden.“

„Recht so, das ist wahr!“ rief das Volk um mich her und wandte sich zu dem Manne mit den Worten: „Nun ist's aus mit deinem schändlichen Betragen, fort mit Dir!“

An einem andern Tage kam derselbe Mensch und sprach zu mir, recht wie ein Herodianer oder Sadducäer: „Ich weiß, daß du ein Christ und überdies ein Prediger des Evangeliums bist; nun aber finde ich im N. Test. geschrieben (Marc. 16, 17—20), daß diejenigen, welche an Christum glauben, Wunder verrichten können; denn das wahre Merkmal, das Christus selbst von seinen Jüngern gegeben hat, ist nach jener Stelle, daß sie Wunder thun können. Sei nun so gut und zeige uns ein Wunder, damit wir erkennen, daß Du ein wahrer Christ seiest; kannst Du aber es nicht, so bleib' zu Hause und werde erst selbst ein Christ, und dann komm' und lehre Andere.“

Ich erwiderte, daß es in jener Stelle nicht heiße, daß alle Christen Wunder thun müssen; er aber fiel mir rasch ein und rief: „Du sollst mir nicht ausweichen, — die Stelle sagt einfach: „Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind diese.“ Hier ist von Allen die Rede, die da glauben.“ — Am folgenden Tag kam er wieder, begleitet von zwei Muhamedanern, und wiederholte seine Behauptung, daß das einzige Merkmal eines wahren Christen sei, daß er Wunder thun könne, — ich aber vermöge dieß nicht, somit sei ich kein wahrer Christ. Wenn ich es aber vermöge, so sei hier ein blinder Mann, dem ich das Gesicht wieder geben solle. Ich erwiderte nun: „laß uns die ganze Stelle betrachten; denn ein richtiger Schluß daraus hängt von der richtigen Erklärung derselben ab. Du sagst, Wunder seien das einzige Merkmal eines wahren Christen. Ich behaupte aber, daß dem nicht also ist, und damit stimmt das Wort Gottes überein; denn erstens: es giebt viele Stellen, die ebenfalls Etwas ganz allgemein aussagen, was doch durch andere Stellen wieder beschränkt wird, wie z. B. Matth. 10, 22: „Ihr müisset gehasset werden von Jedermann;“ — zweitens, wenn jene Zeichen, die den Gläubigen nach der von Dir angeführten Stelle folgen werden, die einzigen Merkmale eines wahren Christen wären, so könnten Weiber und Kinder keine wahren Christen sein und hätten somit keinen Theil am Himmelreich: denn wir lesen nirgends, daß Weiber oder Kinder Wunder gethan haben; — drittens, viele von den ersten Christen, welche doch Heilige genannt werden, wären nach deiner Behauptung keine wahren Christen gewesen: denn als Tabitha starb, konnten sie sie nicht wieder in's Leben rufen, sondern mußten Petrum kommen lassen,

(Apg. 9, 36—42.); — viertens, die Apostel selbst wären keine wahren Christen gewesen, denn sie konnten nicht zu jeder Zeit Wunder verrichten, wie ja Paulus den Trophimus krank zu Milet ließ (2 Tim. 4, 20.), und Epaphroditus war todtkrank (Phil. 2, 27); — fünftens, Viele werden Wunder verrichten und doch keine wahren Christen sein (Matth. 7, 23.), denn der Herr wird zu ihnen sagen: „Weichet von mir, ihr Uebelthäter!“ — sechstens, der Herr hat uns das Merkmal eines wahren Christen angegeben, das Jeder an sich tragen muß, der ein Christ sein will, und dieses ist Liebe: „„dabei wird Jedermann erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt!““ (Joh. 13, 35.) „Du siehst,“ schloß ich nun, „daß deine Behauptung zu viel beweist, und deshalb nichts beweist.“ — Er gieng hinweg, ob aber überzeugt, weiß ich nicht. Ich hätte ihm auch noch sagen können, daß es nie der Wille Gottes war, daß alle Christen Wunder thun. Denn die Kirche ist der Leib Christi; ein Leib aber hat viele Glieder und nicht jedes Glied hat dieselben Dienste zu verrichten, sondern ein jegliches hat zu thun, wozu es der Herr berufen hat. So hat Gott Etliche bestimmt zu Aposteln, Etliche zu Propheten, Etliche zu Lehrern, Etliche zu Wunderthätern u. s. w. Ich aber bin Lehrer und kein Wunderthäter.

Viele Feinde des Evangeliums wissen wohl, daß sie durch Disputiren nichts gewinnen, und greifen deshalb zu andern Mitteln, uns aus dem Felde zu schlagen. Ich erinnere mich, daß ich dreimal buchstäblich vom Plage weggelacht wurde. Die Leute schrieen, lachten, spotteten und lästerten; nachdem ich es eine Zeit lang still ertragen hatte, mußte ich endlich das Feld räumen. Vor mehreren Jah-

ren verloren wir öfters ganze Versammlungen aufmerk-  
 samer Zuhörer bloß dadurch, daß die Braminen den Leuten  
 befahlen, auseinander zu gehen. Jetzt freilich gelingt  
 ihnen dieß nicht mehr. Als ich eines Tages, kurz vor  
 meiner Abreise von Benares, irgendwo predigte, wollte  
 sich ein Bramine durch den Haufen drängen, aber Nie-  
 mand machte ihm Platz. Darauf erhob er seine Hand  
 und rief: „Ich spreche meinen Fluch aus!“ Auf dieß er-  
 wiederte ein Mann aus niederer Kaste: „Nur immer zu!  
 wären deine Flüche von irgend einer Wirkung, so hättest  
 du längst diesen Herrn weggeschickt; aber da steht er noch  
 immer und predigt wider Euch.“ Ein anderes Mal gieng  
 ich auf einen offenen Marktplatz in Benares, und dispu-  
 tirte mit Hindus. Als sie nun nichts mehr zu antworten  
 wußten, schriegen sie wie aus Einem Munde mehrere Mi-  
 nuten lang: „Groß ist Ram, denn er hat Lanka (die In-  
 sel Ceylon) erobert!“ — Endlich unterbrach sie ein alter  
 Bramine und rief mit einer tiefen Bassstimme: „Ihr  
 Narren, was schreit ihr da? Wenn Ram darum Gott ist,  
 weil er Ceylon erobert hat, was wollet ihr aus den Eng-  
 ländern machen, die nicht bloß Ceylon, sondern ganz In-  
 dien erobert haben?“

Auf eine andere Weise wurde ich eines Tages in einer  
 unserer Kapellen gestört. Ich predigte nämlich vor einer  
 aufmerksamen Versammlung, und der Herr war mit uns;  
 allein zwei Muhamedaner konnten es nicht länger aushal-  
 ten und fiengen an zu spotten, zu fluchen und zu lästern.  
 Ich bat sie Stille zu sein und versprach ihnen, jede ihrer  
 Fragen zu beantworten, wenn sie mich mit meiner An-  
 sprache zu Ende kommen ließen. Dieß wiesen sie zurück.  
 Dann sagte ich zu ihnen: wenn sie sprechen müßten, so  
 sollen sie 10 Minuten lang sprechen. Aber auch in dieß

wollten sie nicht eingehen, indem sie erklärten, sie seien entschlossen uns zu stören. Da ich sah, daß ich nichts mit ihnen ausrichte, berief ich mich auf die Versammlung und fragte sie, ob es nicht billig sei, daß Jemand in seinem eigenen Hause reden dürfe, ohne gestört zu werden. Zwei eingeborne Soldaten, die in der Versammlung waren, riefen sogleich: „Gewiß, gewiß!“ wandten sich zu den zwei Muhamedanern und hießen sie stille sein. Auf dieß wurden die Muhamedaner ganz wüthend und fiengen an, die Soldaten mit giftigen Worten aufzureizen. Diese aber ergriffen die beiden Bösewichter und warfen sie zur Kapelle hinaus. Ich hatte gerade noch Zeit hinauszueilen, um ihnen eine Tracht Schläge zu ersparen. Nachdem ich beide Parthien zur Ruhe gebracht, folgten mir die Soldaten wieder in die Kapelle; die Muhamedaner aber riefen zur Thüre herein: „wir wollen Dich bald zum Schweigen bringen, Bursche!“ — und warfen die Thüre zu; ich aber nahm den Faden meiner Rede wieder auf. Etwa 20 Minuten lang hatte ich wieder gesprochen, und die Gemüther waren eben wieder recht zur Fassung und Sammlung gekommen, als es an der mir gegenüber liegenden Thüre, welche wegen des blendenden Sonnenscheins immer geschlossen ist, klopfte. Man öffnete und herein trat — ein Affe in dem Aufzug eines europäischen Soldaten; er gieng auf zwei Beinen auf mich zu, nahm seine Mütze ab, machte eine tiefe Verbeugung, grinste höchst lächerlich mich an und zog wieder ab. Die ganze Versammlung brach in ein schallendes Gelächter aus, und ich selbst konnte mich des Lachens nicht enthalten, so tief es mich auch schmerzte, daß es diesen Dienern des Satans gelungen war, den Eindruck, welchen das Wort Gottes auf die Gemüther gemacht hatte, zu verwischen. Es

war unmöglich, meine Ansprache weiter fortzusetzen; ich mußte mein Buch zumachen und nach Hause gehen.

Zuweilen brauchen die Leute auch Gewalt, um Andere vom Glauben abzuhalten. So geschah es eines Tags, als ich zu Mirzapur predigte, daß ich mit einem sehr aufmerksamen Fakir zusammentraf. Ich legte ihm in einer langen Unterredung den Heilsweg auseinander, auf welchem er zum wahren Frieden kommen könnte und schloß mit den Worten: „Du magst von einem Wallfahrtsort zum andern durch ganz Indien reisen, und doch wirst Du der gewünschten Glückseligkeit nicht näher sein.“ — Etwa zwei Jahre später, als ich eben in einer Kapelle zu Benares predigte, drängte sich ein Fakir durch die Menge, stellte sich vor mich hin und sagte: „Kennst Du mich?“ — Nein, antwortete ich. — „Wie,“ rief er, „Du kennst den Fakir nicht mehr, mit dem Du vor zwei Jahren in Mirzapur sprachst?“

Ja, nun erinnere ich mich Deiner, antwortete ich. Und hast Du Frieden für Deine Seele gefunden?

„O nein,“ antwortete er, „und nun bin ich zu Dir gekommen, um zu erfahren, was ich thun muß, um selig zu werden.“

Ich erinnerte ihn nun an das, was ich früher mit ihm gesprochen hatte, und wies ihn zu Christo, der einzigen Quelle des Friedens. Während ich so mit ihm sprach, riefen seine Genossen plötzlich aus: „Komm hinweg! es ist alles Lüge, was dieser Mensch sagt!“ — Der arme Mann aber antwortete: „Nein, auf unsrer Seite ist die Lüge; er hat mir die Wahrheit gesagt, und nun will ich bei ihm bleiben und den Weg des Friedens lernen.“ — Als nun Jene sahen, daß gute Worte nichts fruchteten, so brauchten sie Gewalt; er aber umfaßte eine Säule in

der Beranda, umklammerte sie mit Händen und Füßen und rief: „Laßt mich! laßt mich! ich mag nicht mit Euch gehen!“ — Allein sie rissen ihn hinweg und ich sah ihn nie mehr.

## 21. Missionar Knorpp's Heimgang.

Noch muß ich eine andere Quelle von Prüfungen nennen, welche nicht zu den geringsten gehören, — es ist die Hinwegnahme unserer Mitarbeiter aus dieser Zeit. Wenn es schon in der christlichen Heimath schmerzlich empfunden wird, wenn der Herr einen tüchtigen, treuen Arbeiter aus seinem Weinberge abrufte, so wird eine solche Lücke, die der Tod eines Missionars macht, noch viel tiefer und schmerzlicher gefühlt. Je weniger unsrer sind, die wir unter den Millionen Indiens arbeiten, um so größer ist der Verlust eines einzigen Streikers; je mehr es uns Bedürfnis ist, in Mitten einer gräuelvollen göpdienerischen Welt die Gemeinschaft mit einem treuen gläubigen Bruderherzen zu genießen, desto tiefer schneidet die Wunde, wenn ein Bruder uns von der Seite gerissen wird. Man fühlt sich dann einsamer, verzagter, verlassener als je, und man ist zu jedem Kleinglauben mehr als sonst versucht. Nie werde ich den Schmerz vergessen, den der Hinscheid meines theuern Bruders Knorpp und seiner Gattin im Jahr 1839 auf mich machte. Wir hatten zusammen im Missionshause zu Basel unsre Vorbereitungsstudien gemacht, waren mit einander nach England

gegangen, mit einander nach Indien über das große Weltmeer gefahren, mit einander in unsre Arbeit in Benares eingetreten. Da plötzlich ruft ihn der Herr von meiner Seite, zu einer Zeit, wo er gerade in voller Thätigkeit und in brünstiger Hingebung sich in sein Werk hineingearbeitet hatte! Gottes Wege sind geheimnißvoll! —

Mein theurer Bruder Knorpp war von Stuttgart gebürtig, ein Sohn frommer gottesfürchtiger Eltern, die ihn in der Furcht Gottes auferzogen. Als er herangewachsen war, kam er zu einem Handwerker in die Lehre, und zwar zu einer Zeit, wo er scheinbar noch nichts von der Gnade an seinem Herzen erfahren hatte. Aber die mächtigen Predigten des seligen Ludwig Hofacker, jenes auserwählten Rüstzeuges des Herrn, dessen Predigtbuch noch heute Tausenden zum Segen ist, schlugen auch an sein Herz und brachten ihn zur Erkenntniß der Sünde; und von nun an ruhte er nicht, bis daß er den Frieden in Christo Jesu gefunden hatte. Jetzt aber erwachte in ihm mit unwiderstehlicher Gewalt der Trieb, das erkannte Heil auch Andern mitzutheilen, und besonders den armen Heiden, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes wandeln, das Wort vom Kreuze zu verkünden. So trat er in die Missionsanstalt in Basel ein, wo er drei gesegnete Jahre im Kreise seiner übrigen Brüder verlebte und zu seinem wichtigen Berufe sich vorbereitete. Darauf trat er mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Verbindung, und erhielt in London mit mir nach einiger Zeit den Auftrag, nach Benares zu ziehen. Wir trafen mit einander an dem Orte unsrer Bestimmung ein. Schon nach 9 Monaten war er im Stande, seine erste Predigt in der Sprache der Eingebornen vor den Heiden zu halten, und von der Zeit an war es Tag und Nacht



sein innigstes Herzensanliegen, aus den Hindus und Muhamedanern Seelen für den Heiland zu werben. Im November 1834 verband er sich mit der wackern, frommen Jungfrau West aus London, welche ihm eine liebende und treue Gehülfin in Haus und Amt, und Mutter von zwei lieblichen Kindern wurde.

Im Jahr 1838 fieng seine Gesundheit an zu wanken, und als ich eines Tages von einer kleinen Missionswanderung zurückkehrte, fand ich den theuern Bruder sehr schwach und angegriffen. Er wünschte sehr, für eine oder zwei Wochen zu seiner Erholung eine Luftveränderung zu machen, um eine Krankheit, die er herannahen fühlte, abzuwenden. Allein die Umstände ließen dieß nicht sogleich zu, und so brachten wir noch eine glückliche Woche mit einander zu Hause zu. Da ich mit Knorpp und seiner Frau unter einem Dache wohnte, so waren wir sehr viel bei einander, und nie hatte ich die beiden Geschwister so ernst und brünstig in Liebe und Gebet gesehen, als damals; sie bereiteten sich sichtbar zum Himmel vor. Ein heiliger Ernst ruhte auf Knorpp's Stirne, während seine Gattin liebender als je war. Noch erinnere ich mich mit Rührung daran, wie sie mir für meine Rückkunft einige kleine Ueberraschungen mit der zartesten Aufmerksamkeit bereitet hatte, und ihr Gatte und ich konnten nicht umhin, über ihre erfinderische Liebe zu lächeln. —

Endlich kam die Zeit, wo sie ihre beabsichtigte Luftveränderung vornehmen konnten. Während ihrer Abwesenheit erhielt ich mehrere Briefe von ihnen, worin sich eben so sehr ihr heißes Sehnen nach dem Kommen des Reiches Christi, als eine zarte Liebe gegen mich aussprach. In einem derselben ruft der theure Selige, nachdem er über seine Untüchtigkeit geklagt, aus: „O daß ich die Liebe

eines Johannes, den Eifer eines Paulus und die Kraft eines Goliath hätte!" Auch in den Briefen der Frau Knorpp sprach sich ein brennendes Verlangen aus, mehr zur Ehre Gottes, mehr in Gemeinschaft mit ihm zu leben. —

Nach 14 Tagen kehrten sie zurück, aber keines von Beiden hatte, wie mir schien, an Kraft gewonnen. Knorpp war sichtbar schwächer geworden; dagegen versicherte seine Gattin, sie habe sich in ihrem Leben nie besser gefühlt als jetzt. —

Da der theure Bruder täglich kränker wurde, so drang ich in ihn, mit einem Arzte zu sprechen, was er auch Freitags den 9. März that. Dieser hielt die Krankheit nicht für gefährlich; was mich jedoch bei der Sache ängstlich machte, war ein böser Husten, den er hatte. Zugleich bemerkte ich, daß auch die Gesundheit von Frau Knorpp mehr angegriffen wurde. Ihre blühenden Wangen wurden blasser, ihre Augen matt und ihr Gemüth niedergeschlagen, was mich beunruhigte. Bald verloren Beide den Appetit. Am 10. mußte Knorpp das Bett hüten, was seine arme Gattin sehr ängstigte; ihr Ausdruck dabei war: „Mein Mann wird sterben.“ Zwei Tage und zwei Nächte hindurch war sie unausgesetzt mit seiner Pflege beschäftigt, und so sehr ich auch in sie drang, sich nicht zu sehr anzustrengen, so ließ sie sich's doch nicht nehmen. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich den Tag, nachdem Knorpp bettlägerig geworden war, erhielt: — Beide schlummerten neben einander, er bläß wie der Tod, sie glühend von dem Fieber, das in ihren Adern wüthete. An jenem Abend bat ich dringend, mir zu erlauben, daß ich Bruder Knorpp in jener Nacht abwarten dürfte, aber sie wollte es nicht zugeben.

Am folgenden Dienstag, als ich aus der Stadt vom Predigen zurückkehrte, fand ich sie sehr fieberkrank, gleichwohl wollte sie ihrem Gatten auch noch ferner abwarten; dagegen erklärte ich mich aber entschieden, und ließ ihr nun ein Lager im anstoßenden Studirzimmer zurechtmachen, auf welchem sie sich niederlegte. Von dieser Stunde an saßen Beide sich nie mehr in dieser Welt. Im Laufe des Tages stieg bei ihr fortwährend das Fieber, doch schlug der Arzt ihr Unwohlsein nicht hoch an, indem er es, wie wir Alle, bloß für die Folge der Anstrengung und der Gemüthsaufrregung erklärte. Dabei verordnete er, daß Beide sich möglichst ruhig verhielten. Ich gieng von einem Krankenzimmer zum andern, und suchte jedem, so viel mir möglich war, geistige und leibliche Erquickung zu reichen.

Am Mittwoch Nachmittag kam Frau Knorpp aus ihrem Zimmer rasch auf die Stelle zu, wo ich saß, und sah mich mit unbeschreiblicher Angst an. Ich lächelte ihr freundlich zu, worauf sie wieder weggieng; aber wenige Minuten darauf rief sie mich und sagte: „wie ich hier auf meinem Bette lag, trat mein geliebter Mann vor mich, als wäre er im Begriff auszugehn. Er war in großer Eile und wollte mich küssen; als ich aber zauderte, verschwand er.“ Bei diesen Worten weinte sie heftig und fügte hinzu: „er ist todt.“ Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Seelenangst sie das erzählte; auch ich war tief ergriffen, suchte ihr aber begreiflich zu machen, wie das Alles nur Folge einer aufgeregten Einbildungskraft sei.

Am Donnerstag nahm die Krankheit bei Beiden eine ernste Wendung, und ich erkannte, daß meine Kraft der Aufgabe nicht gewachsen sei. Deshalb nahm ich dankbar das freundliche Anerbieten unserer theuern Missionsbrüder

an, sich mit mir in die Pflege unserer lieben Kranken zu theilen. Gegen 8 Uhr Abends wollte ich mich eben zurückziehen, nachdem ich 4 Nächte lang nicht geschlafen hatte: als ich aber dem theuern Kranken noch etwas Gersten Schleim reichte, bemerkte ich zu meinem tiefen Kummer, wie sich sein Angesicht verändert und seine Zähne festgeschloffen hatten, und wie seine Augen starr geworden waren. Der Tod schien sich über seine ganze Leibeshülle zu verbreiten. Sogleich verordnete der Arzt ein Pflaster auf den Kopf. Darauf legte ich mich sehr erschöpft nieder, obgleich der Gedanke an meinen sterbenden Bruder mich doch nicht schlafen ließ. Um 1 Uhr ließ man mich rufen, weil man sein Sterbestündlein vorhanden glaubte: wir beteten mit ihm, und auch er betete. Am Anfang jener Nacht schien ihm der Blick in die Ewigkeit sehr düster; aber als ich ihn jetzt wieder sah, war alles hell und licht vor ihm. Nun gab er den Knechten herzliche Ermahnungen, sprach mit mir deutsch, und rief dann: „Komm Herr Jesu, komme bald!“ Auf die Frage, wie es ihm gehe, erwiderte er: „In meiner Seele ist Friede — Friede — Friede, vor mir leuchtet ein helles Licht! Ich könnte dir mehr sagen, aber es ist nicht nöthig!“ Sein Angesicht strahlte vor himmlischer Freude, und Jedermann mußte erkennen, daß des Herrn Gnade mit ihm sei. Einige Zeit darauf sagte er mir auf deutsch: „Ach, es hält schwer, bis der Lebensfaden durchschnitten ist! Ich werde sterben, es ist keine Hoffnung zum Leben mehr; noch um ein Kleines, und ich werde beim Herrn sein.“ Ich konnte vor Weinen nichts antworten, er war ganz ergeben, und sah mit freudiger Sehnsucht seiner Auflösung entgegen. — Der Arzt hat mich nun, Frau Knorpp von der Gefahr zu unterrichten, in welcher ihr Gatte sei, und sie auf den

letzten Schlag vorzubereiten. So gieng ich zu ihr und erzählte ihr Alles, was in der Nacht vorgegangen war. Sie hörte mit stiller Freude und gespannter Aufmerksamkeit zu, und rief dann: „O wie selig ist's, in solch einer Stimmung zu sein, so zum Eingang in die Ewigkeit gerüstet zu sein! Aber er wird sterben und nicht wieder genesen, wenn er schon diesen Morgen etwas besser ist!“ Dann fügte sie hinzu: „Ich hoffe der Herr wird mich noch nicht hinwegnehmen; denn ich bin noch nicht vorbereitet: ich habe nicht genug gebetet, oder war nicht so treu, wie ich hätte sein sollen.“ Ich wies sie auf Jesum hin als den allgenugsamen Heiland solcher untreuer Sünder wie wir sind; auch bereitete ich sie auf die schmerzliche Kunde von ihres Gatten Heimgang vor, indem ich ihr sagte, daß die Rückkehr des Fiebers, wenn er schon jetzt besser sei, ihm den Weg zum Himmel wohl öffnen möchte. Sie sah mich ruhig an und sagte: „Ich bin darauf bereit, und war es von Anfang an.“

Unser Bruder Anorpp siechte noch eine Zeit lang so hin; aber am Sonntag den 25. März wurde er sehr schwach, und da er sein Ende nahe glaubte, ließ er mich rufen. Er war vollkommen bei Besinnung, aber konnte nicht reden, deshalb verlangte er Bleistift und Papier und schrieb in wenigen Worten seinen letzten Willen nieder. Dann wollte er auch seinem theuern Weibe schreiben, aber da ich sah, wie es ihn zu sehr anstrenge, nahm ich ihm das Papier weg.

Von da an phantasirte er oft, wobei es ihm bald vorfam, er liege in heißem Sand, bald er liege im Feuer oder zwischen glühenden Steinen. Auch seine theure Gattin wurde sehr krank, in 6 Tagen hatte sie kaum eine Stunde geschlafen; Arzneien wirkten wenig oder nichts.

Ich verzweifelte an ihrem Aufkommen, und doch hoffte ich wider Hoffnung; sie aber ahnte sichtbar ihr nahendes Ende, und bat mich, nach ihrem Tode alle ihre Papiere zu vernichten; dann rief sie aus: „Ich sterbe! ich sterbe! Aber ich weiß, der Herr wird mir Gnade für Recht widerfahren lassen und mich zu sich nehmen!“

Ich selbst litt, wie man sich denken kann, unbeschreiblich, nicht sowohl körperlich als geistig; doch wie mein Tag, so war meine Kraft. Ich konnte oft mit meinem Gott reden, als wie von Angesicht zu Angesicht, und dies war mein Trost. Aber obschon der Geist willig war, so war doch das Fleisch schwach, und ich war deshalb sehr dankbar, daß alle meine theuern Missionsbrüder abwechselnd mich unterstützten. Auch ihre Gattinnen pflegten Frau Knorpp Tag und Nacht, und als diese so schwach wurde, daß sie die Abwartung ihres Kindleins aufgeben mußte, nahm Frau Mather dasselbe freundlich zu ihrem eigenen Kinde. Der Herr wird diesen theuern Brüdern und Schwestern reichlich vergelten, was sie in jenen Tagen der Trübsal an uns gethan haben.

Um diese Zeit wurde auch ich von demselben bösarigen Fieber ergriffen, und ich legte mich mit der festen Ueberzeugung nieder, daß ich nicht wieder aufstehen werde. Deshalb nahm ich Abschied von meinem theuern sterbenden Bruder, der gerade bei voller Besinnung war, mit der Gewißheit, daß wir einander in dieser Welt nicht mehr sehen werden. Auch sahen wir einander nicht mehr, indem ich für mehrere Tage gefährlich krank wurde, und als mein Unwohlsein aufs höchste gestiegen war, verschied unser theure Bruder Knorpp. Sein Ende war Friede; bis in den letzten Augenblick blieb ihm die Aussicht in die Ewigkeit helle. Die zwei letzten Stunden athmete er

schwer; dann aber schlief er sanft ein. Es war mir nicht gestattet ihm die Augen zuzudrücken und seine Leiche zur Ruhe zu geleiten; das schnitt mir tief in's Herz, aber der Herr war mein Trost. Nie in meinem ganzen Leben war Er mir so fühlbar nahe, als in jenen Tagen: Thränen des Schmerzes und der Freude mischten sich in einander, und ich konnte nicht umhin auszurnfen:

„O daß ich tausend Zungen hätte,  
 Und einen tausendfachen Mund,  
 So stimmt' ich damit um die Wette  
 Von allertiefstem Herzensgrund  
 Ein Loblied nach dem andern an,  
 Von dem was Gott an mir gethan.“

Sobald ich etwas besser war, eilte ich zu unserer armen Frau K n o r p p. Sie hatte von meiner Krankheit gehört, aber von dem Tod ihres Gatten erfuhr sie nichts in diesem Leben. Einmal zwar fragte sie nach ihm, aber es ward ihr keine Antwort gegeben. Wie mag sie sich gefreut haben, ihn schon im Himmel zu finden, bereit sie dort zu bewillkommen. Ich war etwa 2 Stunden bei ihr, sie war vollkommen bei Besinnung und sagte, daß es ihr besser gehe, mir aber schien sie dem Ende nahe. Wir schieden mit Thränen. Furcht und Hoffnung kämpfte in meinem Gemüthe, aber die erstere herrschte vor, und am Morgen, als ich erwachte, erfuhr ich, daß ihr Geist seine irdische Hülle verlassen habe und zu den ewigen Wohnungen droben geeilt sei. Ihre Krankheit nämlich nahm nach meinem Abschied eine entschiedene Wendung: sie klagte gerade wie ihr seliger Gatte darüber, daß sie in Ketten und heißem Wasser liegen müsse; auch sie athmete 2 Stunden lang schwer, und entschlief dann sanft

am 2. April, 4 Tage nach ihrem Gatten. Ihr Angesicht zeugte auch im Tode von dem Frieden, der ihre Seele bei ihrem Hinschiede erfüllt haben muß; sie schien über meine Thränen zu lächeln. Am folgenden Tage wurde sie beerdigt und ruht nun zur Linken ihres geliebten Gatten; dort schlummern sie neben einander, bis die Posaune des Erzengels sie erwecken wird. —

Die Krankheit beider Geschwister war ohne Zweifel das Faulfieber, das gleich im Anfang die wichtigsten Lebensorgane ergriff. Tag und Nacht waren unsere theuern Missionsgeschwister mit unermüdlicher Sorge und Treue um sie beschäftigt, zwei treffliche Aerzte waren beinahe beständig um sie, und heiße Gebete stiegen in unsern Kapellen wie in den Kämmerlein zum Throne Gottes für sie empor: aber es gefiel dem Herrn, uns dießmal nicht zu erhören. Wir werden hernachmals verstehen, was uns jetzt geheimnißvoll erscheint, und das ist genug. Diese schmerzlichen Verluste aber weckten in mir ein stärkeres Verlangen als je, mehr zur Ehre Gottes zu leben und fester mich an Den anzuklammern, von dem auch der Tod uns nicht scheiden kann. Mögen wir den Tod dieser Gerechten sterben, und möge unser Ende sein wie ihr Ende! —

Diese tiefen Schmerzen, durch die der Missionar hindurch zu gehen hat, sind in der That groß; und doch sind sie noch immer nicht die schwersten Nothstände, mit denen er zu kämpfen hat. Es ist wahr, das Kastenwesen unter den Hindus ist ein furchtbares Bollwerk gegen die Missionsarbeit, die Versunkenheit des weiblichen Geschlechts, der nachtheilige Einfluß des bösen Beispiels, das durch europäische Christen in Indien gegeben wird, — dieß Alles sind große Hindernisse im Werke der Mission. Aber das Schwerste, was der Missionar durchzukämpfen hat,



sind die innerlichen und geistlichen Prüfungen; sie greifen das Herz und Gemüth des Missionars an, und nagen an seinem geistlichen Leben, an seinem Glauben, seiner Liebe und seiner Hoffnung. Um dieß zu verstehen, muß man sich lebendig in die Lage eines Missionars hineinversetzen, muß in seine Gefühle, in seine Freuden und Sorgen; in sein Wohl und Wehe, in seine Arbeiten und Gebete mitfühlend eintreten. Siehe, da steht er in einer ungeheuren Stadt mitten unter einer halben Million Menschen. Er wandelt durch dieß Menschengewimmel dahin und fühlt doppelt, wie Nichts er ist. Er betrachtet das Loos von Tausenden, welche nie die Stimme eines Missionars erreicht hat, noch erreichen wird; sie haben Alle eine unsterbliche Seele, die entweder gerettet wird oder verloren geht. Er sieht Haufen von Menschen sich um einen Göztempel herschaaren; und um welchen Gözen? — Der Missionar darf den Namen desselben nicht aussprechen, ohne das Gefühl zu verletzen, so schandbar ist auch nur das Wort. Er sieht eine andere Menschenmasse, welche im Begriff ist, der blutdürstigen Göttin Durga blutige Opfer darzubringen. Der Missionar versucht sie anzureden und ihnen den Weg des Heils zu zeigen; aber man achtet seiner nicht, oder man lacht und spottet. Traktate, die er vertheilt, werden angenommen, aber bald vor seinen Augen in Stücke zerrissen und unter die Füße getreten. Der Name Gottes wird gelästert, die Liebe des Vaters verachtet, das Blut des Bundes für unrein gehalten und die Warnungen des heiligen Geistes abgewiesen. Er sieht, wie der Satan noch ungeschwächt herrscht, und seine Knechte zur Sünde, Lästerung, Verzweiflung und Tod führt! Der Missionar fährt in geduldiger Arbeit fort, aber er sieht mit Kummer, wie auch das Volk in

seinem Widerstand fortfährt. Endlich wird er unter der Glut einer tropischen Sonne matt und erschöpft, und bricht von der Anstrengung seiner Arbeit zusammen; zu dem Allem fühlt er sich allein, verlassen und nutzlos in dieser Welt. Tage, Wochen, Monate und Jahre voll mühseliger Arbeit sind dahin geschwunden, und die Gesundheit und Kraft des Körpers ist gebrochen. Er hat nach dem Maße seiner Kraft das Wort der Wahrheit treu verkündigt, aber keine Frucht gesehen. Das ungläubige Herz fängt an zu verzagen, und Satan flüstert ihm zu, daß all' sein Predigen umsonst sei, ja daß er nicht an seinem rechten Plage sich befinde. Er schaut sich sehnsuchtsvoll bei seinen Brüdern in der Heimath nach mitfühlenden Herzen um, — und siehe, Viele sprechen ihm nur ihr Befremden aus, daß seine Arbeit keine Frucht getragen. Man erwartet von ihm glänzende Berichte von großen Erfolgen, während er nichts zu erzählen weiß, als daß der Himmel über ihm Erz und die Erde unter ihm Eisen sei. Er erwartet Mitgefühl, aber er hört nur die zweifelnde Frage, ob er sein Werk auch zweckmäßig ausgerichtet und treu gearbeitet habe? Er trauert und seufzt. — Doch dieß ist noch nicht Alles: der Missionar muß täglich die Greuel des Götzendienstes vor seinen Augen sehen, und gleichsam eine von Lastern und Sünden verpestete Luft einathmen; er soll Jahre lang sich verlachen und verhöhnen lassen, und doch nicht gegen das Wohl seiner unglücklichen Umgebungen gleichgültig werden; er soll ein tiefes Gefühl von dem Greuel des Götzendienstes bewahren, die Laster des Heidenthums sollen ihm nichts Gewohntes werden, er soll den Haß und Spott der Leute mit Liebe vergelten; während sie ihn für ihren Feind achten und ihm fluchen, soll er in heiliger Liebe fortfahren, sie

zu warnen und zu ermahnen, und nicht müde werden im Wohlthun; je mehr sie dem heiligen Geiste widerstreben, desto dringender soll er Christum predigen, desto heißere Thränen über ihre Sünden weinen, desto ernster für sie sehn; — und das Alles soll er mit einem Herzen, das zu allen Irrwegen geneigt, das so leicht kalt und gleichgültig wird; — dieß, dieß sind die größten Schwierigkeiten und Prüfungen des Missionslebens! Und wahrlich, nicht Einer vermöchte Solches durchzumachen ohne täglichen Zufluß der Gnade, ohne die beständige Leitung der göttlichen Weisheit und ohne Unterstützung durch göttliche Kraft. O, wie schwer ist es, allezeit die Wahrheit in Liebe zu reden! wie schwer, Menschen zu lieben, an denen man nichts sehen kann, als was sie verächtlich macht! Wahrlich, nur der allmächtige Gott voller Gnade und Erbarmung kann den Missionar aufrecht erhalten und durch alle jene Nothstände unversehrt durchführen!



## 22. Wie das Wort des Herrn nicht leer zurückkehrt.

Ungeachtet dieser Kämpfe und Hemmungen von außen und innen ist doch der allgemeine Eindruck unter dem Volke der, daß das Evangelium den Sieg davon tragen

werde. „Ihr werdet gewinnen,“ sagen sie, „und wir Alle werden Christen werden.“ — Vor zehn Jahren, als wir unser Werk in Benares begannen, sagten uns die Leute hie und da: „Ihr thätet besser daran, wieder nach Hause zu gehen; denn was steht Ihr da und gebet Euch Mühe mit uns? Kein Mensch wird Euch glauben.“

— Aber, wie lautet ihre Sprache jetzt? Jetzt sagen sie: „Wir wissen, daß es Euch gelingen wird, und daß wir Alle noch Christen werden. Würdet Ihr, wie andere vernünftige Leute handeln, und etwa unsere religiösen Gebräuche und Ceremonien mit Spott und Hohn angreifen, würdet Ihr gegen unser Baden im Ganges, gegen unsere heiligen Waschungen und unsere Götter losziehen, — kurz, würdet Ihr unser Gebäude beim Giebel abzubrechen anfangen, so wäre uns nicht bange: denn wir würden eben so schnell wieder aufbauen, als Ihr niederreißet. Aber, wie machet Ihr es? Statt unsre Religion direkt anzugreifen, findet Ihr Euch täglich an derselben Stelle ein und prediget da Euer Evangelium, und nichts als Euer Evangelium und abermals Euer Evangelium; und dadurch untergrabet Ihr das Fundament unsers Gebäudes. Ist Euch aber dieß einmal gelungen, so wird bald das Ganze mit fürchterlichem Krachen zusammenstürzen.“ —

Die Hindus fürchten Nichts so sehr, als die Predigt von Christo dem Gekreuzigten. Sie hassen den Namen Christi. Eines Tags sagten sie zu unserm Katechisten: „Erlaube uns, daß wir uns Anbeter Gottes nennen, anstatt Christen, und daß wir unsere Kaste behalten, so wollen wir unsre Götter in den Ganges werfen und zu Euch übertreten.“ — Auch findet sich unter ihnen eine Weissagung, die da sagt, daß die Hindus zum Christen-

thum werden bekehrt werden. „In den letzten Tagen,“ — heißt es darin, — „werde eine Nation aus fremdem Lande kommen; diese Nation werde mit dem Schwert in der Hand Indien unterjochen, darnach werde sie anfangen ihre Religion zu verbreiten, und zwar nicht durch das Schwert, sondern durch die Macht des Wortes, — und diese Religion werde die herrschende werden.“ Heut zu Tage hört man die Leute sagen: „Wir wissen's wohl, jene Nation seid Ihr Engländer, und die Religion ist die christliche. Bereits habt Ihr Land und Leute gewonnen, und nun seid Ihr auf dem besten Weg, auch die Seelen zu überwinden.“

Diese Wahrheit hat sich mir nie mächtiger aufgedrängt, als im Jahr 1840. Ein leichter Erdstoß hatte eine neue breite und prächtige Treppe, die zum Ganges hinabführt, gespalten; ein Theil davon war 6 Fuß tief in's Wasser gesunken, und war noch immer am Sinken. Diese Treppe war mit mehreren kleinen Götzentempeln geschmückt. Als ich nun dort stand und die Zerstörung betrachtete, trat ein Bramine von hinten zu mir und sagte: „Ich weiß, was Du denkst.“ —

Das will viel sagen, erwiderte ich.

„Du dachtest bei Dir selbst,“ fuhr er fort, „daß gerade so, wie diese Treppe mit ihren Tempeln hinabsinke, auch die Hindureligion im Sinken begriffen sei; und so wenig die Götter dieser Tempel im Stande waren, die Treppe zu schützen, so wenig vermöchten die Götter der Hindus ihre Religion aufrecht zu erhalten, — sie fällt dahin!“

Diese Ueberzeugung, die so allgemein herrschend wird, ist jedoch nicht die Folge des Predigens allein: der Einfluß frommer europäischer Beamteter, die Schulen, die

Verbreitung von Traktaten und heiligen Schriften, — dieß Alles hat mit dazu beigetragen. Die Hindus wissen gar wohl einen bloßen Namenschristen von einem wahren Christen zu unterscheiden. Einem Namenschristen erlauben sie nach ihrem Sinn Manches, während sie von einem wahrhaften Christen beinahe Vollkommenheit erwarten. Die Europäer in Indien sind eben wie eine Stadt auf dem Berge. Aller Augen sind auf sie gerichtet, Jedermann beobachtet sie, und was sie thun und reden, wie sie handeln und wirken, ist der ganzen Gegend bekannt. Es ist aber auch überaus erfreulich zu sehen, wie viel ein wahrer Christ durch seinen bloßen Wandel unter ihnen wirken kann. Als ich eines Tages auf dem Markt in Mirzapur, einer großen Handelsstadt etwa 10 Stunden von Benares, predigte, trat unter anderm auch ein anständig gekleideter Muhamedaner herzu. Er sah einem Verwalter in einem vornehmen Hause gleich. Längere Zeit hörte er mir aufmerksam zu, bald aber merkte ich an seinem Mienenspiel, daß irgend etwas in meiner Ansprache ihm anstößig sei. Es dauerte nicht lang, so machte er seinem, wie er glaubte, gerechten Unwillen Luft mit den Worten: „Herr, Ihr habt gesagt, daß alle Menschen Sünder seien, und habt Euch viel Mühe gegeben, das zu beweisen; aber das ist nicht wahr, Herr! Zwar gebe ich zu, daß es viele Sünder gibt, und nehme mich selbst nicht aus; aber es giebt Ausnahmen, und die Dame, bei der ich gedient habe und die nun in England ist, ist eine solche Ausnahme. Sie war ohne Sünde! In acht Jahren, die ich bei ihr diente, hab' ich sie nie zornig gesehen, und nie hat sie Jedem ein unfreundlich Wort gesagt. Morgens und Abends betete sie mit uns, sie errichtete Schulen, speiste die Armen, kleidete die Nackten und

kühlte die Zunge derer, die im Feuer der Trübsal waren!“ — Als er wahrnahm, daß ich mit Theilnahme seiner Rede zuhörte, wurde er milder, nannte mir den Namen der Dame, und fuhr fort, mit viel Gefühl sich über ihre Vorzüge auszulassen. Als er fertig war, fragte ich ihn, wie diese Dame sich im Gebet ausgesprochen habe in Beziehung auf sich selbst? Darauf erwiederte er: „Das ist eben der Punkt, den wir nie verstehen konnten. Immer und immer sprach sie von sich nur so, als wenn sie die größte Sünderin wäre, und doch wußten wir Alle, daß sie ohne Sünde sei.“ —

Gut, antwortete ich, glaubst Du, daß sie je eine Lüge sagte?

„Nein, nie!“ rief er entrüstet aus.

Aber, fuhr ich fort, wenn sie sich selbst eine Sünderin nannte, und wenn Du glaubest, daß sie immer die Wahrheit sagte, so muß sie sich selbst vor Gottes Augen dafür angesehen haben, obgleich Ihr nicht im Stande waret, irgend etwas Unrechtes an ihr wahrzunehmen. So bleibt meine Behauptung wahr, daß alle Menschen Sünder sind, und so heilig auch Jemand sein mag, so ist er doch nicht ohne Sünde. Nur Einer war auf Erden ganz frei von Sünde, und der war Jesus Christus!

Darauf verließ er mich, und ich sprach über denselben Punkt noch weiter zu den Leuten, die um mich her standen. Am Abend speiste ich bei einem Freunde zu Nacht, und wer trat herein, um meinen Freund bei Tisch zu bedienen? — wer anders als mein heutiger Gegner. Ich erkundigte mich nach dem Manne, und erfuhr, daß er bei der Schwester meines Gastwirths in Diensten stehe. Während dem Essen wurden Briefe aus England herein gebracht. „Ein Brief von Frau M.“, rief mein Freund. Dieß

war eben die Dame, von welcher diesen Morgen die Rede war. Die Aufmerksamkeit aller anwesenden Diener war nun gespannt; sie warteten ängstlich auf die Kunde, die der Brief bringen würde. Und als mein Freund rief: „Alles steht gut,“ so entstand eine allgemeine Freude, die sich auf allen Gesichtern spiegelte. Das Andenken des Gerechten steht im Segen. Diese Dame wird nicht wieder nach Indien zurückkehren; aber die Erinnerung an ihren gottseligen Wandel wird lange von Hindus und Muhamedanern in Liebe bewahrt werden. Sie war ein brennendes und scheinendes Licht.

Aber das Evangelium ist leider nicht für Alle ein Geruch des Lebens zum Leben, sondern für Viele auch ein Geruch des Todes zum Tode. Ein trauriges Beispiel dieser Art begegnete mir im Jahr 1838.

Ich hatte mit einem gelehrten Hindu, Namens Samal Das, der mich in der hindostanischen Sprache unterrichtete und deshalb sehr oft zu mir kam, häufige Unterredungen über die christliche Wahrheit; doch fand ich nicht, daß er zu einer gläubigen Ueberzeugung gekommen wäre. Im April des genannten Jahres hörte ich, daß er krank geworden sei; sogleich begab ich mich zu ihm und fand ihn wirklich gefährlich darnieder liegen. Ich sprach mit ihm, erinnerte ihn an unsere vielen Unterredungen, und bat ihn, seine Zuflucht zu Christo zu nehmen. Er gab mir keine Antwort, so daß ich, nachdem ich eine Stunde lang ernst und dringend, aber vergebens mit ihm gesprochen hatte, betrübt nach Hause ging. Am folgenden Tage besuchte ich ihn wieder, fand aber keinen bessern Eingang bei ihm, so daß ich mit tiefem Kummer die Stille suchte und im Gebet dem Herrn seine Seele empfahl. Am dritten Tage gieng ich wieder in sein Haus. Als



ich in sein Zimmer trat, fand ich ihn sterbend. Jetzt, dachte, jetzt ist keine Zeit zu verlieren, jetzt gilt es, offen und deutlich mit ihm zu reden. „Samal Das,“ sagte ich deshalb zu ihm, „Du bist sehr krank, und ich glaube deine Zeit hienieden ist nicht mehr lange, deshalb säume nicht, den Frieden mit Gott zu suchen.“ — „Ich weiß wohl,“ erwiderte er, „ich werde diesen Tag nicht überleben!“ — „Nun denn,“ fuhr ich fort, „so bitte ich dich flehentlich, eile zu Christo. Du weißt, daß deine Gößen Nichts sind, und daß kein anderer Name den Menschen gegeben ist unter dem Himmel, darin sie können selig werden, als der Name Jesu Christi. Jetzt, jetzt hast du noch Zeit, bei Ihm Gnade zu suchen. O, eile zu Christo, so lange noch der Tag des Heils währet, damit du nicht vor seinen Richterstuhl gerufen werdest, wo du ihn nicht mehr als Heiland, sondern als Richter finden würdest. O, wie schrecklich wäre es für dich, wenn du jetzt, da er sich Dir noch als Heiland, als barmherziger Heiland bezeugt, Ihn verwerfen würdest, und Ihn dort als Richter, als strengen Richter finden müßtest, ohne mehr Gnade zu finden!“

Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu; dann schien er alle seine übrige Kraft zu sammeln, richtete sich von seinem Lager auf und warf mir einen Blick zu, den ich nie vergessen werde, — Verzweiflung war auf seinem Angesichte gemalt. — „Du weißt nicht,“ rief er mit gebrochener Stimme, „was Du redest! Weißt Du nicht, was in Deinem Buche steht: „„wer mich verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater; und wer sich meiner und meiner Worte schämet, des will ich mich auch schämen vor meinem Vater und seinen Engeln.““ Denn dreizehn Jahre

kenne ich nun das Evangelium, und seit sieben Jahren trage ich die Ueberzeugung in mir, daß es meine Pflicht sei, das Christenthum öffentlich zu bekennen; aber ich habe es nicht gethan; ich habe mich Christi vor den Menschen geschämt, ich habe Ihn verläugnet!" Dann schlug er an seine Brust und rief: „das Urtheil der Verdammniß steht hier geschrieben! Ich bin verloren!" — Jetzt ergriff er mich mit krampfhafter Faust beim Arm, schleuderte mich von seinem Lager weg und rief: „Fort mit Dir, ich kann Deinen Anblick nicht mehr ertragen!"

Tief erschüttert verließ ich den armen Mann, und stand mit bekümmertem Herzen zum Herrn, Er möchte ihn nicht hinwegraffen, ehe er Gnade gefunden habe.

Am folgenden Morgen vor 6 Uhr war ich schon wieder vor seiner Thüre. Als man mir öffnete, fragte ich: „wie geht es mit Samal Das?" Die Antwort war: „Diesen Morgen wurde er verbrannt!" — „Wie starb er?" fragte ich erschüttert. — Seine heidnischen Verwandten antworteten: „etwa in demselben Gemüthszustand, wie Du ihn gestern verließest. Er sprach verworren von Verläugnen und Bekennen, aber wir konnten nicht verstehen, was er damit meinte!"

Diese Botschaft schnitt mir durchs Herz, und ich konnte meine Thränen nicht mehr halten. Das war ein unglückseliges Sterbebett, und eine Warnung für uns Alle!

Sollte irgend Jemand diese Zeilen lesen, der auch die Nothwendigkeit einsieht, daß er nun einmal Christum frei bekennen sollte, — o den bitte ich, daß er es ungesäumt thue. Wer sich Christi schämt, wer sich noch vor Menschen fürchtet, o, der gedenke an den armen sterbenden Hindu, der denke an Samal Das!

Ein anderer trauriger Fall trug sich im folgenden Jahre zu. Ein junger Mann, Namens Gopäl, war in der Freischule zu Benares auferzogen worden, und mehrere Jahre lang Unterlehrer gewesen. Er hatte eine gründliche Kenntniß des Christenthums erlangt. Im Jahr 1839 wurde er krank, und ich besuchte ihn mehrere Mal. Eines Tages sagte er mir, daß er völlig überzeugt sei, daß seine Götzen ihm nichts helfen können, und wenn er solle wieder hergestellt werden, so könne dieß nur durch die Kraft Christi geschehen. Er betete und genas. Aber statt dem Herrn zu danken und ihm sein Gelübde zu bezahlen, gieng er auf das Anrathen einiger Braminen nach einem Tempel zu Gya und brachte dem Götzen ein Opfer. Nach seiner Rückkehr sprach ich mit ihm. Er gab zu, daß er gesündigt habe. Als ich später einmal mit den Unterlehrern das sechste Kap. des Römerbriefs las, und darüber mit ihnen sprach, gieng es Allen zu Herzen. Gopäl seufzte und sagte mit tiefer Bekümmerniß: „Ich bin von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und weiß, ich sollte mich öffentlich dazu bekennen. Thue ich es nicht, so wird Christus mich und meine Familie hinweg rafften und zwar bald!“ — Einige Zeit vergieng. Als ich eines Tags wieder in die Schule trat, fand ich Gopäls Platz leer. Als ich nach ihm fragte, sagte man mir, daß er gestorben sei. Drei Wochen nachher folgte ihm seine Frau, seine Mutter und sein Kind in die andere Welt!

Gott sei aber Dank, daß das Evangelium sich für tausend Andere als ein Geruch des Lebens zum Leben bewährt. Manche sterben ohne Taufe, und doch haben wir Grund zu hoffen, — daß wir sie drüben wieder finden werden. Bei Andern ist es nicht selten der Fall, daß der

Herr sie bald nach ihrer Taufe zu sich nimmt, während er noch Andern gestattet, Jahre lang in seinem Dienste zu leben. Zu der ersten Klasse gehörte ein wahrheitsuchender Mann, der im Jahr 1841 zu Benares starb. Sein Name war Dschiragh Ali. Er war ein Mann von kräftigem Charakter und gutem Verstand, im Disputiren sehr geübt, und besaß einen ungewöhnlichen Grad von Selbstbeherrschung. Ich wurde mit ihm auf eine Weise bekannt, die ich nie vergessen werde. Eines Tages predigte ich über den Götzendienst und stellte dabei den gräueltollen Charakter ihrer Götter rückhaltslos dar. Nach mir folgte mein Mitarbeiter Smith. Er fuhr in demselben Ton fort und verfuhr nicht gerade milder mit den Götzen als ich. Dschiragh Ali hörte mit sichtbarer Aufmerksamkeit zu. Nachdem Bruder Smith eine Zeit lang gesprochen hatte, erhob sich Ali, machte eine Verbeugung und bat sehr ehrerbietig um die Erlaubniß, eine Bemerkung machen zu dürfen. Es war unmöglich, es ihm abzuschlagen. Dann sah er Smith an und sagte: „Ich wollte nur bemerken, mein Herr, daß wir nicht hieher gekommen sind, über unsere Götter schimpfen zu hören. Was Ihr uns über unsre Götter und ihren Charakter sagen könnet, das wissen wir so gut oder noch besser, als Ihr; was uns hieher führte, ist das Verlangen, zu hören, was Ihr für Wahrheit haltet, und welchen Weg zum Himmel Ihr uns zu weisen habet.“ — Damit machte er abermals eine ehrerbietige Verbeugung und setzte sich nieder. Bis auf diesen Augenblick habe ich Ali's Bemerkung nicht vergessen können, und so sehr sie in der Praxis mannigfacher Modification bedarf, so habe ich doch seitdem bei meinen Predigten nie wieder absichtlich etwas gesagt, was die Hindus oder Muhamedaner unnötiger-

weise verlegen konnte. Derselbe Mann kam fünf Jahre lang immer wieder, um mit uns zu disputiren, und in der That, ich hätte lieber halb Benares zum Gegner haben mögen, als diesen einzigen Mann. Eines Tags jedoch kam er in die Stadt zu mir und sagte: „Heute bin ich nicht gekommen, um zu streiten; denn ich weiß ja, was Ihr zu sagen habt, und was ich zu sagen habe. Vielmehr bin ich gekommen, zu fragen, ob du Morgen mir ein wenig Zeit widmen könntest?“ — Ich erwiderte, daß ich wohl zwei Stunden für ihn morgen erübrigen könnte, und ihn in meiner Wohnung erwarten wolle. Wirklich kam er auch, mit dem N. Testament unter dem Arm, zehn Minuten vor der bestimmten Zeit und gieng in meinem Studierzimmer auf und ab, während ich noch eine Arbeit zu vollenden hatte. Dann machte er eine Verbeugung und sagte: „Nun fängt meine Zeit an.“ — Hierauf öffnete er sein Testament, las daraus eine angezeichnete Stelle und sagte: „Was sagt dein großes Buch (Scott's Commentar) über diese Stelle?“ — Ich mußte es ihm vorlesen und ins Hindostanische übersetzen, wobei er sich einige Bemerkungen niederschrieb. Sodann fragte er, was mein kleines Buch, (Nieger's Betrachtungen) und endlich, was mein Testament mit Anmerkungen (von Meyer's Uebersetzung) darüber sage. Auch diese übersetzte ich ihm. Zuletzt fragte er mich um meine Meinung und schrieb sie sich nieder. Auf diese Weise fuhr er mit verschiedenen Stellen fort, bis die zwei Stunden vorüber waren; dann schloß er das Buch, machte seine Verbeugung und gieng. In dieser Weise kam er fast jede Woche, so oft ich Zeit hatte, anderthalb Jahre lang, bis ich krank wurde. Als ich in Goruckpur für kurze Zeit zur Ausbülfe war, erkundigte ich mich nach ihm und hörte,

daß er nicht mehr hienieden wandle. Auf seinem Todtbette schrieb er eine Note an Bruder Smith, worin es unter Anderm heißt: „O du, der du die Religion Jesu uns bringst, und ein Führer derer bist, die in Irrthum und Elend irre gehen, der Herr lasse es Dir je mehr und mehr gelingen!“ — Und an einer andern Stelle: „Sollte ich durch die Gnade Gottes und durch die Hülfe des Geistes des Herrn Jesu von dieser Krankheit mich wieder erholen, so würde ich von Deiner gesegneten Thätigkeit mir für Leib und Seele viel Gutes versprechen.“ Wenn ich diese Bemerkung mit dem zusammen halte, was ich von seinem Charakter sonst weiß, und mit früheren Unterredungen, die ich mit ihm hatte, vergleiche, so verstehe ich wohl, was er meinte, und ich zweifle nicht, daß er, wenn er am Leben geblieben wäre, sich offen zum Christenthum bekannt hätte; aber es gefiel dem Herrn ihn abzurufen. Nach seinem Tode kamen seine Freunde und Anverwandten zusammen, um der Landesitte gemäß über ihn zu klagen und ihn zu bestatten. Als sie aber unter seinen Büchern eine große Anzahl christlicher Schriften fanden, in welche er viele Bemerkungen hineingeschrieben hatte, (ich selbst habe seine Bibel voll hineingeschriebener Anmerkungen gesehen), so erklärten sie, er sei ein Abtrünniger, d. h. ein Christ geworden; mit einem Ungläubigen aber wollen sie nichts zu thun haben. Deswegen wollten sie ihm auch nicht die Bestattung eines Gläubigen, d. h. Muhamedaners gestatten. Somit mußte ihn seine Familie ganz in der Stille bestatten, — die größte Ehre, die ihm wiederfahren konnte. Er war ein Mutawalli, d. h. Vorsteher einer muhamedanischen Moschee. Kurz ehe ich Benares verließ, hatte ich ihm einen Besuch gemacht; er führte mich in die Moschee, wobei er sogleich erklärte, es sei durchaus nicht noth-

wendig, daß ich die Schuhe abziehe. Damals hatte er bereits das Lesen der muhamedanischen Gebete, so wie den Besuch der Moschee aufgegeben. Er war zugleich Arzt und ein Sufite, d. h. ein muhamedanischer Philosoph. Obgleich er die Taufe nicht erhalten hatte, so hoffe ich doch, daß wir ihn als einen aus dem Feuer erretteten Brand droben im Himmel wieder finden werden.

Die Eingebornen in Indien verlieren, sobald sie zum Christenthum übertreten, alles was sie in dieser Welt besitzen, und dabei gibt es oft gewaltige innere Kämpfe. Nie aber habe ich einen mächtigeren Kampf gesehen, als bei der letzten Taufe, die ich vor meiner Abreise von Indien vollzog. Ein Bramine, Namens Dschagbandan, war längere Zeit schon als wahrheitsuchender Mann bei mir gewesen. Er besaß einiges Vermögen, aber dieses befand sich in den Händen seiner Frau und seiner Kinder. Er arbeitete hart, um sich das tägliche Brod zu erwerben, und bewies sich jederzeit fleißig und treu in der Erfüllung seiner Pflichten. Sein heißester Wunsch war, daß auch seine Frau an den Segnungen des Evangeliums Theil haben möchte. Er schrieb deshalb öfters an sie, aber sie wollte oder durfte nicht kommen, und er sah wohl ein, daß er entweder den Gedanken, Christ zu werden, aufgeben, oder aber sein Vermögen und seine Familie dahinten lassen müsse. Um den Verlust seines Vermögens grämte er sich nicht, aber ein harter und heißer Kampf entstand in ihm, als es galt, Weib und Kind für immer zu verlassen. „Mein Weib,“ rief er, „könnte kommen, wenn sie nur wollte, aber was haben meine zwei unschuldigen Kindlein gethan? warum muß ich sie im Heidenthum aufwachsen sehen?“ Etliche Tage darauf sagte er ruhig und gefaßt: „Ich sehe klar, ich muß entweder Christum oder

meine Familie verlassen. Der Würfel ist gefallen! ich will meine Familie verlassen und meine Seele retten." Bald darauf wurde er getauft. Da hätte auch er die Worte jenes jungen Braminen auf sich anwenden können, welcher im Laufe des J. 1843 in Calcutta getauft wurde, und bei dieser Gelegenheit folgendes Lied in englischer Sprache dichtete:

Lang saß ich von der Finsterniß umfangen,  
 Und Sünd' und Satan trieb mich blindlings um;  
 Kein Licht von oben war mir aufgegangen,  
 Blind gieng ich hin in meinem Heidenthum.

Das Aug' der Seele war in mir geblendet,  
 Auf mir lag tiefe Nacht und Todesruh;  
 Auf einem Meer des Irthums, das nicht endet,  
 Trieb ich der Ewigkeit bewußtlos zu.

Nun aber ist mir Deine Gnad' erschienen,  
 O Jesu, die macht Alles licht und klar,  
 Nun lab' ich mich am Worte vom Verfühnen,  
 Und knie' vor Deinem Stuhle immerdar!

Durchbau'n hab' ich aus freiem Liebestriebe  
 Das zart'ste Liebesband mit Einem Hieb:  
 Und Alles, Alles, was ich hier noch liebe,  
 Verlaß' ich, liebster Jesus, Dir zu lieb!

Nach seiner Taufe wurde Dschagbandan nach Goruckpur versetzt als Aufseher über die Waisenkneben, wo er bis zwei Monate vor seinem Tode blieb. Ein Leberleiden trieb ihn nach Benares, wo er im Februar 1842 starb. —





### 23. Mohun Lal.

Ein merkwürdiges Beispiel, wie gesegnet eine christliche Umgebung auf die Hindus zu wirken vermag, kam mir am Ende des Jahres 1838 vor. Mohun Lal, aus der Braminentaste, früher Soldat in den Diensten der ostindischen Compagnie, jetzt pensionirt, kam eines Tags zu mir, und sprach mir seinen Wunsch aus, Christ zu werden. Um seine Beweggründe kennen zu lernen und seine Aufrichtigkeit zu prüfen, sagte ich ihm, daß schon Viele bloß um des Brodes willen zu mir gekommen seien; Manche wollten Christen werden, nur um einen Lebensunterhalt zu erlangen. Er erwiederte: „Das mag wohl sein, aber ich bin keiner von ihnen; denn ich besaß zwei Kaufläden, die ich freiwillig unter meine Brüder und Schwestern vertheilt habe. Außerdem habe ich meinen Gnadengehalt, der für einen ledigen Mann, wie ich bin, völlig zureicht. Ich bin hieher gekommen, den Weg zum Himmel und den Weg zur Wahrheit kennen zu lernen.“

Was hat Dich denn zu diesem Entschlus gebracht?  
fragte ich weiter.

„Ich habe von Kind auf,“ erwiderte er, „ein suchendes Gemüth gehabt. Ich dachte, wenn es einen Gott gibt, so muß es auch eine wahre Religion geben; aber wo diese zu finden sei, wußte ich nicht. Daß die Wahrheit nicht bei den Hindus zu finden sei, das wußte ich als Bramine am besten, der ich alle Geheimnisse unserer Religion genau kannte. Als ich in der Armee Dienste nahm, dachte ich, nun würde ich bald die Wahrheit finden. Die wahre Religion, glaubte ich, müsse unfehlbar bei den Muhamedanern zu finden sein, weil sie auf ihre Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen so stolz sind. Ich schloß mich deshalb an sie an. Als ich aber ihren Wandel beobachtete, fand ich bald, daß sie die wahre Religion nicht haben; denn wenn die Hindus schlimm sind, so sind die Muhamedaner noch schlimmer. Aber die Hoffnung gab ich nicht auf; die Christen, die Engländer, dachte ich, müßten sicherlich die wahre Religion haben, weil sie in allen Dingen uns so weit überlegen sind.“ — Hier verbreitete er sich dann über die Kriegskunst der Britten, und fuhr dann fort: „sie werden gewiß auch, sagte ich zu mir selbst, die beste Religion haben. Ich schloß mich deshalb an die englischen Soldaten an; aber ach, ach, als ich ihr Leben sah, ihre Trunkenheit und Liederlichkeit, kam ich zu dem Schluß, daß auch sie die wahre Religion nicht haben. Denn hätten sie sie, wie wäre es möglich, daß sie so lebten? Ich kam deshalb auf den Gedanken, die Wahrheit sei gar nicht zu finden, da weder die Hindus, noch die Muhamedaner, noch die Engländer sie besäßen, und ich verzweifelte daran, sie je zu finden. So giengen 25 Jahre dahin,

als ich zu dem Infanterieregiment beordert wurde, in welchem ich zuletzt stand. Nach meiner Gewohnheit beobachtete ich zuerst meine Obern; denn wie die Obern, so sind gewöhnlich die Untergebenen. Da entdeckte ich einen gewaltigen Unterschied. Der Obrist unsres Regiments war ganz anders als wie ich sie bisher zu sehen gewohnt war. Die Soldaten nannten ihn nur den „Vater,“ und so groß war die Liebe Aller zu ihm, daß, wenn er den Degen in der Hand gerufen hätte: Nun Kinder, frisch hinein in den Ganges! wir Alle wären ihm nach in's Wasser gesprungen, und wäre es auch unser gewisser Tod gewesen! Ich ging zu ihm in's Haus, und er sprach freundlich mit mir; ich besuchte ihn wieder und fand ihn gerade so. Gut, sagte ich zu mir selbst, dieser Mann hat die wahre Religion; aber ich will ihn noch auf eine Probe stellen. Ich will zu ihm zur Essenszeit gehen, dann wird er gewiß ärgerlich werden und mich wegschicken. Ich gieng, aber er war freundlich. Jetzt war ich entschlossen zu ihm zu gehen und ihn zu fragen, was für eine Religion er habe? Aber zwei, drei, vier, fünf, sechs Wochen vergiengen, ohne daß ich meinen Entschluß ausführte. Da wurde ich krank und in's Hospital gebracht. Ach, dachte ich, das ist die Strafe für meine Sünde, daß ich die schöne Gelegenheit, die wahre Religion kennen zu lernen, unbenüßt vorüberließ. Das Fieber wüthete in meinen Gebeinen, und die Schmerzen waren groß, aber meine Gewissensangst war noch viel größer. O, seufzte ich, wäre ich zu dem Obrist gegangen und hätte ihn über seine Religion befragt, so hätte ich jetzt Ruhe und Trost; aber nun habe ich nichts als Kummer und Angst. Als ich eines Tages so da lag, meine Sünde bejammernd und einen trostlosen Tod erwartend, — das

Fieber wüthete in meinen Adern, und Leib und Seele waren wie in einem Todeskampf, — so öffnete sich die Thüre, und wer trat herein?“ — hier strömten dem Erzähler die Thränen über seine braunen Wangen. — „Wer trat herein? der große Obrist Wheeler, — er kam zu mir! Hätte ich Kraft gehabt, ich wäre aus dem Bette gesprungen und hätte ihm die Füße geküßt, aber ich war krank. Er fragte mich nach meinem Befinden, aber ich konnte ihm nichts antworten. Dann sprach er mit mir von Jsa Messib (Jesus Christus), aber ich konnte ihn nicht verstehen. Mein Herz war zu voll! Nur der Gedanke bewegte meine Seele: Wenn der große Obrist Wheeler mich nicht vergißt, so wird mich sein Gott auch nicht vergessen! Nach diesem Vorfall erholte ich mich schnell. Sobald ich das Hospital verlassen konnte, so gieng ich geraden Wegs in meines Obristen Haus, und fragte ihn nach seiner Religion. Er erwiederte, er sei ein Christ. — Wie so? rief ich erstaunt aus. — Ja, ja, sagte er, ich bin ein Christ; aber nicht alle, die so heißen, sind es auch wirklich. Dann erklärte ich ihm, ich möchte auch ein Christ werden wie er. Darauf sagte er mir: Gehe nach Benares, ich will dir einen Brief an die Missionarien daselbst mitgeben, und sie werden dir weiter sagen, was du zu thun hast.“ Damit griff Mohun Lal in die Tasche und gab mir einen Brief von dem Obrist Wheeler, welcher in wenigen Worten ungefähr dasselbe sagte, was der Ueberbringer mir so eben selbst erzählt hatte. Jetzt konnte ich freilich keinen Augenblick mehr an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zweifeln. Er blieb bei mir und machte unglaublich schnelle Fortschritte in der Erkenntniß Christi. Die Gnade arbeitete kräftig an seinem Herzen, und so konnten wir ihn zugleich

in unserer Waisenanstalt wohl gebrauchen. Freilich konnte man an ihm auch jetzt noch den ehemaligen Soldaten nicht verkennen. Eines Tages stand er im Hofe und jammerte laut. Ich eilte zu ihm und fragte, was es gebe? Er sahe mich erstaunt an und erwiderte: „Sehen Sie es denn nicht?“ Ich sagte: Nein! was denn?

„Da, da! diese Bursche da!“ indem er auf die Waisenknaaben deutete.

Ich fürchtete in der That für seinen gesunden Verstand und wiederholte meine Frage, was er denn meine?

„Die Buben da!“ rief er. „Da hält der Eine seinen Kopf rechts, der Andere links, der Eine steht krumm, der Andere grad: die Burschen führen sich nicht auf wie es sich ziemt!“ Ich lächelte, und sagte: Wenn die Ursache deines Jammers ist, so kann bald geholfen werden. Hör' einmal, nimm du die Knaben in den Erholungsstunden unter deine Zucht und lehre sie exerzieren: ich hoffe du wirst gute Schüler an ihnen haben. — Dieß war es gerade was er wünschte, und diese gymnastischen Uebungen hatten manche gute Folgen für die Anstalt. Wir hatten leider diesen wackern Diener Christi nur 9 Monate. Er wurde vom Fieber ergriffen und ins Hospital gebracht. Als ich eines Tags aus der Stadt nach Hause zurückkehrte, hörte ich, daß er einen Rückfall gehabt. Ich eilte in das Hospital und fand bei seinem Bette bereits meine Gattin, die ihm einige Erfrischungen brachte. Er war sterbend. Ich fragte ihn, wie es ihm gehe? „Mir ist wohl,“ erwiderte er. Nun sprach ich mit ihm über Tod und Ewigkeit. Da äußerte er: „Meine Hoffnung ruht in Christo. Er ist für mich gestorben. Seine Gerechtigkeit ist mein Trost. Bekleidet mit dem Rock seiner Gerechtigkeit kann ich vor Gott bestehen. Durch Ihn hoffe ich selig zu wer-

den, und ich weiß gewiß, Er wird mich nicht verlassen. Mein Heiland ist mein Richter.“ Was er weiter sprach, konnten wir nicht mehr verstehen, seine Stimme versagte. Während wir um sein Bette knieten und beteten, entschlief er in Jesu. Wir konnten unsere Thränen nicht zurückhalten, während wir uns innerlich freuten über das selige Loos, das ihm nun beschieden war. Sein Christenlauf war kurz, aber er ist treu gewesen und ist nun in seine Ruhe eingegangen, und „selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“ —

#### 24. Naëmi.

Doch geheimnißvoll sind die Wege des Herrn! Dieser Mann mußte 25 Jahre lang die Wahrheit suchen, ehe er sie fand, während Andere manches Jahr lang der Wahrheit widerstehen, bis sie das Schriftwort an sich erfahren müssen: „Ist nicht mein Wort wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?“ Dieß war der Fall bei Naëmi, einer unsrer bekehrten Hindufrauen in Benares.

Naëmi war die Frau eines gewissen Nam Rattan. Dieser letztere war ein Hindu von vornehmer Kaste, und empfing die ersten tieferen Eindrücke von der göttlichen Wahrheit durch einen Tractat, der in seine Hände kam. Eine Zeitlang dachte er über den Inhalt desselben ernstlich nach, ohne daß ihm Jemand in der Nähe über den Inhalt des Evangeliums weitem Unterricht zu geben gewußt hätte. So verließ er seine Heimath, um die Wahrheit aufzusuchen, und kam auf seinen Wanderungen nach Allahabad

wo er mit einem christlichen Katechisten zusammentraf, dem er seine Zweifel und Fragen vorlegte. Der Katechist aber, erkennend, daß er ihm nicht ganz gewachsen sei, gab ihm ein Empfehlungsschreiben an uns, — und so kam er nach Benares, wo wir täglich mit ihm über den Weg des Lebens sprachen. Ich fand in Ram Rattan einen rechtschaffenen und verständigen Mann, dem es freilich lange nicht gelingen wollte, seinen Stolz zu den Füßen des gekreuzigten Erlösers niederzulegen. Doch nach etwa einem halben Jahr erklärte er, er könne der Wahrheit nicht länger widerstehen, und begehrte die Taufe, welche ihm durch meinen theuern Mitarbeiter, Missionar Smith, erteilt wurde. Er erhielt dabei den Namen Nathanael; denn er war in der That „ein Mann, in dem kein Falsch war,“ und zeigte von da an in seinem ganzen Wandel und Leben die Merkmale einer wahren Bekehrung. Er selbst war nun unser Gehülfe, und wußte seinen Landsleuten die christliche Heilswahrheit in Predigten und Unterredungen aufs überzeugendste nahe zu bringen.

Doch jetzt sehnte er sich nach seinem Weib und seinen Kindern. Er reiste in seine Heimath, und brachte nach kurzem Aufenthalt seine Frau und seine drei schönen, kleinen Knaben zu uns. Letztere wurden bald hernach auf seine Bitte getauft, und erhielten die Namen Abel, Noab und Moses.

Seine Frau war eine schön gewachsene und gut aussehende Person, mit viel natürlichem Verstand begabt. Dabei war sie freilich, wie alle Frauen in Indien, ganz ungebildet; sie konnte weder lesen noch schreiben, und nahm deshalb täglich Unterricht in unsrer Mädchenschule. Ihrem Manne lag ihre Bekehrung sehr am Herzen, und er betete viel für sie, daß der Herr nach seiner Gnade

nach ihr, wie einst der Lydia, das Herz öffnen möchte. Sie hörte seinen Unterweisungen stille zu, und besuchte auch regelmäßig den Gottesdienst; als aber eines Tags ihr Mann in sie drang, sich über ihre Ansicht in Betreff der Christenlehre zu erklären, entzogene sie ihm: „Glaubst du wirklich, daß Gott seinen Sohn vom Himmel gesandt hat, um die Sünder zu bestrafen? Ich werde Solches nicht anerkennen. Ist nicht die ganze Welt, so könnte ich auch eine Sünderin. Ist nicht Jesus Christus gesandt, um die Welt zu bekehren? Aber für Leute, wie wir sind, ist nicht die Strafe, sondern die Gnade, was er Sol-

che anzuwenden pflegt.“ —  
 Als nun Frau Mattan die das Geheimniß der Liebe  
 nicht annehmen wollte, so daß sie nichts mehr dage-  
 gen vorzubringen konnte, so rief sie endlich aus: „Vor  
 dem allmächtigen Gott werde ich mich nicht  
 verantworten!“ —

Seine Stimmung blieb sie mehrere Monate. Aber  
 er war so biederherzig, und weiß wohl, wie er stolze  
 Herzen fassen kann. Bisher hatte er sich gnädig herab-  
 gelassen, sie mit Seilen der Liebe zu ziehen, er hatte an  
 dem weichen Herzens sanft mit seinem Worte angeklopft;  
 aber seine Stimme nicht hören wollte, so brauchte  
 er andere Mittel und klopfte bei ihr mit geheimnißvollen  
 Geschichten an. Im November des Jahrs 1838  
 wurde der Mann vom Fieber ergriffen und starb. Er  
 hatte den guten Kampf des Glaubens gekämpft und seinen  
 Lauf vollendet. Er starb freudig mit festem Ver-  
 trauen auf das Verdienst Christi und in der gewissen Hoff-  
 nung der Auferstehung zum ewigen Leben. Seine Wittve  
 bewauerte tief den Verlust ihres Gatten, aber dieses  
 Anklopfen war nicht stark genug, um sie aufzuwecken.

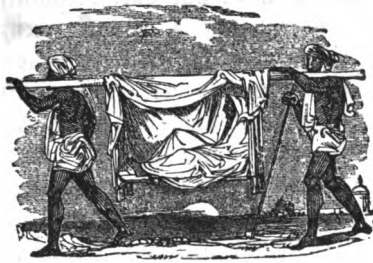


Einer ihrer lieblichen Knaben wurde wenige Tage darauf krank, und folgte seinem Vater in die Ewigkeit. Sie aber blieb noch immer unbewegt und beugte sich nicht. — Nur eine kurze Frist wurde ihr gegeben; ihr zweiter Sohn wurde ebenfalls krank, und nach wenigen Tagen hatte ich das traurige Geschäft, seine entseelte Hülle der Erde zu übergeben. Wir fühlten tief und schmerzlich für die Wittwe, und es war in der That ein trauriges Leichenbegängniß; aber so tief sie auch über den Verlust ihrer Kinder trauerte, — sie beugte sich noch nicht vor Christo.

Ihr dritter und letzter Knabe, welchem nun ihre ganze Liebe und letzte Hoffnung zugewendet war, wurde ebenfalls krank. Sie brachte ihn zu mir in ihren Armen, legte ihn zu meinen Füßen nieder und rief mit jammernder Stimme: „O mach' meinen Sohn gesund, oder er wird auch sterben!“ — Ich sah das arme Kind an. Die Züge des Todes lagen bereits auf seinem Angesicht, und ich mußte ihr sagen: „Gute Frau, menschliche Hülfe vermag hier nichts mehr; Niemand kann deinem Sohne mehr helfen, als der himmlische Arzt. Als Er auf Erden war, hat Er Todte auferweckt; Er kann es auch jetzt thun, wende dich an Ihn!“ — Ohne ein Wort zu sagen, ließ sie ihr Kind zu meinen Füßen liegen und lief hinweg. Wir thaten nun für den sterbenden Knaben, was wir konnten, und beteten ernstlich und dringend über ihn; aber es gefiel dem Herrn nicht, unser Gebet zu erhören. Nach zwei Tagen kam die Mutter wieder, um ihren Sohn zu holen. Sie nahm ihn in ihre Arme und trug ihn nach Hause; und wie sie ihn auf ihr Bett legte, gefiel es dem Herrn, auch ihn hinweg zu nehmen. Es war der einzige und letzte Sohn seiner Mutter! Nie werde ich den

verzweifelungsstellen, innern Kampf vergessen, in welchen diese arme Frau durch diese geheimnißvolle Führung geworfen wurde. Sie lief zu uns, und aus dem tiefsten Seelenkampf heraus rief sie: „Es ist genug, Herr, es ist genug! Ich will mich bengen vor Dir, ich will mich bengen zu den Füßen deines Kreuzes!“

Der Herr aber heiligte diese Trübsal für ihr Herz; sie wurde nicht bloß eine demüthige und gebengte Jüngerin Jesu, sondern auch will ergeben in den Willen Gottes. Als sie nachmals bei ihrer Taufe gefragt wurde, welchen Namen sie zu empfangen wünsche, erwiederte sie in tiefer Trauer: „Kennet mich Raemi, denn der Herr ist mit mir verfahren, wie mit ihr. Ich war reich und voll, da ich hieher kam, nun aber bin ich arm und leer.“ — Sie konnte in der That mit dem Psalmisten beten: „Bernimm mein Schreien, denn ich bin elend.“ — Aber sie konnte auch hinzufügen: „Es ist gut für mich, daß Du mich gedemüthiget hast, damit ich lerne Deine Gebote.“ — Und sie hat sie auch gelernt, und des Herrn Kraft war in ihrer Schwachheit mächtig. Noch bis auf den heutigen Tag ist sie in der Waisentochteranstalt thätig und zieret mit ihrem Wandel den Glauben, den sie bekennt: ja sie ist ein rechtes Denkmal der Gnade, Langmuth und Macht Jesu Christi in Indien! —



## 25. Der alte Scheik.

Die Trübsale, welche unsere eingebornen Christen zu erdulden haben, sind häufig sehr groß. Manche von ihnen verlieren nicht allein Alles, was sie in dieser Welt besitzen, Weib, Kinder, Vermögen, sondern sie werden auch hin und wieder bis aufs Aeußerste verfolgt, und oft wird von ihren heidnischen Anverwandten kein Mittel gespart, um alles ersinnliche Elend über sie hereinzuführen. Ein Beispiel dieser Art kam mir im Jahr 1841 vor. Es war im Dezember 1840, daß Missionar Wybrow in Gorukupur starb. Der zweite Arbeiter auf diesem Felde, Missionar Wilkinson, mußte seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren, und so stand diese Missionsstation verwaist da. Deshalb wurde mein Mitarbeiter, Missionar Smith, dahin beordert; da er aber gerade von Benares abwesend war, so gieng ich selbst, zugleich in der Hoffnung, daß eine Luftveränderung wohlthätig auf meine erschütterte Gesundheit einwirken werde. So kam ich nach Gorukupur. Der erste Mann, mit dem ich dort zusammentraf, war Nazaddin, ein betagter Christ, gewöhnlich nur „der alte Scheik“ genannt. Ich unterredete mich mit ihm verschiedene Male über religiöse Gegenstände,

und ich fand, daß er nicht nur gute Kenntnisse im Christenthum habe, sondern auch im Wandel treu und redlich sich bewies. In einer dieser Unterredungen drückte er sich sehr schön über den Tod des seligen Missionars Wybrow aus. „Er war noch jung,“ sagte er, „aber wir liebten ihn doch. Er war unser Hirte. Eines Tags, als wir, seine armen Schafe, um ihn her in der Wildniß weideten, stand er plötzlich stille. Dieß war nicht seine Art. Wir sahen ihn an, und er sah uns an, dann reichte er uns die Hand zum Abschied, bückte sich, band sich die Sandalen unter die Füße, nahm seinen Stab in die Hand und schritt über den Jordan ins gelobte Land; uns arme Schafe aber ließ er in der Wildniß. Wir konnten ihm nicht böse sein; denn sein Herr stand drüben und hieß ihn herüberkommen. Er hat ihn abgerufen, aber Er hat uns einen andern Hirten in Dir gesandt; und wenn Er Dich abrufst, so wird Er wieder Andere senden, und wenn alle irdischen Hirten uns verlassen, der Himmlische wird seine Schafe nimmermehr verlassen.“ — Bald nach meiner Ankunft in Gorukpur wurde er krank, erholte sich zwar etwas, bekam aber einen Rückfall. Ich nahm ihn in mein Haus auf, wo er drei Tage war. Seine Söhne aber, die noch Muhamedaner waren, machten ausfindig, ihr Vater habe Gold bei sich, und alsbald erwachte scheinbar ihre Liebe und ihr Eifer für ihn wieder. Sie sagten ihm, wir könnten ihn nicht gehörig verpflegen, brachten während meiner Abwesenheit einen Palankin, und überredeten den alten Mann, mit ihnen nach ihrem Hause zu gehen, was er auch that. Eines Tags besuchte ich ihn dort und fand ihn sehr krank. Er hatte sein Neues Testament aufgeschlagen vor sich liegen. Ich fragte ihn, was er eben gelesen habe?

„Mein Lieblingskapitel,“ erwiderte er.

Und welches ist dies? fragte ich.

„Das fünfte Kapitel des 2. Korintherbriefs.“

Ich fragte ihn nun, ob ich es ihm noch einmal vorlesen soll? — was er freudig bejahte.

Dann nahm ich das Testament und las jenes herrliche Kapitel vor, worauf wir über die in demselben eröffnete glorreiche Aussicht ein liebliches Gespräch hatten. Wir Beide waren krank. Ich meines theils wußte nicht, wie es mit mir gehen werde, — und er war sichtbar sterbend. Aber wir hatten Beide die gewisse Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben, und freuten uns über der Aussicht, uns im Himmel wieder zu treffen. Dann kniete ich an seinem Bette zum Gebete nieder, und wir fühlten die Nähe des Herrn. Beim Abschied drückte ich ihm die Hand in der festen Ueberzeugung, daß wir uns in dieser Welt nie wieder sehen werden. — Aber wie war ich erstaunt, als ich 3 oder 4 Tage später von meinem Knecht hörte, der alte Scheik sei vom Christenthum abgefallen. Ich konnte und wollte es nicht glauben. Auch unsere eingebornen Christen bestätigten es, aber ich konnte der Sache noch keinen Glauben schenken. Nach dem Frühstück jedoch erhielt ich ein Billet von dem alten Scheik, worin es hieß: „Mein Herr, ich benachrichtige Sie hiemit, daß ich wieder Muhamedaner geworden bin. Ich bin euer Christ und euer Aller herzlich satt, und will nichts mehr ins Künftige mit euch zu thun haben. Bemühen Sie sich deshalb mit mir nicht weiter. Ich hoffe, dieß wird Gott und dem heiligen Geist (d. h. Muhamed) wohlgefällig sein.“ — Was konnten wir nun sagen? Ich war zu krank, um den armen Mann selbst zu besuchen; ich schickte deswegen meinen jungen frommen Gehülfsen Karl Das zu

ihm. Er wurde aber nicht zu dem alten Manne zugelassen, welcher überdies ihm herausfagen ließ, ob er nicht wisse, was er mir geschrieben habe? Nun trauerten wir, aber unsere Feinde jubelten. Die Muhamedaner in der Stadt sagten: „Da kann man sehen, was das Christenthum ist. So lang ein Mensch gesund ist, ist es leicht ein Christ zu sein, denn da kann man Schweinefleisch essen und Wein trinken; wenn ihm aber der Tod unter das Angesicht tritt, dann gibt es nur Eine Religion, die da Stich hält, und das ist die muhamedanische!“ Was konnten wir sagen? Wir mußten schweigen, aber wir folgten dem Beispiel des Hiskia, nahmen den Brief und breiteten ihn vor dem Herrn aus, und beteten, daß er den Feinden das Maul stopfen möge. Nach etlichen Tagen betrachtete ich das Billet wieder, und da kam es mir beinahe unglaublich vor, daß ein Sterbender im Stande sein soll, eine so feste Hand zu schreiben; und doch erkannte ich in jedem Zug die Handschrift des alten Scheik. Zehn lange und bange Tage gingen dahin, als ich eines Morgens einen großen Lärm auf der Beranda hörte. Ich sandte hin, um die Ursache zu erfahren. Da trat der älteste Sohn des Scheik zu mir ins Zimmer und rief in großer Aufregung: „Ich muß die ganze Wahrheit bekennen, ich muß die ganze Wahrheit reden!“

Was hast du mir zu sagen? fragte ich; sag' es einfach, aber mach' keinen solchen Lärm.

„Mein Vater,“ erwiderte er, „hat den Brief, der Dir zugeschickt wurde, nicht selbst geschrieben, sondern sein Bruder, mein Oheim. Er wußte meines Vaters Hand so täuschend nachzumachen, daß mein Vater selbst oft nicht mehr unterscheiden konnte, ob er oder sein Bruder etwas geschrieben habe. Als mein Vater bereits nicht mehr

reden konnte und seine Augen gebrochen waren, kam dieser Oheim mit meinen Brüdern, hielt den Koran über den Sterbenden, und verlangte, daß er ihn berühre. Er aber, obgleich nicht mehr im Stande zu reden, hatte doch noch Kraft genug seine Hand zu erheben; er deutete gen Himmel und schüttelte seine kalte und abgemagerte Hand, als wollte er sagen: Nein, nein, ich werde in meinem Sterbestündlein meinem Gotte nicht untreu werden, noch Ihn verlassen! Er ist mein, und ich bin Sein, in Ewigkeit!“ —

Ich war bei dieser Erzählung des jungen Mannes tief erschüttert. Was muß dieser arme betagte Christ in jener Zeit empfunden haben, als er durch das dunkle LoDESTHAL zu wandern hatte, ohne ein Wort der Tröstung von seinem Lehrer, ohne einen christlichen Bruder zu seiner Seite? Da lag er einsam und verlassen von allen Freunden, und bis auf den letzten Moment gequält von seinem eignen Bruder und von seinen Kindern! Aber ob auch Alle wider ihn waren, der Herr, der gute Hirte war mit ihm; Er war sein Trost, sein Stecken und Stab. Unter dem mächtigen Hirtenstab seines Erlösers schloß er triumphirend seine Augen im Tode, und unter demselben sanften Hirtenstab erwachte er droben triumphirend in dem Morgenlicht der seligen Ewigkeit! Und könnten wir zweifeln, daß wir droben den vielgeplagten alten Scheik mit der Krone der Herrlichkeit auf dem Haupte wieder finden werden?

## 26. Einige wichtige Gedanken über die Christen in Europa und die Christen in Indien.

Aus diesem einzelnen Beispiel können wir sehen, wie sehr unsere eingebornen Christen in Indien unserer Fürbitte bedürfen. Sie haben mit Widerständen zu kämpfen, von denen wir kaum eine Vorstellung haben. Wenn wir die Hindernisse, welche uns auf dem Weg zur Seligkeit sich entgegen stellen, vergleichen mit denen, die für einen eingebornen Christen in Indien sich auf dem Wege lagern, so schwinden in der That die erstern in Nichts zusammen. Wir werden von christlichen Eltern geboren, und wachsen unter christlichen Umgebungen und Einflüssen auf. Das Elternhaus, die Schule, die Kirche mit ihren Gnadenmitteln nehmen uns von der ersten Kindheit an unter ihre Flügel, und ohne daß wir es uns recht bewußt sind, saugen wir christliche Gedanken und Grundsätze, christliche Anschauungen und Vorstellungen, wie mit der Muttermilch ein. Aber wie ganz anders ein Eingeborner von Indien! Er wird als Heide geboren und nimmt schon von der Geburt her Eindrücke ins Leben mit, welche die Kindesseele verunreinigen und beflecken. Von der ersten Kindheit an wird er in der schändlichen Religion seiner Väter unterwiesen, — in einer Religion, die eigentlich darauf berechnet ist, jedes bessere Gefühl, jede edlere Regung in der Menschenseele zu ersticken. Er hört beständig von den Sündengräueln seiner Götter, wie sie Ehebrecher, Diebe, Lügner, Mörder, kurz Verbrecher aller Art seien. Dazu kommt noch, daß der Hindu von Jugend auf kein anderes Vorbild um sich sieht, als das des Lasters. Sagte mir doch einst ein Bramine, daß er überzeugt sei, daß nicht zwei Eingeborene in Indien seien, die nicht Ehebruch



begangen, und zwar nicht in dem Sinne, in welchem Christus in der Bergpredigt davon sprach, sondern ganz buchstäblich. Lüge, Schaamlosigkeit, Geiz, Unbarmherzigkeit, Betrügerei, Böllerei, kurz alle Laster und Sünden sind das unveränderliche Musterbild, nach welchem sich der junge heranwachsende Hindu unbewußt und unwillkürlich richtet. Und sollte er je in seinem Gemüthe ein edleres sittliches Bedürfniß empfinden, so fehlt ihm überall die Richtschnur, die anschauliche Regel, nach welcher er sein Leben ordnen soll. Denn das dem Menschen inwohnende Gewissen ist beim Hindu so sehr mit einer Kruste von sündlichen Vorstellungen und Gewohnheiten überdeckt und abgeschwächt, daß er daran keinen Halt mehr hat. Nun denke man sich, wie schwer es halte, durch diese Bollwerke durchzubrechen, diese mächtigen Gewohnheiten zu überwinden, und in diese verwüsteten Seelen hinein ein Leben aus Gott zu pflanzen! Ja, man müßte daran verzweifeln, wäre nicht das Wort vom Kreuze eine Kraft Gottes, die die verruchtesten Sünder umzuwandeln vermag zu Kindern Gottes:

und wär' er wie ein Bär, er wird zum Lamme,  
und wär' sein Herz von Eis, es wird zur Flamme!

Doch nun beginnt die Gnade an einem Herzen zu arbeiten. Das Wort Gottes hat die Seele erfaßt und einen Haken hineingeworfen, dessen sie nicht los werden kann. Der Hindu erkennt seine Sünden und trauert über sie. Der Glaube schlägt Wurzel in ihm durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes, er findet in Christo Vergebung und Frieden, und erkennt Ihn als den einzigen Heiland der Welt. Er wird ein Kind Gottes durch den Glauben an Jesum Christum. Er läßt sich auch durch die ungeheuren Verläugnungen, welche das Bekenntniß

zu Christo von ihm fordert, nicht abhalten. Er durchbricht die Fesseln der Kaste, er verläßt Vater und Mutter und Alles, was ihm lieb auf Erden war, und läßt sich taufen. Meinen wir nun, er sei jetzt ein vollendeter Christ? ein Mann in Christo? Keineswegs; er ist eben ein neugeborenes Kindlein, ein Kindlein im Glauben, in der Liebe, in der Reinheit seines Lebens und Wandels, in der Erkenntniß, in Allem. Er wächst nur langsam in der Gnade. Nur stufenweise erleuchtet ihn der Geist Gottes, nur allmählich schwinden die Vorurtheile, und das Gefühl für sittliche Reinheit entwickelt sich nur nach und nach. Wir haben bei unsern eingebornen Christen in Indien in vielen Stücken ein anschauliches Abbild der ersten Christen, wie sie uns in den Briefen der Apostel geschildert werden. Zwar glaube ich nicht, daß irgend eine Christengemeinde von Eingebornen in Indien es dulden würde, daß „Einer seines Vaters Weib habe,“ wie dieß in Corinth der Fall war; aber wir müssen doch überall und immer wieder dieselbe Sprache führen, wie der Apostel Paulus: „Leget ab die Lügen, ein Jeglicher rede mit seinem Nächsten die Wahrheit;“ — „wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr;“ — „die Ehe soll ehrlich gehalten werden bei Allen und das Ehebett unbesleckt; der Wandel sei ohne Geiz;“ — „die Liebe sei nicht falsch, hasset das Arge, hanget dem Guten an;“ — „lasset kein faul Geschwäg aus eurem Munde gehen!“ ic.

Ich will dieß mit einem Beispiel klar machen. Wir haben in Benares einen eingebornen Gehülfsen, an dessen Aufrichtigkeit wir keinen Zweifel haben konnten. Er war durch Hrn. Bowley zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Er war früher ein Landbesitzer (Zemindar) gewesen und hatte ein gutes Einkommen. In Folge seiner

Bekehrung verlor er alle seine Besitzungen und sein ganzes Vermögen, und er gab es freudig dahin um Christi willen. Wir nahmen ihn als Missionsgehülfen auf, wobei er etwa den vierten Theil seines früheren Einkommens erhielt. Im Jahr 1835 kaufte er einer armen Wittwe ein Haus ab zum Behuf der Mission. Der Betrag davon war gerade hinreichend, daß die Wittwe ihre Schulden bezahlen konnte; nur 50 Rupies blieben ihr übrig. Davon behielt unser Gehülfe als Käufer 25 für seine Mühwaltung bei dem Ankaufsgeschäft, die übrigen 25 eignete sich der Bruder der armen Wittwe zu. Die unglückliche Frau stand nun mit zwei kleinen Kindern obdachlos und ohne einen Pfennig für ihren Unterhalt da. Sie kam zu mir und klagte über unsern Missionsgehülfen. Wir sprachen mit ihm; er aber erwiderte: „Was hab' ich Unrechtes gethan? Welches Gebot habe ich gebrochen? Es ist in Indien allgemeine Sitte, daß, wer einen Kauf abschließt, 16 Procent davon nimmt, und diese Frau hätte mir noch mehr zahlen sollen.“ — Wir schilderten nun die Armuth der unglücklichen Wittwe, aber es machte auf ihn keinen Eindruck. Zwei andere ähnliche Fälle kamen bei ihm vor. Vier Jahre vergiengen, als derselbe Gehülfe eines Tages zu mir kam und mich bat, ihm einiges Geld zu leihen. Ich fragte ihn, wozu? — aber er wollte es mir nicht sagen. Ich ließ ihm die verlangte Summe. Einige Tage nachher sah ich ihn wieder, wobei er mir ungewöhnlich heiter schien. Dann fragte ich ihn, was er mit dem Geld gemacht habe? Anfangs wollte er es mir nicht sagen, da ich aber in ihn drang, so theilte er mir Folgendes mit: „Sie erinnern sich, daß ich vor etlichen Jahren von jener armen Wittwe 25 Rupies nahm und behielt. Nun fühle ich, daß ich Unrecht that, und halte

es für meine Pflicht, ihr das Geld zurück zu geben. Damals verstand ich Sie nicht, aber jetzt verstehe ich Sie, und ich danke Gott für diese Gnade."

Dieser Mann ist ein Denkmal göttlicher Gnade. Er hatte Alles um Christi willen dahin gegeben, und doch konnte er anfangs nicht einsehen, daß sein Verfahren mit der armen Wittwe in Widerspruch stehe mit Luc. 6, 31. Ein Wachsen in der Gnade gab ihm nach 4 Jahren ein helleres Licht in das Wort Gottes, und siehe, das Kind war ein Mann in Christo geworden.

Der wahre Werth unserer Christen kann deshalb nur dann recht erkannt werden, wenn der richtige Maßstab angelegt wird. Vergleicht man sie mit einer Gemeinde wahrhaft frommer Christen in Deutschland, so werden unsere indischen Christen hinter ihnen zurückstehen müssen. Ist dies aber zu verwundern? Bedenkt man, welche Vortheile, welche Einflüsse christlicher Bildung jene europäische Christen genossen, ehe sie durch die göttliche Gnade allmählig zu dieser Reife heranwachsen, — und erwägt dagegen, in welchem versunkenen Zustande unsere indischen Christen waren vor ihrer Bekehrung, in welchen Fesseln des Satans sie lagen, so wird man in der That nicht mehr erstaunen. Vergleicht man aber unter dieser Voraussetzung beide Theile, und fragt, was eine europäische Christengemeinde bei ihren Vorzügen geworden ist, — und was nun die Gnade Gottes aus unsern indischen Eingebornen gemacht hat, — so bin ich überzeugt, daß unsre indischen Christen so hoch stehen, als irgend eine Gemeinde in Europa. Wir müssen uns immer erinnern, daß jede Missionsstation ein Krankenhaus ist, voller Patienten, die in der Genesung begriffen sind Sie sind nichts Anders als Schulen, in denen wir unsere Leute in

der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufziehen; und was die Art unsrer Erziehung betrifft, so erhielt ich eines Tages eine gute Lektion; denn leicht sind wir entweder zu milde oder zu hart. Ich hatte einen Mann, den ich mit seinem Weibe in meine Dienste nahm, getauft. Er war ein braver und treuer Knecht, aber eines Tags entschloß er sich plötzlich, nicht mehr zu arbeiten; er erklärte mir, daß er meinen Dienst verlassen wolle, und ich ließ ihn ziehen. Nach etwa acht Wochen kam er wieder. Das wenige Geld, das er mit sich genommen hatte, war zu Ende. Ich fragte ihn, was er wünsche? —

„Ich möchte bloß eine Frage an Dich richten,“ erwiderte er.

Gut, sagte ich, was hast Du zu fragen?

„Ich möchte Dich nur fragen,“ entgegnete er, „wie Du meinst, daß ein weiser Vater gegen einen ungehorsamen Sohn handeln wird? Wird er ihn aus dem Hause verstoßen, oder wird er ihn züchtigen, um ihn zur Besinnung zu bringen?“

Ich erwiderte: Du bist kein Kind mehr.

„Lasse mich aus dem Spiel,“ fiel er ein.

Ein weiser Vater, sagte ich nun, wird seinen Sohn züchtigen.

Da fiel er mir wieder in's Wort und rief: „Und was hast Du mit mir gethan? Statt mich zu züchtigen, hast Du mich meines Weges ziehen lassen. Hier bin ich nun wieder, und wünsche von Herzen, daß Du mich als deinen Sohn betrachtest: und sollte ich mich wieder übel auführen, so bitte ich Dich, mich wie einen Sohn zu züchtigen.“ —

Ich nahm ihn wieder an, und hatte keine Ursache, es zu bereuen.

O wie sollten unsre christlichen Freunde den Herrn ansehen, daß er uns Weisheit und Gnade schenke, damit wir uns als treue Haushalter in seinem Hause beweisen. Wenn das Christenthum in Indien mehr und mehr die Masse des Volkes durchdringt, wenn das Gefühl für sittliche Reinheit nach und nach erstarkt, und das Wort Gottes besser verstanden wird, so werden die, welche jetzt noch Kinder im Glauben sind, hinankommen zu dem Mannesalter in Christo, bis wir Alle in der Einigkeit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes vollkommene Männer werden und zum vollen Maß des Alters Christi gelangen. (Eph. 4, 13.) O möge es Gott gefallen, unsere theuern Brüder in Indien und uns Alle nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit zu kräftigen durch seinen Geist nach dem innern Menschen, daß Christus in unsern Herzen wohnen möge durch den Glauben, auf daß wir, festgewurzelt und gegründet in der Liebe, verstehen können mit allen Heiligen, welches da ist die Breite und Länge, die Tiefe und Höhe und erkennen die Liebe Christi, die alle Erkenntniß übersteigt, und erfüllt werden mit aller Gottesfülle. (Eph. 3, 16. 17.)



## 27 Wie man die Schulen in Indien nicht entbehren kann.

Ein anderes Mittel, das wir neben der Predigt des Evangeliums gebrauchen, sind die Schulen, oder die Erziehung der Jugend in der Furcht und Ermahnung des Herrn.

Ich bin während meines Missionslaufes in Indien viel in Schulen beschäftigt gewesen, und wir haben in Benares auf diesem Gebiet unsers Missionswerkes reichen Segen erfahren. So wichtig aber auch dieses Mittel ist, so ist es doch nur von untergeordnetem Werth. Die Predigt steht immer voran; denn durch sie hat der Herr selbst und haben seine Apostel gewirkt, und der Erfolg, welcher bisher überall die Predigt des Evangeliums begleitet hat, beweist klar, daß sie das Hauptmittel zur Bekehrung der Welt ist.

Gleichwohl sind Schulen von hoher Wichtigkeit; denn sie wirken kräftig mit zur Festgründung des Christenthums in Indien. Durch sie wird das Gefühl für nützliche Reinheit geläutert und gekräftigt; aus ihnen müssen Prediger für die künftige Generation hervorgehen. Soll es in Indien besser werden, so muß es bei dem aufwachsenden Geschlecht vor Allem geschehen. Deshalb sind Schulen, d. h. durch und durch christliche Schulen ein nothwendiger Zweig der Missionsthätigkeit.

Vor Allem will ich von unserer sogenannten Freischule reden. Sie besteht schon seit mehr als 20 Jahren, und wurde durch einen reichen Hindu, Namens Dschana Narayana, gegründet. Dieser merkwürdige Mann erzählt selbst, wie er vor vielen Jahren krank wurde, und bei allen Priestern und Tempeln, sowie bei den trefflichsten Aerzten vergebens Hülfe suchte. Endlich kam er nach Benares, um durch das heilige Bad im Ganges und durch die Heiligkeit des ganzen Platzes Erledigung von Sünden und Gesundheit des Lebens zu finden. Dort hörte er, daß ein Hindu durch ein einfaches Mittel, das ihm ein europäischer Kaufmann gegeben, genesen war. Er suchte die Bekanntschaft dieses Engländers, erhielt von ihm einige einfache Mittel und wurde hergestellt. Zugleich hatte derselbe ihm ein Neues Testament und ein Gebetbuch gegeben, das er ihm mit Andacht zu lesen anempfahl und zugleich selbst öfters auslegte. Durch dieß Alles wurde sein Gemüth so bearbeitet, daß er nach seiner Genesung den Engländer fragte, was er wohl zur Ehre des Namens Jesu Christi thun könne, um seinen Dank zu bezeugen. Dieser schlug ihm die Gründung einer Schule vor, was Dschana Narayana sogleich that. Er bot der kirchlichen Missionsgesellschaft sein Haus an, das ihn ursprüng-



lich etwa fl. 60,000 gekostet hatte, und zu dessen Bau einst nur heiliges Gangeswasser gebraucht wurde. Die Com-mittee gieng freudig darauf ein, tüchtige Lehrer wurden hingesandt, und eine Schule für unbemittelte Hindusöhne eröffnet. Um es aber möglich zu machen, daß die Knaben unentgeltlich unterrichtet würden, gab Dschana Na-ravana noch zwei andere Häuser her, aus deren Mieth-zins, sowie aus einer Unterstützung der Regierung, die Ausgaben bestritten werden.

In dieser Freischule erhalten die Knaben eine gute Erziehung nach gesunden christlichen Grundsätzen. Die Bibel ist Schulbuch, und die Knaben lesen gerne darin. Auch haben die Eltern nichts dagegen, sondern sie erkennen im Gegentheil an, daß die Bibel gute und ge-horsame Söhne bilde; nur sollen diese sich nicht bekehren. Wir reden mit den Leuten offen darüber, daß wir nichts anders wünschen, als daß alle Schulkinder gute Christen werden möchten; und in der That, den Leuten gefällt diese Aufrichtigkeit nicht übel. Eines Tags vermißte ich einen Knaben und hörte, daß er in die Regierungsschule, von welcher alle christlichen Bücher ausgeschlossen, und wo nur allgemeine Kenntnisse gelehrt werden, übergegan-gen sei. Aber am folgenden Tage schon kam er wieder zu uns. Ich fragte ihn, warum er nicht dort geblieben sei? Da erzählte er mir, wie er sein Testament mit sich dorthin genommen; wie er nun angefangen habe, daraus zu lesen, habe ihm der Schulmeister gesagt: „Hinweg mit diesem Buch, das ist kein Buch für diese Schule!“ Dies habe er seinem Vater erzählt, und dieser habe ihm darauf erklärt: „Knabe, du darfst mir nicht mehr in jene Schule gehen; denn dem Manne, dem nichts an seiner eigenen Religion liegt, wird auch nichts an der unsrigen liegen.“

In dieser Freischule können wir den Knaben eine gründlich schriftgemäße Erziehung geben, so daß, während ihnen die Verkehrtheit des Götzendienstes in's Licht gestellt wird, die Wahrheit des Christenthums immer einleuchtender vor ihren Augen sich entfaltet. Ich habe die Hoffnung, daß auf dieser Schule der Segen Gottes ruhe, und daß Viele von den Schülern zu einer lebendigmachenden Erkenntniß der Wahrheit gelangen werden. Gegenwärtig arbeitet Missionar Schneider an derselben, und nach seinem letzten Bericht befinden sich in ihr 144 heidnische und muhamedanische Knaben. Davon lernen 77 Englisch, 23 Persisch und Ordu, 26 Hindui, 17 Bengalisch. Die englische Abtheilung besteht aus 6 Klassen, von denen die erste neben der Bibel indische Geschichte, Geographie, Astronomie, Geometrie und Arithmetik treibt und Aufsätze liefert. Die übrigen Klassen werden zu denselben Fächern nach zweckmäßiger Stufenfolge vorbereitet.

Während der sieben Jahre, in denen ich in dieser Schule beschäftigt war, gab ich neben andern Fächern namentlich den Bibelunterricht. Wir giengen die verschiedenen Lehren des Christenthums durch. Dabei stellte ich zuerst die Lehre selbst in einfachen, leichtverständlichen Sätzen fest, erklärte und bewies sie dann aus verschiedenen Stellen der Bibel, und forderte hierauf die Knaben auf, den Gegenstand recht zu überdenken und weitere Stellen dafür in der heil. Schrift aufzusuchen. Wenn ich z. B. von der Gottheit Christi sprach, so zeigte ich zuerst, wie Christus Gott und Mensch, — Gottmensch sei. Sodann bewies ich für's Erste, daß er Mensch war: er hungerte, dürstete, wurde müde, schlief, litt und starb, wie ein Mensch. Sodann, daß er Gott war. Dieß zeigte ich aus seinem Charakter und Wandel; erzählte, wie er

gestattete, daß man ihn anbetet, besonders aber daraus, daß ihm erstens die Schöpfung zugeschrieben wird, (Joh. 1, 1—3. Col. 1, 1—16. Hebr. 1, 2.), ztens die Herrschaft über alle Dinge (Matth. 28, 18. 1 Cor. 15, 25.), 3tens die Auferweckung der Todten (Joh. 5, 28. 26.), 4tens das jüngste Gericht (Apstg. 17, 31. 2 Cor. 5, 10.), 5tens, daß er geradezu Gott genannt wird (Joh. 1, 1. Röm. 9, 5. 1 Tim. 3, 16. 1 Joh. 5, 20). Nachdem ich auf diese Weise die Knaben angeleitet hatte, wie sie zu verfahren haben, suchten sie gewöhnlich selbst emsig weitere Beweisstellen. Diese Uebungen erweckten in den Knaben eine große Liebe zur Bibel. Sie erstaunten über die große Harmonie und Zusammenstimmung, welche durch die ganze heil. Schrift waltet. Eines Tages fragte mich ein Knabe, wie es doch möglich sei, daß Mose ganz dieselben Gedanken von göttlichen Dingen gehabt habe, wie Johannes, ungeachtet sie wohl 1500 Jahre aus einander gelebt hätten, während die Hindus, welche zu einer und derselben Zeit mit einander leben, in göttlichen Dingen Alle einander widersprechen? — „Dies ist sehr einfach,“ erwiderte ich; „denn Jene sahen die Dinge mit erleuchteten Augen an, während Diese blind sind. Ich will es Euch mit einem Beispiel klar machen. Es waren einmal 5 blinde Männer, welche gern erfahren wollten, wie ein Elephant eigentlich aussehe. Der erste faßte den Rüssel des Thieres und sagte: ein Elephant sieht aus, wie ein gebogener Arm. Der zweite kam mit der Hand an ein Bein des Elephanten und sagte: er sieht einem Baum ähnlich. Der dritte bekam den Schwanz und sagte: ein Elephant ist etwa wie ein dickes Seil. Der vierte betastete ein Ohr und war fest überzeugt, daß ein Elephant wie ein Fächer aussehe. Nein, nein, rief der fünfte, der



mitte zwei neue, tüchtige Missionarien dahin ausgesandt und ein neues Schulhaus ist errichtet worden. Wir haben die demüthige Zuversicht, daß diese Schule in der Hand des Herrn ein gesegnetes Mittel zur Bekehrung vieler Jünglinge sein werde.

Wir haben noch zwei andere Schulen in Benares, sogenannte Bazar Schulen, in denen mehrere hundert Knaben in der christlichen Wahrheit unterrichtet werden, und wo wir zugleich jeweiligen Predigten halten. Leicht könnten wir noch mehr Schulen errichten, aber wir wären nicht im Stande, sie genau zu beaufsichtigen; und wenn eine Schule nicht unter genauer Aufsicht steht, so kann man wenig Gutes von ihr erwarten.

Es ist nicht anders möglich, als daß die vielen durch ganz Indien verbreiteten Missionschulen mächtig auf das Volk einwirken. Wenn auch die Kinder nicht gerade bekehrt werden, so werden sie doch mit dem Christenthum bekannt, und dieses übt auf ihr Herz und Leben fast unvermerkt einen umwandelnden Einfluß aus. Möge Gott seinen heil. Geist über sie ausgießen und viele Seelen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu dem Herrn bekehren, damit sie Vergebung der Sünden und das Erbtheil der Heiligen im Lichte empfangen.

So wichtig aber auch diese Schulen sein mögen, so ruht doch unsre größte Hoffnung auf einer andern Anstalt, die im Jahr 1836 gegründet wurde, und die wir als einen kleinen Garten unsers Gottes ansehen, darin wir zarte Pflänzlein pflegen, um sie einst, wenn sie erstarkt sind, in's offene, freie Feld zu verpflanzen. Ich meine unsere Waisenanstalt.



### 28. Die Waisenanstalt.

Sie besteht aus zwei Theilen, aus einer Anstalt für Waisenmädchen und einer andern für Waisenknaaben.

Was die Waisenmädchenanstalt betrifft, so steht dieselbe gegenwärtig unter der Leitung der Gattin des theuren Missionars Smith. Sie ist eine ausgezeichnete Missionsfrau, thätig, eifrig, ausdauernd, voll Liebe zu den Kindern und voll Talent zum Unterricht. Diese Anstalt gehört zu den trefflichsten, die ich in Indien gesehen habe. Ich kam viel mit diesen Waisenmädchen in Berührung, da sie täglich zur Hausandacht in meinem Hause sich versammelten, und auch wöchentlich zwei Mal meinen Bibelstunden bewohnten. Gegenwärtig befinden sich in der Anstalt 90 Waisenmädchen, welche vor Allem zu guten Christen und zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft erzogen werden sollen. Sie werden im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, allen Arten von Nadelarbeiten und im Stricken unterrichtet. Frau Smith sagt in ihrem Bericht: „Mit

zwei oder drei Ausnahmen sind die Mädchen sehr gelehrig und fügen sich gerne in jede Ordnung. Wir halten eine schwarze Tafel, auf welcher die Fehler angezeichnet werden; aber in den letzten 4 Monaten kamen nur 2 Striche auf dieselbe. Sie sind jederzeit beschäftigt, weil wir wissen, wie wichtig dieß ist, um sie in gutem Gang zu erhalten. Morgens wohnen sie der Hausandacht in Bruder Leupolt's Wohnung bei; dann werden sie in der Schule beschäftigt bis 9 Uhr. Um diese Zeit frühstücken sie und haben dann eine Stunde für sich. Um 10 Uhr kommen sie zu mir und bleiben da bis 5 Uhr Abends, wo sie beständig mit der Nadel arbeiten. Ihre Arbeiten werden zum Besten der Anstalt verkauft. Etliche sticken sehr schön; Alle aber lernen stricken und üben sich in häuslichen Geschäften. Sie mahlen stets das Korn, reinigen die Schlaf- und Schulzimmer, kochen für sich selbst mit Hülfe einer älteren Frau, und werden angewiesen sich auf jede Weise nützlich zu machen."

Das Ganze wird in einem lieblichen Geiste geleitet, und der Herr hat die Anstalt bisher reichlich gesegnet. Bedenkt man, wie tief versunken das weibliche Geschlecht in Indien ist, so leuchtet ein, wie große Segnungen von diesen Schulen ausgehen auch in Beziehung auf die äußern Verhältnisse des Volkes. In Indien erhalten die Mädchen nie irgend einen Unterricht; stirbt ein Gatte, so wird nicht selten die arme Wittwe von ihren Verwandten verstoßen, und meist steht ihr, wenn sie nicht ein elendes Dasein führen will, nur ein Weg offen, der Weg der Sünde und Verworfenheit. Welch ein Segen sind deshalb diese Anstalten für die armen Mädchen! Ich kenne zwei Beispiele, daß Mädchen aus dieser Anstalt ihre Mutter, Brüder und Schwestern durch ihrer Hände Arbeit

ernährt haben. Die Eine hieß Moni. Sie kam zu meiner Gattin mit der Bitte, sie zum Verfertigen der Knabenkleider zu gebrauchen; zugleich richtete sie die Bitte an meine Gattin, ihr nicht sowohl Taglohn, als vielmehr den Lohn nach dem Stück auszahlten. Sie saß neben meinem Studirzimmer und arbeitete täglich von 7 Uhr Morgens bis nach 6 Uhr Abends, ohne auch nur einen Augenblick ihre Arbeit zu verlassen. Sie brachte eine Handvoll geröstete Erbsen mit sich, die sie um Mittag während der Arbeit aß. Als ich sie eines Tags nach der Ursache ihres harten Arbeitens fragte, und zugleich meine Befürchtung aussprach, sie möchte vergessen, was sie in der Schule gelernt habe, erwiderte sie: „Mein Herr, mein Vater ist davon gelaufen, und hat meine arme Mutter mit mir und zwei Schwestern unversorgt zurückgelassen. Meine Mutter kann nicht nähen, sie hat nie etwas gelernt; ich aber kann arbeiten und durch angestregten Fleiß unsre Familie erhalten. Komme ich Abends nach Hause, so hat mir meine Mutter etwas zum Essen bereit gemacht, und habe ich den ganzen Tag fleißig gearbeitet, so kann ich mir einen oder etliche Groschen ersparen, um Del und dgl. dafür einzukaufen. Nach dem Essen nehme ich mein N. Testament und lese daraus meiner Mutter und meinen Schwestern vor, und“ — fügte sie lächelnd hinzu, — „wenn Sie einmal eine Prüfung anstellen, so werden Sie finden, daß ich in der Bibelenntniß nicht hinter den andern Mädchen zurück bin.“

Ein anderes Mädchen, das ihren Vater verloren, sprach eine Dame in der Nachbarschaft um Arbeit an. Die Dame war erstaunt und fragte, wie es komme, daß ~~das~~ als ein Hindumädchen, zu nähen verstehe? Das ~~er~~ erwiderte: „Ma'am Sahib, (gnädige Frau),



ich bin in der Missionschule unterrichtet worden; ich bitte, versuchen Sie es mit mir.“ — Die Dame machte einen Versuch und fand, daß sie brav arbeite. Darauf gab sie dem armen Mädchen monatweise Beschäftigung, wodurch diese junge Tochter in Stand gesetzt wurde, ihre Mutter und Schwester zu erhalten.

Ein anderes Mädchen besuchte die Anstalt 5 Jahre lang. In ihrem zwölften Jahr wurde sie von ihrer Mutter an einen muhamedanischen Fakir verheirathet. Am Tage ihrer Hochzeit gieng ihr Gatte aus, um einen Spaziergang zu machen. Dieser Spaziergang war aber ziemlich lang; denn er kehrte erst nach zwei Jahren zurück. Inzwischen trat das Mädchen wieder in unsre Anstalt ein und wurde durch Gottes Gnade bekehrt. Eines Sonntags, als ich gerade etliche Töchter auf ihre Bitte taufte, trat auch sie herzu und bat um die Taufe. Mein Mitarbeiter, Bruder Smith, erklärte ihr aber, daß wir sie nicht taufen dürfen, da dieß gegen das muhamedanische Gesetz sei; da brach sie in Thränen aus und weinte bitterlich. Nach dem Gottesdienst tröstete ich sie, indem ich ihr sagte, daß ich sie am folgenden Sonntag taufen wolle, auch auf die Gefahr hin, daß ich dafür in's Gefängniß wandern müßte. So nahm ich sie am folgenden Sonntag in die Gemeinde Christi auf. Etliche Wochen nachher kam plötzlich ihr Mann wieder und forderte sein Weib zurück; sie aber weigerte sich zu ihm zu gehen. Darüber war er sehr entrüstet und sagte: „Ich habe deiner Mutter 6 Gulden für dich bezahlt! Sieh mir das Geld wieder, und du kannst gehen, wohin du willst; denn es liegt mir nichts an Dir, aber die 6 Gulden will ich wieder haben.“ — Das arme Mädchen lief zu Frau Smith und bat um ein Darlehn von 6 Gulden mit der Versicherung, daß sie Tag und

Nacht arbeiten wolle, um sie ihr wieder zu erstatten. Frau Smith gieng nun zu dem Manne und sagte ihm, wenn er seiner Gattin einen gesetzlichen Scheidebrief geben wolle, so wolle sie ihm 9 Gulden geben. Der Mann war überglücklich, schrieb sogleich den Scheidebrief und nun war nach dem Gesetz sein Weib frei. Dieses Mädchen heißt Maria, und arbeitet nun als Lehrerin in der Waisenschule. Seitdem ist es ihr gelungen, auch ihre Mutter zu bewegen, die Waisenschule zu besuchen, und so ist letztere gegenwärtig in der Küche beschäftigt, während sie zugleich täglich christlichen Unterricht empfängt. So ist dieses Mädchen nicht bloß selbst bekehrt worden, sondern ward auch das Mittel zur Bekehrung ihrer Mutter.

Mehrere von den Waisenmädchen in der Anstalt sind wahrhaft fromme Kinder, und ich zweifle nicht, daß sie einst gute und tüchtige Gattinnen für unsre Waisenknaben abgeben werden. Es sind für sie zwei bequeme Häuser gebaut worden, von denen das eine zur Wohnung, das andere zur Schule dient. Besonders wichtig ist bei dieser Anstalt, daß die Kinder nicht über ihren künftigen Stand erzogen werden. Möge der gute Hirte auch diese Lämmer unter seine Hut nehmen, sie bewahren und reichlich segnen mit seiner Gnade von Oben. —

Daneben besteht, wie schon erwähnt, die Waisenanstalt für Knaben. Schon bei unserm Eintritt in die Missionsthätigkeit in Benares fühlten wir, Smith, Knorpp und ich, die Nothwendigkeit, Nationalgehülfen zur Seite zu haben; aber die große Frage war, wie sie zu bekommen seien? Als wir über diesen Gegenstand sprachen und beteten, kam uns der Gedanke, daß eine Waisenanstalt das rechte Mittel dazu sein könnte. Wir bewegten die Sache in unserm Gemüthe, und obschon wir

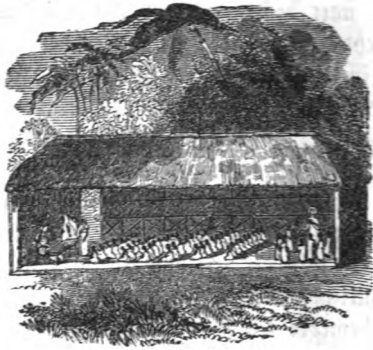
noch nicht wußten, woher wir Waisen bekommen sollten, — und im Fall wir sie bekämen, wie wir sie erhalten könnten, so hatten wir doch die Ueberzeugung, daß der Herr, wenn es sein Wille wäre, uns zu Beidem verhelfen werde. Bald darauf, bei Gelegenheit einer öffentlichen Schulprüfung theilten wir etlichen anwesenden Freunden unsre Ansichten mit; Alle billigten den Plan, sagten ihre Unterstützung zu, und sogleich wurden mehrere hundert Gulden zu diesem Zwecke unterschrieben. Darauf wurde sofort an einen theuern Freund, Herrn Matten in Fattypur, geschrieben, ob er nicht die Waisenknaaben, welche er in seiner Gegend während der letzten Hungersnoth gesammelt hatte, uns überlassen wolle? Dieß wurde von ihm freudig gewährt. Am 15ten April 1836 kamen auch wirklich 39 Waisenknaaben in Benares an, von denen die meisten unter der trefflichen Leitung von Herrn Matten bereits lesen gelernt hatten, so daß wir nur sein schön begonnenes Werk fortsetzen durften. Bald wurden uns von verschiedenen Seiten kleinere Schaaren von Waisen zugesendet. Ich selbst erhielt die Oberleitung der Anstalt. Sofort wurde der Bau eines Hauses beschlossen und begonnen. Ich selbst entwarf den Riß eines Hauses, das etwa 90 Knaben aufnehmen konnte; aber schon 1837 mußten wir das Haus erweitern. Doch auch dieß war nicht genug; denn im Jahr 1838 belief sich die Zahl unsrer Waisenknaaben auf 300. Die Wohnung mußte deswegen bedeutend vergrößert werden; ein Betsaal, Arbeitszimmer, eine neue Küche und auch ein Krankenhaus wurde nach dem Bedürfniß errichtet. — Aber woher sollten wir das Geld zum Bauen nehmen? Ich fand jederzeit, daß das Geld gerade kam, wann wir es bedurften. Ich zahlte die Arbeitsleute in bestimmten Terminen aus, und obschon ich manch-

mal große Summen zu zahlen hatte, so erhielt ich das Geld doch immer zur Zeit, da ich es bedurfte. Einmal jedoch kamen wir in Noth für eine halbe Stunde. An einem Freitag nämlich hatte ich den Arbeitern gesagt, daß ich ihnen am Montag ihren Lohn auszahlen werde. Die Summe, die ich für Lohn und Material zu zahlen hatte, belief sich etwa auf 450 Gulden; aber am Samstag Morgen hatte ich noch nicht einen Pfennig. Doch dieß war mir noch nichts Neues, und ich war deßhalb auch nicht unruhig. Ich dachte bei mir selbst: „Der Herr kennt unsre Bedürfnisse und er hat genug Zahlmeister in Indien; deßhalb bin ich gewiß, er wird Eines seiner Kinder anweisen, uns die nöthige Summe zu senden.“ Der Samstag Abend kam heran, und ich beschloß zu Hause zu bleiben, um den Briefträger zu erwarten, der das Geld bringen sollte; aber die Postzeit gieng vorüber und kein Brief kam. „Was ist das?“ sagte ich — „kein Brief?“ — Ich hatte natürlich keinen andern Grund, einen Brief mit Geld zu erwarten, als daß ich wußte, der Herr kenne unsre Bedürfnisse so gut, wie wir. Etwas kleingläubig schickte ich zu Bruder Smith, um bei ihm die Summe zu entlehnen, indem ich die gewisse Zuversicht hatte, daß das Geld im Laufe der nächsten Woche kommen werde. Aber er ließ mir sagen, daß er nicht so viele Pfennige im Hause habe, als ich Gulden wünsche. Was war zu thun? Ich konnte nicht glauben, daß der Herr uns werde stecken lassen, und doch kam weder Brief noch Geld. Es schlug 9 Uhr und es blieb mir nichts übrig, als dem Herrn auf's Neue unsre Noth vorzutragen. Eben stand ich vom Gebet auf, als es klopfte, und herein trat — der Briefträger mit den Worten: „Mein einfältiger Junge hätte Ihnen diesen Brief zur gewohnten Zeit bringen

sollen, aber statt dessen trug er ihn auf das Postbureau, wo er bis jetzt liegen blieb; ich habe aber dem einfältigen Burschen dafür gethan!" — Schon gut, sagte ich, gebt mir nur den Brief. Er kam von einer wohlbekanntten Hand. Er war kurz, aber gewichtig. „Ich vermuthe,“ hieß es darin, „Sie brauchen Geld. Ich sende Ihnen deshalb hiemit einen Wechsel auf 900 Gulden.“ Beschämt über unsern Unglauben erhoben wir unsre Augen zu dem, der da treu ist und die Seinen nie verläßt.

Die nämlichen Erfahrungen wunderbarer Hülfe hatten wir — dieß bemerkte ich nur zwischen hinein — auch beim Bau unsrer Kapellen gemacht. Die größte von ihnen wurde begonnen, als wir nur 360 Gulden in Händen hatten, und doch belief sich der Anschlag auf 1200 Gulden. Wir bauten aber getrost fort, und als sie vollendet da stand, hatten wir noch 100 Gulden übrig. Ja in meiner ganzen Missionslaufbahn hatte ich die Wahrheit des Wortes allezeit erfahren: „Gold und Silber ist mein, spricht der Herr Zebaoth.“ (Hagg. 2, 8.)

Mit dem Ende Octobers standen alle Gebäude vollendet da, und da ich nun die Oberaufsicht über die Freischule aufgab, und die Revision und der Druck des N. Testaments, was ich mit meinen Missionsbrüdern zu besorgen hatte, bald zu Ende war, so hoffte ich, daß ich mich neben der täglichen Predigt nun ganz meinen Waisenkindern widmen könne. Aber der Herr fügte es anders. Am 9ten October 1840 wurde ich krank, und obschon ich mich im Jahr 1841 etwas erholte, mußte ich doch am Ende dieses Jahres Indien verlassen. Aber so war es recht und gut für mich.



## 29. Wie die Waisenkinder gesammelt wurden.

Das Jahr 1838 wird in Bengalen unvergeßlich bleiben. In Folge des Mangels an Regen, der das Jahr zuvor beinahe ganz ausgeblieben war, brach in dem genannten Jahre eine furchtbare Hungersnoth aus. Tausende von armen Leuten starben des Hungertodes. Die Regierung that Alles, um dem Elend zu steuern, aber es war unmöglich, allenthalben zu helfen, der Jammer war zu groß und zu allgemein. Während dieser Zeit sammelten christliche Freunde da und dort Kinder, deren Eltern gestorben waren. Kapitän Wheeler allein hatte deren 500 gleichsam von der Straße aufgelesen, die er uns nach Benares sandte. Man kann sich eine Vorstellung von dem Elend machen, das diese Hungersnoth herbeiführte, wenn ich sage, daß der treffliche Missionar Moore mir in einem Briefe schrieb, daß im Laufe von drei Monaten in dem Hospital zu Agra allein 40,000 Personen starben. Ein anderer christlicher Freund schrieb mir: „Es ist wahrhaft ergreifend! Eltern kommen von allen Seiten und geben

ihre Kinder weg. Sie kommen und sagen: 'Gieb mir 4 Annas (18 Kreuzer) für mein Kind, und du sollst es haben; dann will ich gehen, mir eine Hand voll Reis kaufen, in eine Straßenecke mich setzen, den Reis essen und sterben.'

Auch unter unsern Kindern kamen manche ergreifende Auftritte vor. Eines Tages erhielten wir eine neue Sendung von Kindern. Ein kleiner Junge unter ihnen schien, als er zur Morgenandacht kam, sich sehr unbehaglich zu fühlen. Die Kinder dürfen während dieser Stunde nicht umhersehen; aber dieser Junge heftete seine Augen beständig auf die auf der Seite sitzenden Mädchen. Ich winkte ihm, aber vergebens. Als die Andacht vorüber war, standen die Kinder auf, und die Mädchen giengen zur einen, die Knaben zur andern Thüre hinaus. In diesem Augenblick stürzte der Junge unter die Mädchen, umfaßte eines derselben mit seinen Armen und rief: „Meine Schwester! meine Schwester!“ — Er hatte sie 4 Monate lang nicht gesehen und sie längst todt geglaubt, und auch sie glaubte dasselbe von ihm.

Ein andermal erhielten wir etliche Mädchen, unter denen Eines krank war. Bald nach ihrer Ankunft kam ein Knabe zu mir und sagte: „Mein Herr, ich glaube, das kranke Mädchen ist meine Schwester; bitte, lassen Sie mich zu ihr gehen und sie sehen.“ Da es schon Nacht war, hieß ich ihn bis zum folgenden Morgen warten. Er aber konnte sich nicht bezähmen und suchte das kranke Mädchen auf. Bald darauf hörte die Aufseherin Jemand laut weinen, und als sie gieng, um nach der Ursache zu sehen, fand sie den kleinen Burschen am Bette des kranken Mädchens knien, welches wirklich seine Schwester war. — So fanden manchmal Brüder ihre verloren geglaubten Schwestern, Schwestern fanden ihre Brüder: und während

sie sie für todt hielten, fanden sie einander im Betsaal, gleichsam am Thron der Gnade wieder.

Als diese Kinder zu uns kamen, waren sie in dem traurigsten Zustande, besonders die Knaben, die fast nichts als Haut und Bein waren. Etliche waren so schwach und abgemagert, daß sie von dem Rütteln des Wagens, der sie vom Ufer des Flusses bis zu unserm Haus langsam herbrachte (etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde Weges), starben. Eines Tages erhielten wir 51 Knaben und 23 Mädchen. Als unser Arzt sie sah, sagte er: „Alle diese Knaben werden sterben;“ und sein Wort gieng in Erfüllung, denn von allen 51 Knaben blieb nur ein Einziger am Leben. Manche von den Knaben hatten Unsägliches ausgestanden, ehe sie zu uns kamen. So hatte Einer eine große Wunde in der Seite. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen sei? Er erwiederte: „Mein Vater und meine Mutter hatten mit mir die Heimath verlassen, um Nahrung und Wasser zu suchen. Den zweiten Tag starb meine Mutter und Tags darauf auch mein Vater. Ich gieng weiter; aber da ich sehr schwach wurde, fiel ich um, und wie ich so am Boden lag, kam ein Wolf, packte mich an der Seite und trug mich davon. Ein Polizeibeamter, den die Regierung ausgesandt hatte, um kranke Leute aufzusuchen, sah es und jagte das fürchterliche Thier davon. Nun ließ mich der Wolf fahren, aber nahm ein Stück von meiner Seite mit.“ — Dieser Knabe litt 4 Monate lang und schlief eines Tages ein, um nicht wieder zu erwachen.

Es ist unmöglich, die körperlichen Leiden dieser Kinder während des ersten Jahres zu beschreiben. Etliche waren bereits halbe Leichen. Ihr Appetit war wahrhaft fürchterlich; dabei war es merkwürdig, daß sie oft die gute Speise stehen ließen und alte Knochen aufsuchten,



die sie zu Pulver zerstießen und mit Salz, das sie irgendwie zu entwenden suchten, verschlangen. Es war herzzerreißend, wenn wir das Krankenzimmer besuchten, und nichts als den Schrei hörten: „Sahib, Roti! Brot, Brot, gib uns Brot!“ — Hätten wir ihnen so viel gegeben, als sie hätten essen können, es hätte sie Alle getödet. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Einer oder zwei täglich starben.

Wenn sie aber körperlich in einem höchst traurigen Zustand waren, so war der Zustand ihrer Seele um nichts besser. Im ersten Kapitel des Römerbriefes wird keine Sünde erwähnt, die sich nicht auch bei diesen Kindern gefunden hätte. Sie glichen in jeder Beziehung Todtengebeinen, und oft wurde ich ganz verzagt, wenn ich an sie dachte und mit Ezechiel in meinem Gebete fragte: „Herr, können wohl diese Todtengebeine leben?“ Da war kein Wahrheitsinn, keine Aufrichtigkeit unter ihnen; sie waren abscheuliche Lügner und ausgelernte Diebe. Ein kleiner Bursche von 9 Jahren stahl zweimal ein messingenes Waschgeschirr und verkaufte es in der Stadt für etliche Pfennige, um die er sich Naschwerk kaufte. Oft wurde uns das Essen vom gedeckten Tisch gestohlen, und Talglichter und Seife mit Gefräßigkeit verschlungen. Es war kaum möglich, sie an Ordnung in der Schule zu gewöhnen. Um sie bei unsern Ausgängen vom beständigen Entlaufen zu bewahren, mußten wir sie in Reih und Glied je 15 und 15 zusammen binden, die kleinen Knaben in der Mitte, die großen an beiden Seiten; dieses Mittel mußten wir einige Zeit auch zu Hause anwenden, so daß sie 4 Wochen lang in dieser Weise umhergingen, speisten und schliefen. Einer unter ihnen aber war beinahe unverbesserlich. Ich hatte auch ihn mit den andern

Knaben zusammen gebunden; aber seine Zähne waren so scharf, daß kein Seil dick genug war, um einen Tag auszuhalten. Da dachte ich, ich wolle über den Jungen schon Meister werden, ließ ein Stück Holz zubereiten, das für ihn zum Tragen nicht zu schwer war; an dieses Holz befestigte ich eine Kette, und ließ diese dann über seine Schultern und Brust laufen; auf dem Rücken fügte ich die Kette mit einem Schloß zusammen. Der Knabe schüttelte den Kopf, als man ihm die Kette anhängte, trug sie aber geduldig 4 oder 5 Tage lang. Da verschwand er plötzlich. Ich sandte Knaben aus, ihn zu suchen, und wirklich brachten sie ihn bald wieder heim. Er war über unsre Hofmauer gestiegen, in die Stadt zu einem Schmid gelaufen, und hatte dort Holz, Kette und Schloß verkauft, mit dem Gelde aber sich einige Naschereien verschafft. Ein andermal lief er mit einem ähnlichen Klotz auf dem Rücken wieder davon, blieb aber an einem Gartenzaun, über den er zu steigen hatte, so hängen, daß er sich nicht losmachen konnte, bis man ihn in dieser unbehaglichen Lage fand. Was konnte ich mit ihm machen? — Nach und nach wurde er mit Gottes Hülfe doch zur Ordnung gebracht, und ist ein sehr braver Bursche geworden.

Eine andere Eigenschaft, die ich bald bei ihnen bemerkte, war die gänzliche Abneigung gegen alles Arbeiten. Sie sollten einst unter anderm Backsteine für den Bau herbeitragen. Mein Gehülfe Johannes beaufsichtigte sie. Als er sie aber an's Werk gehen hieß, erwiederten sie, das werden sie nimmermehr thun, denn es sei nicht Sitte, daß „Herrenkinder“ arbeiten. Mein Gehülfe kam zu mir und erzählte mir das. Da gieng ich selbst und fragte, warum die Backsteine noch da liegen? Zugleich rief ich

aus: „Wer will mit mir tragen?“ Dann warf ich meinen Rock ab und legte Hand an's-Werk. Und noch hatte ich nicht drei Ladungen getragen, als schon alle Knaben in vollem Geschäft waren; und seitdem widersetzten sie sich nie mehr.



### 30. Etwas aus dem Kapitel der Erziehung.

Dies war der Zustand der Waisenkinder, als wir sie erhielten. Die Mittel nun, die wir anwendeten, um sie für Christum zu erziehen und zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen, waren zweifacher Art: äußerliche für die Zeit berechnete, und innere auf die Ewigkeit absehende.

Vor Allem nothwendig war ein Unterrichtsplan. Ein solcher war bald entworfen, und enthielt eine genaue Eintheilung der Zeit für ihre Tagesaufgaben, so wie einen Sectionsplan. Der letztere wurde jedes halbe Jahr er-

neuert. Danach hatten diejenigen Knaben, welche zu Handwerkern erzogen werden sollten, 4 Stunden täglich Unterricht und 5 Stunden Handarbeit. Zwischen 5 und 6 Uhr stehen sie auf, bringen ihre Betten in Ordnung und sammeln sich im Gebet d. h. im Privatgebet, das von den Knaben selbst geleitet wird. Dann waschen sie sich und gehen an ihre verschiedenen Geschäfte. Die Einen tragen Wasser, Andere kochen den Reis zum Frühstück, arbeiten im Garten, reinigen die Zimmer u. dgl. Nach einer halben Stunde läutet's zur Morgenandacht, welche wir in folgender Weise halten: — Wir singen 2 oder 3 Liederverse, worauf ein kurzes Gebet folgt; dann lesen die Knaben und Mädchen abwechselnd einen Abschnitt der heiligen Schrift, Morgens im Alten, Abends im Neuen Testament, welcher dann durch Abfragen erklärt wird. Das Ganze wird mit Gebet geschlossen. Um  $\frac{1}{4}$  nach 7 Uhr läutet's zum Frühstück, zu welchem wieder gebetet wird. Um 8 Uhr beginnt die Schule bis 12 Uhr. Nach einer halbstündigen Ausspannung gehen die Knaben an ihre verschiedenen Handarbeiten. Die einen werden Teppichweber, Andere Schneider, Gärtner, Korbmacher u. dgl. Diese Arbeiten stehen unter der Leitung meiner Gattin, und ihre Bemühungen waren mit Erfolg gekrönt, so daß viele Knaben sich jetzt ihr Brot selbst erwerben können. Nach 5 Uhr wird gebadet. Darauf läutet's zum Essen. Dazu breiten die Monitoren (d. h. die aus den Knaben selbst gewählten Unter-Aufseher und Gehülfen) einen langen Streifen Pachtuch in der offenen Halle vor der Schule aus; auf dieses Tuch stellen sich die Knaben in einer Reihe nach der Größe, vor ihnen die Monitoren und Köche in regelmäßigen Entfernungen, um die Speisen auszutheilen. Dann zieht jeder Knabe die Mütze ab, und das Tischgebet

wird von Allen wie mit einer Stimme gesprochen. Darauf setzen sie sich, — aber nicht auf Stühle, noch an einen Tisch, sondern mit untergeschlagenen Beinen auf jenen Streifen Tuch, ein jeder mit seinem Zinnteller vor sich, an dessen Glanz man sogleich die Reinlichkeit oder Unreinlichkeit seines Besitzers wahrnehmen kann. Messer und Gabeln machen ihnen nicht viele Mühe, denn sie haben und brauchen keine; auch der ungeschickteste Bursche ist beim Essen sehr gewandt, und gewiß müßte Jeder lächeln, der die Emsigkeit mit ansehen könnte, welche hier auch der trügste Knabe an den Tag legt. Während dieser höchst belebten Scene ist Alles voll Rührigkeit, und wenn Manche den ganzen Tag hindurch schläfrig sind, so wachen sie doch in dieser halben Stunde auf, und neben der Stunde des Frühstücks ist dieß die geschäftigste Zeit des ganzen Tages. Nach dem Essen haben sie eine Stunde frei zum Spielen und Spazierengehen. Ist die Sonne (um 6 Uhr) untergegangen, so bespricht sich meine Gattin noch mit ihnen über verschiedene Gegenstände des religiösen Lebens. Um halb 8 Uhr läutet es zur Abendandacht, und um 9 Uhr gehen sie zur Ruhe. Dieß ist die Geschichte jedes Tages. Am Sonntag findet zweimal Gottesdienst statt in einer kleinen Kapelle, die an mein Haus stößt, und außerdem Kinderlehre um 2 Uhr.

Die Richtschnur für die Erziehung der Knaben und für die Leitung der ganzen Anstalt ist das Wort Gottes, und das Hauptmittel, die Lehren desselben einzuprägen, ist die Liebe, mit der sich je nach Umständen Strenge und Ernst, Festigkeit und Entschiedenheit verbindet. Wir hatten Anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich nahm bald bei den Kindern denselben Widerwillen gegen die Wahrheit, denselben Mangel an Ehrgefühl wahr,

wie bei erwachsenen Personen in Indien. Je mehr ich die Knaben kennen lernte, desto mehr erkannte ich ihren traurigen und tief versunkenen sittlichen Zustand. Als ich z. B. eines Tags unerwartet unter sie trat, hörte ich Einen die schändlichsten und schamlosesten Reden führen. Ich wurde im innersten Herzen betrübt. Was sollte ich machen? Ihn strafen? Aber dadurch würde ich nichts gewonnen haben, als daß der Knabe in Zukunft sich nur mehr in Acht nähme, irgendwo zu reden, wo ich ihn hören könnte. Ueberdies, wenn die übrigen Knaben mir Vergnügen solchen Reden zuhören konnten, so mußte ja das Uebel tief gewurzelt sein. Ich ließ deshalb die Sache gehen, ohne ein Wort zu sagen. Als ich etliche Stunden später von dem Predigen in der Stadt zurück kehrte, nahm ich mein Testament und fand, daß wir in unsern regelmäßigen Lectübungen in wenigen Tagen an eine Stelle kämen, die auf diesen Gegenstand Bezug hatte. Diese Gelegenheit machte ich mir zu Nuze und sprach ausführlich über die Sündlichkeit bösen Geschwäses. Dasselbe that ich an verschiedenen andern Tagen, so oft sich eine gute Gelegenheit darbot. Drei Monate später sprach ich mit einem Knaben über diesen Gegenstand, und hatte die Freude wahrzunehmen, daß das Wort Gottes den erwünschten Eindruck gemacht habe. Sie erfuhren nie, daß ich ihnen bei jener Gelegenheit zugehört hatte, um so mehr freute ich mich, zu sehen, daß jetzt, wenn irgend Einer unanständige Reden führte, die Andern es ihm sogleich verwiesen.

In meinem täglichen Umgang mit diesen Knaben hatte ich auch Gelegenheit, ihre verschiedenen Charactere zu studiren, was mir für ihre zweckmäßige Behandlung von großem Gewinn war. Ich sah bald die Unmöglichkeit ein, daß wir die ganze Anstalt ohne Gehülfen beaufsichtigen

könnten. Wir wählten deshalb aus den Knaben Einzelne aus, die wir für das gute Verhalten der übrigen verantwortlich machten. Ein Knabe war Senior, durch welchen ich meine Befehle und Anordnungen für die übrigen gab. Er wurde immer aus der ersten Klasse genommen. Der Senior hatte wieder 4 Knaben unter sich, und diese 4 wiederum 4 andere, welche letztern wieder 9 oder mehr Knaben unter sich stehen hatten. Diese Alle hatten nichts zu thun als die Fehlbaren dreimal zu ermahnen, und wurde dieß nicht beachtet, ihre Namen zu notiren. Bei ihrer Auswahl hatten wir die Regel, die unruhigsten Knaben auszuwählen, um die andern ruhig zu halten, die unordentlichsten wurden beauftragt, über die Ordnung zu wachen, die Nachlässigsten sollten Fleiß und Eifer unter den Uebrigen befördern, und der größte Dieb wurde zum Wächter über die Andern gesetzt. Der Erfolg hat unsre Wahl vollkommen gerechtfertigt. Nur bei der Andacht machten wir es anders, indem wir dabei nur die sittlich-besten Knaben zu Unteraufssehern bestellten. Daß ich selbst dabei so viel als möglich das Auge überall hatte, allenthalben selbst eingriff mit Zurechtweisen, Ermahnen und Aufmuntern, versteht sich von selbst. Namentlich berief ich häufig Einzelne zu mir aufs Zimmer, damit sie sich offen gegen mich aussprechen, und betete dann mit ihnen. Besonders aber suchte ich ihnen den Segen des stillen Herzens-Gebetes im Kämmerlein und eines lebendigen Umgangs mit Gott an's Herz zu legen, und groß war meine Freude, als ich zum ersten Mal von ihren Privatandachten hörte.

Wenn ich ihre Fehler zu bestrafen hatte, so nahm ich bald wahr, wie die Strafe mißdeutet wurde. „Wir sind geschlagen worden,“ sagten sie, „nicht weil wir es

verdient haben, sondern weil der Sahib (d. h. Herr) im Zorn war." Um dieß zu vermeiden, machte ich den Versuch, zu bestimmten Zeiten eine Art von Gerichtshof einzuführen. Dabei führte ein Knabe als erster Richter das Präsidium und saß nach englischer Gerichtsweise auf einem Lehnstuhl. Zu seiner Linken standen die 4 Hauptmonitoren mit der Klagschrift in der Hand, und neben ihnen der Vollstrecker des Urtheils mit einem Stock; zur Rechten des Präsidenten standen die 2 Unterrichter. Die übrigen Knaben Alle standen in einer Linie an der Wand gegenüber dem Richter. Nachdem vollkommene Stille eingetreten war, brachten die Monitoren ihre Klage vor, die Zeugen wurden abgehört, und wenn der Angeklagte schuldig befunden wurde, ward von mir das Urtheil gesprochen und von allen Knaben und dem ersten Richter bestätigt. Aber ich fand doch, daß mein Zweck dadurch nicht ganz erreicht wurde. Wurde Einer für große Vergehungen scharf gestraft, so glaubte er doch, daß er die Strafe nicht verdient habe, sondern daß ich ihn darum härter gestraft hätte, weil ich ihn weniger lieb habe, wie die Andern. Deshalb stengen wir an, so oft Fälle dieser Art vorkamen, Gesetze aufzustellen, welche genau vorschrieben, wie bei ähnlichen Vorfällen zu verfahren sei. Vergehungen, für welche dann noch kein Gesetz bestand, wurden für's erstemal unbestraft gelassen; bald hatten wir ein ziemlich vollständiges Gesetzbuch gesammelt. Kam dann ein Fall vor, so verfahren wir auf die oben angegebene Weise, und ein Unterrichter mußte das Urtheil nach dem Gesetz sprechen. War dieses geschehen, so wurde der Schuldige gefragt, ob er den Spruch für gerecht oder für zu streng ansehe? Im letzten Falle, der aber nie vorkam, sollte der Prozeß noch einmal von vorne durchgegangen werden. Darauf wurden die übrigen Knaben ge-



fragt, ob sie etwas zu Gunsten des Delinquenten vorzubringen hätten; war dieß nicht der Fall, so wurde das Urtheil an dem Schuldigen vollzogen. Meist waren es körperliche Strafen. Dagegen für das Verderben von Büchern und Kleidern wurde den Fehlbaren täglich an der Nahrung etwas abgezogen, so lange bis der Betrag des Schadens dadurch ersetzt war. Der Erfolg dieses Verfahrens war entscheidend. Doch auch hier blieb noch Manches zu wünschen übrig; denn ich fand, daß nicht selten schlaue Knaben sich heraus zu reden wußten, so daß die Strafe gemildert oder gar erlassen wurde, während Einfältigere meist ihre volle Strafe empfingen. Deshalb machte ich noch einen andern Versuch, und führte vier Rechtsanwälte ein, von denen zwei dem Beklagten zur Seite stehen und seine Sache vertheidigen sollten, die beiden Andern sollten dem Richter zur Seite stehen und gegen den Beklagten sprechen. So bestand der ganze Gerichtshof aus einem präsidirenden Oberrichter, zwei Unterrichtern und vier Rechtsanwälten, und ich habe diese Einrichtung nie bereut.

Eines Tags im Jahr 1839 wurde ein Knabe, Namens Hugh, von einem andern, Namens David, des Diebstahls angeklagt. Der Fall war einfach dieser: — David hatte in der Ecke eines Krankenzimmers 2 Kauris (kleine Muscheln, die in Indien als Geld gebraucht werden,) niedergelegt, und sie daselbst gelassen. Bald darauf trat Hugh und 4 andere Knaben in das Zimmer und sahen die Kauris. Hugh drehte sie mit seinen Zehen um und fragte, wem sie gehören. Keiner konnte es sagen; er aber heftete seine Augen unverwandt auf dieselben. Die 4 Knaben verließen dann das Zimmer, Hugh aber blieb bei den Kauris und verließ endlich das Zimmer eine

Weile darauf auch. Bald darauf kehrte David zurück, aber seine Kauris waren fort. Nachher stellte es sich heraus, daß Hugh dieselben in Händen hatte, aber sie einem dritten Knaben weggegeben habe. So behauptete nun David, Hugh habe dieselben weggenommen. Hugh läugnete dieß und erklärte, er habe die Kauris, welche er jenem Knaben gegeben, außen vor der Thüre des Zimmers gefunden. — Sofort wurde unser Gerichtshof zusammenberufen. Die Zeugen sagten aus, daß Hugh dieselben im Krankenzimmer gesehen habe, was er frei zugestand; — ferner, daß dieselben noch im Zimmer waren, als die Andern es verließen, — auch dieß gab er zu. Dann traten andere Zeugen auf und erklärten, daß sie, bald nachdem Hugh das Zimmer verlassen habe, mit David in dasselbe getreten seien, und doch seien die Kauris nicht mehr da gewesen, — und noch andere sagten aus, daß Hugh, noch ehe David zurück gekehrt sei, dieselben in Händen gehabt und sie einem andern Knaben gegeben habe. Auch dieß gab er zu, erklärte aber, daß er sie außen vor der Thüre gefunden habe, wofür er jedoch keine Beweise vorbringen konnte. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Der Richter und seine zwei Rechtsanwälte sprachen das „Schuldig“ aus; auch die Knaben alle erklärten ihn einmüthig für schuldig und auch sich war von seiner Schuld überzeugt. Hugh beharrte auf seiner Unschuld, und sein Rechtsanwalt blieb stille.

Deßhalb fieng ich an, und sagte: „Hugh, du sagst, du seiest unschuldig; aber es thut mir leid, ich kann dir nicht glauben. Kannst du dich für unschuldig halten trotz all’ den Beweisen, die gegen dich vorgebracht sind?“

Nein, erwiederte er.

„Glaubst du,“ fuhr ich fort, „daß wir unsern Gesetzen Genüge thun, wenn wir dich ungestraft lassen?“

Nein, war wieder seine Antwort.

„Dann ist unsre Pflicht klar; wir müssen dich strafen.“

Ohne ein Wort zu sagen, schickte er sich an, seine Strafe zu empfangen. Die Unterrichter sprachen das „Schuldig“ aus, und ich war eben im Begriff, den Spruch zu bestätigen, als sein Rechtsanwalt ausrief: „Schuldig? wessen soll er schuldig sein?“

Markus, welcher einer von den Unterrichtern war, erwiderte: „Hast du nicht gehört, was verhandelt wurde?“

Ja wohl, versetzte Jener; aber ich habe nicht gehört, daß irgend Etwas gegen ihn bewiesen wurde.

„Wie so?“ sagte ich, „was hast du zu Gunsten deines Schüglings vorzubringen?“

Ich begehre von Allen, mein Herr, erwiderte er sehr ehrerbietig, daß bewiesen werde, daß es die gleichen Kauris seien! Wir haben viele Kauris; ich selbst habe etliche, so daß es möglich ist, daß dem David seine zwei gestohlenen wurden, und Hugh kann zwei andere gefunden haben.

Ich sagte: „Daß es dieselben Kauris seien, ist zu beweisen unmöglich, und deshalb, Hugh, bist du frei; aber sag' uns aufrichtig, bist du unschuldig?“

Ich bin unschuldig! erwiderte er.

„Ja,“ fiel sein Sachwalter ein, „dies kann auch ganz wohl sein; denn in der Kette von Beweisgründen, die vorgebracht wurden, fehlen viele Glieder.“

„Beweise das, Tera h,“ sagte ich; „denn ich möchte gerne die Wahrheit erfahren.“

„Gut,“ fuhr Tera h fort: „es ist bewiesen worden, daß Hugh dabei war, als die Kauris im Krankenzimmer waren. Ferner: daß sie fort waren, als David zurück

kehrte; und ebenso: daß inzwischen Hugh 2 Kauris einem andern Knaben gegeben habe. Aber zwischen der Zeit, da die Knaben das Zimmer verließen, und der Zeit, da Hugh die Kauris weggab, fehlt noch Manches, um die Kette von Beweisen vollständig zu machen." — Dann wandte er sich zu den Knaben und fragte: „Ist irgend Einer in dem Zimmer gewesen, nachdem Hugh es verlassen hatte?“

„Nein.“

„Ist ein Fremder in dasselbe gekommen?“

„Nein.“

„Ist ein Knecht in demselben gewesen?“

„Ja!“ rief einer der Knaben, „der Auskehrer!“

„Ruft ihn!“

Er wurde gerufen.

Als er ins Zimmer trat, fragte ich: „Eschedi, hast du gestern das Krankenzimmer ausgekehrt?“

„Ich thue allezeit meine Pflicht!“ war seine Antwort.

„Nun, als du das Zimmer auskehrtest, hast du in der und der Ecke Kauris gesehen?“

Er antwortete zögernd: „J—a! ich glaube! Kauris? N—ein! doch ja. — N—n—nein, ich habe keine gesehen!“

„Sag' die Wahrheit gerade heraus, Eschedi,“ sagte ich; „du hast die Kauris gesehen, und hast sie nicht gerne aufgehoben, deshalb hast du sie mit ausgekehrt.“

„Nun ja,“ gab er zur Antwort; „ich hab' sie gesehen, nahm mir aber nicht die Mühe sie aufzuheben, deshalb gab ich ihnen einen Putsch mit dem Besen und warf sie zur Thüre hinaus; und wie sie hinaus flogen, da kam der Knabe da“ — indem er rund bei den Knaben herumfab — „da der Hugh kam und las sie auf und gab sie,“ — er ließ

wieder seine Augen auf den Knaben umherlaufen, — „da, diesem Burschen da gab er sie, und der wird sie wohl noch haben!“

„Schon gut,“ sagte ich; „Eschedi, du kannst gehen.“

Er gieng und Terah fieng nun wieder sein Sprüchlein an und sagte: „Da ist noch ein anderer Punkt, der noch nicht ganz in's Reine gebracht ist, und doch ist er von großer Wichtigkeit. Ich bin vollkommen überzeugt, daß es mit uns Allen so weit ist, daß nicht Einer unter uns wäre, der stehlen würde, bloß um zu stehlen, und Hugh könnte doch wohl keinen andern Grund gehabt haben; denn er gab ja die Kauris nicht seinem Freund, sondern dem Nächsten Besten, der ihm in den Weg kam. Hätte er sie gestohlen, so hätte er keinen andern Grund zum Stehlen derselben haben können, als eben zu stehlen.“

Die Kraft dieser Beweisführung erkannte ich an, bezeugte mich mit dem Rechtsanwalt zufrieden, und hob die Sitzung auf. —

In Beziehung auf diesen kleinen Gerichtshof sagt mein theurer Mitarbeiter Schneider in seinem Bericht vom Jahr 1841: „Auch während der letzten 2 Jahre ist uns dieser kleine Gerichtshof von großem Nutzen bei der Behandlung der Knaben gewesen. Ein jeder darf hier seine Klagen, welcher Art sie auch sein mögen, vorbringen, und jeder einzelne Fall wird nach den aufgestellten Gesetzen und Regeln entschieden. In mehreren der letzten Sitzungen war es der Fall, daß gar keine Strafen nöthig waren.“



### 31. Wie der liebe Gott noch in seiner eigenen Weise zu erziehen weiß.

Während der Herr so die Mittel segnete, die wir zur Erziehung der Kinder anwandten, kam er selbst uns auch noch auf andere Weise zu Hülfe, — nämlich durch Heimsuchung mit Krankheit. Es war der Herr, der solches that; aber unsere Prüfungen waren groß, und jene Tage werden uns unvergesslich bleiben, so lange wir leben. Damals haben wir den guten Samen mit viel Thränen ausgesät.

Im Februar 1839 kam das Nervenfieber unter unsre theuern Knaben. In der ersten Woche starben 3 oder 4, und in etwa 14 Tagen lagen nicht weniger als 260 darnieder, und zwar mehr als 60 sehr gefährlich. Unser Arzt Herr Lindsay, erklärte mir, ich müsse mit der ganzen Anstalt Benares verlassen, oder die Hälfte der Kinder würde sterben. Die Noth war groß. Ich ließ sofort etwa 2½ Stunde von Benares, bei Sarimath, zwei große Zelte aufrichten, und beabsichtigte zugleich ein Strohhaus aufzurichten, sobald wir dort angekommen wären. So hoffte ich für einen Monat eine erträgliche Wohnung zu haben. Da es Februar war, so hatten wir keinen Regen zu fürchten, und das Wetter war weder zu heiß, noch zu

kalt. Nachdem wir Karren und Wägen bestellt hatten, schickten wir die Knaben auf denselben fort; nur sehr Wenige waren im Stande, den Weg zu Fuß zu machen. Nachdem ich den letzten Karren mit meinen armen kleinen Patienten abgefertigt hatte, gieng auch ich. Als ich mein Haus verließ, sah ich am Horizont eine Wolke sich erheben; ich sah dieß nicht gerne, denn es zeigte ein naheß Gewitter an. Aber ich konnte nichts anders machen; die Knaben waren fort und wir mußten nehmen, was der Herr uns zusandte. Ich war noch nicht weit gekommen, als eines der heftigsten Gewitter ausbrach, das ich je erlebt hatte. Der Sturmwind brüllte, der Donner rollte ohne Unterbrechung, wobei je und je stärkere Donnerschläge dazwischen fielen, der Blitz füllte wie ein ununterbrochenes Feuermeer den Himmel, während zwischen hinein einzelne majestätische Blitzstrahlen zur Erde fuhren, und der Regen goß in Strömen herab. Mit schwerem Herzen setzte ich meinen Weg fort. Als ich am Ziele ankam, fand ich die guten Kinder Alle durch und durch naß; sie standen unter den Bäumen, — mein Bett, 2 Stühle und ein Tischchen hatten sie unter die Zelte gestellt, sie selbst aber standen im Regen. Ich fragte, warum sie das gethan hätten? Sie antworteten: „Wenn wir naß werden, so werden wir auch wieder trocken werden, aber wenn deine Sachen naß werden, so werden sie beschädigt.“ — „Dank Euch,“ erwiderte ich, „aber ihr lieben Kinder, wenn Ihr naß werdet, so könntet Ihr sterben, wenn aber meine Sachen naß werden, so werden die mir nicht sterben.“ Dann blickte ich um mich und sah viele von den armen Jungen krank und elend aussehen. Es gieng jetzt gegen Abend, die Kinder wünschten sitzen zu können, aber der ganze Boden war mit Wasser bedeckt; Etliche versuchten es doch, mußten aber

bald wieder aufstehen. Einigen liefen die Thränen lautlos über ihre braunen franken Wangen, denn die Bäume und Zelte gaben ihnen nur schlechten Schutz. Nahe bei dem Zelte sah ich einen Knaben fest eingeschlafen auf dem Boden und zwar gerade unter der Traufe des Zeltes. Ich gab einem der Monitoren einen Verweis, daß er den armen Jungen im Regen liegen lasse. Er erwiderte: „Was kann ich machen, ich bin selbst krank.“ Dann rief ich den Knaben beim Namen, aber er wollte nicht hören; ich nahm ihn dann bei der Hand und schüttelte ihn, und wunderte mich, wie ein Knabe im Regen so gesund schlafen könne. Endlich richtete ich ihn auf und fand, daß der arme Junge todt war, wahrscheinlich von Frost, Regen- und Fieber.

Die große Frage war nun, was wir machen sollten? Da standen wir im Regen und der Abend kam herbei. Wir waren Alle durch und durch naß, zitternd von Frost, krank, schwach, elend und jeden Augenblick in Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden. Ich sah mich um und entdeckte, daß nicht sehr ferne von der Stelle, wo wir standen, ein Serai war, d. h. eine Herberge für Hindu-pilgrime. Sogleich gieng ich mit etlichen Knaben dahin, um zu sehen ob wir dort ein Nachtquartier haben könnten. Als ich bei dem Besitzer des Hauses meine Bitte vorbrachte, erwiderte er: „Dieser Serai ist für heilige Pilgrime gebaut worden, und nicht für Leute, wie Ihr seid, nicht für solche Auswürflinge der Menschheit, für solche Barbaren!“ —

„Ich weiß das wohl,“ antwortete ich; „aber Ihr seht, in welchem Zustand wir sind, und wenn wir die ganze Nacht unter den Bäumen bleiben müssen, so wird mir die Hälfte der Knaben sterben.“



„Was geht das mich an!“ entgegnete er; „hier könnt Ihr nicht sein.“ Ich bot ihm nun Geld an, und sagte ihm, daß ich ihm nicht bloß meine Rechnung zahlen, sondern etwas mehr geben werde. Darauf wurde er noch grober und rief: „Wenn Ihr sterben wollt, so fahret hin! Hier könnt Ihr nicht sein, und je baldier Ihr sterbet, ihr heillosen Bursche, um so besser ist's.“ So fluchte und schimpfte er noch eine Zeit lang fort und schlug dann die Thüre vor uns zu. Was war nun zu thun? Sollten wir mit Gewalt von der Herberge Besitz nehmen? Das wollte ich nicht. So gieng ich zurück zu den Knaben und sagte ihnen, daß wir von Menschen kein Erbarmen zu erwarten hätten. Die Sonne war nun untergegangen. Nach Benares zurückzukehren war unmöglich, weil die Fuhrwerke wegen des Regens sogleich wieder zurückgegangen waren; mußten wir aber unter den Bäumen bleiben, so würde die Hälfte der Knaben sterben. Der Herr allein war unsre Hülfe! Ich übersah noch einmal die Gegend und entdeckte in nicht großer Entfernung eine alte Ruine. Sofort eilte ich dorthin, um zu sehen, ob ich dort ein unversehrtes Zimmer mit einem vollständigen Dach finden könnte, und siehe, ich war glücklich genug, eine große Halle zu finden, die etwa 200' lang, 20' breit und vollkommen trocken, aber voll von Holz, Steinen u. s. w. war. Freudig rief ich aus: „davon wollen wir Besitz nehmen und gehörte es auch dem König von Benares!“ Mein Leute sagten zwar, es sei unmöglich die Halle heute noch auszuräumen, aber ich zog meinen Rock aus und machte mich an's Werk. Der Unterarzt, der bei uns war, ein eingeborner Christ, Namens Salomon, 2 Knechte und etliche Knaben halfen mir, und um 10 Uhr war die Halle ausgeräumt und gefehrt. Inzwischen waren etliche Leute aus den umliegen-

den Dörfern gekommen, welche für doppelten Lohn trockenes Stroh und große wollene Decken herbeibrachten; bald war nun ein trockenes Strohlager für alle Knaben bereit, und wir fiengen jetzt an die franken Knaben hereinzutragen. Das war eine schmerzreiche Arbeit. Als ich unter Anderm den kleinen Samuel hereintrug und ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er auf Englisch: „Ich bin nie so krank gewesen, lieber Herr!“ Der arme Junge! Auch Andere sagten dasselbe. Um halb eilf Uhr waren sie alle ordentlich einquartirt; der größte Theil von ihnen war bereits aus Schwäche eingeschlafen; denn wir hatten seit 7 Uhr Morgens keinen Bissen genossen, und Niemand dachte an's Kochen oder Essen. Unsere einzige Bitte zum Herrn war immer gewesen: Gieb uns eine trockene Herberge.

Nachdem der letzte Knabe hereingebracht und auf's Stroh gelegt war, stellte ich mich an mein Tischchen am Eingang der Halle; etliche wenige Knaben standen bei mir. Was soll ich nun machen? dachte ich, soll ich sie aufrufen zur Abendandacht, wie gewöhnlich, oder alle in für sie beten? Da dachte ich: sie sind müde und ich bin auch müde, und überdieß schlafen die meisten schon; ich will allein für sie beten. Dann sagte ich zu den Knaben, die bei mir standen: „Nun habt Ihr doch ein gutes Nachtlager; hier neben der großen Halle ist noch ein Räumchen für mein Bett; legt auch Ihr Euch nun zur Ruhe.“ Dann wünschte ich ihnen gute Nacht und wollte sie eben verlassen, als ein kleiner Knabe von etwa 9 Jahren aufstand und sagte: „Sahib, willst Du uns nun verlassen?“

„Ja, mein Knabe!“ antwortete ich.

„Ach,“ fuhr er fort, „wir glaubten, wir müßten die ganze Nacht unter den Bäumen bleiben! Höre nur, wie der Donner noch immer rollt, wie der Regen herabgießt,

und sieh', wie der Blitz leuchtet! Die Menschen wollten kein Erbarmen mit uns haben, und hätten wir die ganze Nacht unter den Bäumen bleiben müssen, wir wären fast Alle gestorben. Aber Gott hat sich unser erbarmt und uns ein trockenes und behagliches Lager bereitet. Wollen wir nicht, ehe Du weggehst, niederknien und ihm dafür danken? Vielleicht morgen sind etliche von uns nicht mehr am Leben, und dann können sie ja nicht mehr ihm in diesem Leben danken!"

"Das ist recht, mein lieber Junge," erwiderte ich; „rufe die Knaben auf zum Gebet.“ Dies geschah, und sogleich erhoben sich Alle; wir knieten auf dem Stroh nieder und dankten unserm gnadenreichen himmlischen Vater von ganzem Herzen für das gute Nachtlager, das er uns bereitet, und für alle die Gnadenwohlthaten, die wir von seinen milden Händen empfangen haben.

Am folgenden Morgen kam meine Gattin mit unsern beiden eignen Kindern auch hier an. An demselben Tag wurde ich vom Fieber ergriffen, und war für etliche Tage nicht im Stande, zu den Knaben zu gehen. Als ich wieder zu ihnen kam, fragte ich nach Samuel. „Er ist begraben!“ war die Antwort. — „Und Georg?“ — „Begraben!“ — Ich nannte noch mehrere Namen, aber jedes Mal hieß es: „begraben! — begraben!“ — Ich gieng zur Begräbnisstätte, — aber Welch ein Anblick! — Ich sollte es mit Schweigen übergehen, denn es ist zu ergreifend und erschütternd. Damit aber unsre christlichen Freunde in der Heimath unsern ganzen damaligen Jammer erfahren, will ich nur ein Wort darüber sagen. Als ich auf dem Plage ankam, fand ich, daß man die Gräber nur 4 Fuß tief gegraben hatte. So kam es, daß die Schakals (die wilden Füchse) die Leichen herausgescharrt hat-

ten! Weiter kann ich nicht erzählen. Mir bricht noch heute das Herz bei der Erinnerung an diese Scene. Mögen solche Tage nie wieder kehren!

Einen Monat lang waren meine Gattin und ich beständig unter diesen kranken Knaben. Etliche Tage nach unsrer Ankunft hellte sich das Wetter auf, und wir hatten eine sehr erquickende und wohlthuende Bitterung. Dieß trug wesentlich zur Genesung und Erholung der Kinder bei. Am Schluß der fünften Woche marschirte ich an der Spitze meiner theuren Knaben nach Benares zurück. Beinahe Alle waren im Stande, den ganzen Weg zu Fuß zu machen. Auf dem Wege waren wir voll Lobens und Dankens, aber in unsre Freude mischte sich tiefer Schmerz; denn wir hatten in den Gräbern bei Sarimath manches liebe Kind und auch vier erwachsene Personen zurückgelassen.

Nun hofften wir, daß die Zeit der Prüfung vorüber sei; aber siehe, vier Monate später brach die Cholera unter uns aus. Ich hatte eben die erste Klasse der Waisenknaaben zum Bibelunterricht bei mir. Da kam einer der tüchtigsten Knaben, Robert, mir gar seltsam vor. Er schien ganz verwirrt, und alle seine Antworten waren verkehrt. Ich sah ihn an und fragte ihn, was er denn heute habe? „Ich bin krank,“ erwiederte er. Ich schickte ihn in unser Kinderhospital. Kaum war er weg, so kam ein anderer Knabe herbeigelaufen und rief: „Robert ist von der Cholera ergriffen!“ Unverzüglich wandte ich die nöthigen Mittel an; aber während ich mit ihm beschäftigt war, lief ein anderer Knabe herbei mit der Nachricht, daß noch zwei andere davon befallen seien. Gegen Abend kamen abermal zwei neue Fälle hinzu, — also fünf in einem Tage. Robert starb bald und ebenso zwei andere. Nach

und nach starben 9 an der Cholera, während noch viele Andere daran krank lagen. Etliche erholten sich theilweise, fiecten aber 2 oder 3 Monate dahin und starben am Ende auch. Unter ihnen war auch der kleine Jakob. Er war ein frommer Junge, etwa 14 Jahre alt, ein sehr begabter Knabe und die Krone der Anstalt. Auch er erholte sich theilweise von der Cholera. Eines Abends waren ich und meine Gattin bis 10 Uhr bei ihm; wir beteten noch mit ihm und begaben uns dann zur Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens wurde ich geweckt und kam noch gerade recht zu seinem letzten Athemzug. Dies war beinahe zu viel! Ich war ganz übernommen! Ich saß auf meinem Zimmer in Thränen. Der schreckliche Gedanke quälte mich, daß der Fluch Gottes und nicht sein Segen auf Allem ruhe, was ich unternehme. Da trat meine Gattin herein und fragte, was mir sei? Ich sagte ihr: „Auch Jakob ist gestorben, der unsre Freude war! Wir hofften einst, daß der Herr ihn zu einem auserwählten Werkzeug unter den Heiden brauchen werde! Aber Alles ist wider mich!“ — Sie sah mich an und erwiderte: „Statt Gott zu loben, daß wieder ein Kind im Himmel ist, scheinst Du zu murren, — ist das recht?“ — Ich erwiderte: „ich murre nicht, aber ich fühle tief, daß die Hand des Herrn schwer auf mir liegt!“ —

Und hier muß ich hinzu fügen, daß ich es nie vergessen werde, was für ein Segen es für mich in jener Zeit war, eine fromme Gattin und theure christliche Brüder zu haben, die mir die Last tragen halfen. Mein Glaube war schwach geworden; aber ich ward unterstützt von dem Herrn, von meinem Weibe, und von den Brüdern Smith und Schneider. Besonders danke ich Gott für die Gnade, daß ich so viele Jahre hindurch gemeinschaftlich

mit dem theuern Bruder Smith arbeiten durfte, und ich habe die demüthige Hoffnung, daß wir, nach meiner Rückkehr nach Indien, noch manches Jahr zusammen das große Werk des Herrn treiben dürfen. Damals waren es Tage des Kammers, Tage voll Bitterkeit, aber auch Tage des Segens. Wir beteten nie so inbrünstig, als in Sarimath, und zur Zeit, da die Cholera unter uns wüthete; das Wort des Herrn hat sich aber auch an uns erfüllt, daß — „die in Thränen säen, mit Freuden ernten werden.“ — Auch wir durften eine Freudenenernte schauen!

Doch unsre Prüfungszeit sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß noch der tiefste Schnitt in unser Herz gethan würde. Das letzte Opfer, das die Cholera forderte, war die theure Frau Schneider, eine treue Magd des Herrn. Mein theurer Bruder und Mitarbeiter Schneider, der früher in den Diensten der Basler Missionsgesellschaft gestanden, und eine Reihe von Jahren in Persien unter den Muhamedanern gearbeitet hatte, war vor Kurzem in Indien angekommen und sollte eben nach Agra im Norden hinaufziehen. Eben war unser theure Bruder Knorpp in die ewige Heimath abgerufen worden, als Schneider auf seiner Durchreise zu uns nach Benares kam. Mit Freuden ergriffen wir die Gelegenheit, und hielten ihn fest, damit er in die Lücke Knorpp's trete. Es wurde gestattet, und er begann mit uns seine Arbeit. Aber seine erste Erfahrung, die er hier machen mußte, war der Tod seiner treuen Gattin. Am 25. Juli 1839 ward sie krank. Am Morgen des 26. kamen wir in der Morgenandacht mit dem Propheten Daniel zu Ende. Frau Schneider war noch dabei. Wir sprachen von der Freude, welche den Gläubigen an dem Tage erwartet, da wir Alle von den Todten auferstehen und bei dem Heiland sein werden.

Die unsichtbare Welt schien sich vor uns aufzuthun, und wir freuten uns innig der seligen Hoffnung einer glorreichen Auferstehung. Wir ahneten damals nicht, daß Eines von uns sobald schon in die Freude des Herrn eingehen sollte, und daß wir schon nach zwei Tagen die traurige Aufgabe zu erfüllen hätten, „Erde der Erde, Asche der Asche, Staub dem Staube zu übergeben, in der gewissen Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben, durch unsern Herrn Jesum Christum.“ — Zwischen 10 und 11 Uhr desselben Vormittags wurde sie schlimmer; meine Gattin wartete ihr treulich ab. Am Abend hatten wir mitten in unserm Kummer die Freude, daß mir ein theures Töchterlein geboren ward. Frau Schneider ward nun sehr krank. Um 4 Uhr Morgens den 27. Juli weckte mich Bruder Schneider, und ich brachte etliche Stunden am Krankenbette seiner geliebten Gattin zu. Sie hatte die Cholera und zugleich heftiges Fieber. Gegen Abend fand sie der Arzt besser, aber eine Stunde später wurde es wieder schlimmer mit ihr. So gieng es die ganze Nacht hindurch. Meine Gattin war tief bekümmert um sie, und ich fürchtete, es könnte nachtheilig auf die theure Wöchnerin wirken; aber der Herr hatte Erbarmen mit uns! Einen Theil der Nacht brachte ich bei Frau Schneider zu. Am folgenden Morgen um 7 Uhr (es war Sonntag) hatte ich Gottesdienst in der Kirche. Bei meiner Zurückkunft fand ich sie sehr krank; sie selbst fühlte, daß ihre Auflösung sich nabete. Und als sie nun durch das Thal des Todesschattens zu gehen hatte, sah sie mich mit tiefer Angst an, hob dann ihre Augen gen Himmel und rief: „Herr, hilf mir durch diese Stunde!“ — Ich sagte zu ihr: „Sei gutes Muths, fürchte Dich nicht, er wir Dich nicht verlassen.“ — Am meisten schien sie das

Loos ihres theuern Gatten zu bekümmern. „Es thut mir sehr wehe,“ sagte sie, „daß ich ihn allein lassen muß!“ — Doch auch dieses Opfer wurde willig dargebracht, und damit schien auch das letzte irdische Band gelöst. Als die Zeit ihrer Auflösung näher heran kam, wurde ihr Angesicht heiter, und da sie mich weinen sah, lächelte sie und deutete gen Himmel. Dann streckte sie ihre Hände aus und rief: „Komm, komm!“ — Und ihr Heiland kam! — Sie schief sanft ein, und ihr befreiter Geist eilte dem Lande zu, wo kein Schmerz und kein Leid mehr ist. Ihr Ende war Friede. Sie war ein Muster der Demuth, der Bescheidenheit, der Liebe und Hingebung an den Herrn, und uns Allen ist sie in der kurzen Zeit, da sie bei uns war, sehr lieb geworden. Ihr Hinschied verbreitete eine allgemeine Trauer. Wir trugen Leid, doch nicht wie die, die keine Hoffnung haben. (Jes. 40, 27—31.)



### 32. Was für Früchte durch Gottes Gnade das Waisenhaus getragen.

Wenn ich bedenke, was die Meisten dieser Kinder waren, als sie zu uns kamen, wie entseßlich entartet und in Sünden versunken, — in Sünden, die ich weder nennen



kann noch darf, die mir aber oft ins Herz schnitten, und mich manche schlaflose Stunde gekostet haben; und wenn ich betrachte, was sie jetzt sind, und was die Gnade Gottes aus ihnen gemacht hat, so kann ich nur staunen. Ja mit Dank gegen Ihn darf ich froh bezeugen, daß eine gewaltige Veränderung unter ihnen statt gefunden hat, sowohl in Bezug auf ihren äußern als innern Zustand.

Hinsichtlich ihres äußern Zustandes kann ich freudig sagen, daß sie beinahe sämmtlich im Stande sind, ihr eigenes Brod zu verdienen. In der Teppichwirkerei haben sie es sehr weit gebracht. Auch die Schneider liefern vortreffliche Arbeit, und es fehlt uns nur Zeit, um diese Gewerbe zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen. Durch diese Gewerbe hat sich zugleich der Weg zur Gründung einer kleinen Colonie eingeborner Christen um uns her angebahnt. Auch hat Hr. Smith, laut unlängst erhaltenen Briefen, Schritte zum Ankauf oder Miethung eines großen an unser Grundstück anstoßenden Gartens eingeleitet, der groß genug ist, ein Dorf darauf anzulegen. Möge es Gott gefallen, uns recht bald mit einer Ansiedlung eingeborner Christen um uns her zu erfreuen.

Mit der Verbesserung der äußern Umstände dieser Waisen, hat die sittliche Veredlung gleichen Schritt gehalten. Wir können uns jetzt auf die Wahrhaftigkeit ihrer Worte verlassen; und viele Monate vor unsrer Abreise von Benares weiß ich mich nicht zu erinnern, daß irgend ein Knabe wegen absichtlicher Unwahrheit bestraft worden wäre. Nachdem ich z. B. einmal mein Schreibpult frisch hatte überziehen lassen, fand ich bei meiner Nachhausekunft aus der Schule eines Tags, daß das Tintenfaß darüber ausgegossen war. Ich äußerte mein großes Mißfallen darüber und fragte, wer das gethan habe, er-

hielt aber keine Antwort. Nun rief ich die Knaben zusammen, sagte ihnen, was geschehen, und fragte wieder, wer es gethan habe. Noch keine Antwort. Jetzt fuhr ich fort: „Da keiner mir antwortet, so muß ich schließen, daß keiner von euch es gethan hat, sondern Jemand anders.“ Hierauf trat Franz hervor und sagte: „ich habe es gethan. Ich bemerkte im Vorbeigehen, daß Staub auf dem Pult war, nahm den Staublumpen, um ihn abzuwischen und verschüttete dabei die Tinte. Ich erschrock, wollte sie abwischen und verschmierte so das ganze Pult.“ Da kein Verbot gegen Berührung meines Pultes bestund, so kam der Knabe unbestraft weg; auch hatte er es ja nicht absichtlich, sondern nur aus Unachtsamkeit gethan. Gewiß hat die Einrichtung unsers kleinen Gerichtshofes dazu gedient, unsern Knaben den Vortheil und die Nothwendigkeit zu zeigen, sich streng an die Wahrheit zu halten; sind doch die schlauesten Knaben der Entdeckung nicht entgangen, so oft sie der Strafe durch Lüge auszuweichen suchten, und der einzige Gewinn, den sie davon hatten, war der, daß sie öffentlich zu Schanden gemacht und doppelt bestraft wurden, einmal für den Fehler und dann für die Lüge.

Ebenso glücklich waren wir mit der Unterdrückung der Dieberei. Zwar gieng es damit hart her, aber doch gelang es zuletzt, nicht sowohl durch Bestrafung, als dadurch, daß wir die Gottlosigkeit der Handlung recht zeigten. Ein Knabe, welchen man den Sirdar oder Hauptmann der Diebe nannte, wurde an einem Tage zweimal für Diebstahl bestraft. Beim zweitenmal gelobte er heilig und mit vielen Betheurungen, nie wieder stehlen zu wollen. Er hatte es gewiß dabei redlich gemeint. Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, so legte er sich auf den Boden,

kroch auf seinem Bauche in Schneider's Haus, stieg zum Fenster hinein und stahl ein Messinggefäß von mehreren Rupien Werth. Gleichwohl wurde es anders mit diesem Knaben. Als ich eines Tages etwas verloren hatte, fragte ich die Knaben, ob sie es gefunden hätten, und die Antwort war: Nein. Als alle beisammen waren, frug ich sie wieder, und der erwähnte Knabe sagte, er wisse, wo es sei: es sei da und da im Garten. Warum hast du es nicht mit genommen, als du es sahst? fragte ich ihn. Er antwortete: „Ich gieng da vorbei und sah es, und es sah so hübsch aus; aber ich dachte, du sollst mich nicht kriegen, und so ließ ich es.“ Sogleich sandte ich zwei Knaben, und sie fanden es am angezeigten Orte. Der arme Kleine kannte sein Herz, und ich dankte Gott für dieses Denkmal seiner Gnade. Jetzt lebt er nicht mehr hienieden, ich hoffe ihn aber im Himmel wieder zu treffen.

Von noch größerer Wichtigkeit für unser Missionswerk sind jedoch die eigentlichen Bekehrungen, welche statt gehabt. Als wir Indien verließen, hatten wir mehrere Knaben, von denen wir mit Grund glauben konnten, daß ein Gnadenwerk in ihnen vorgegangen sei; und zwar waren diese Knaben die Ausgezeichnetsten in der Schule. Mehrere der Jüngern schienen ebenfalls angefaßt zu sein; allein diese sind noch zu jung, als daß man mit Zuversicht über ihren Herzenszustand urtheilen könnte. Einer der erwähnten Knaben ist Thomas, ein Ostindier, aber von einer muhamedanischen Mutter als Muhamedaner erzogen. Er machte uns Anfangs viele Noth, und zwei Jahre schien es, als wollte es nicht besser werden. Er war beständig unwohl, weil er allerlei ungesundes Zeug aß; und doch half es nichts mit ihm hierüber zu sprechen. Schlechte

Hofmann, so ihm seine Freie zu stellen auch das  
 war mit der erkrankten Barbara. Als er eines Tages  
 zu seinem Kammmerer wieder über den Fehler angefragt  
 wurde, sah er ihn rasche ob er seine Freie verdient  
 habe. erwiederte er: „Ja, und noch viel dazu.“ Ich  
 wunderte mich: denn wann und er immer Entschuldigen  
 sei. Das empfindet er: kam er zu mir aufs Kam-  
 mer und sagte: „Du sollst ihnen sehr böse sein, was mit  
 mir vorgefallen ist. Ich war ein geistlicher Junge. Ich  
 habe Sie verlobt: mit den andern Knaben aus hiesiger  
 Kirche, gelehrt, so: Mitter: aber: nach: ob im Genuß ge-  
 wendet. Du kommst nun: Sie: um: Bezeichnung: zu hören.“  
 — „Bitte: Sie: um: Bezeichnung:“ entgegnete ich, „denn  
 du bist hier die allerdinge: gründlich.“ — „Das habe ich  
 gethan“ erzählte er: „und ich bin: Er hat mir vorgegeben.“  
 — „Bitte: auch: die: Knaben: um: Bezeichnung:“ fuhr ich fort.  
 „Denn: du: hat: schon: wirklich: ein: schlechtes: Beispiel: ge-  
 sehen: mit: der: Uebel: unter: ihnen: vorgegeben.“ — „Auch  
 das: habe: ich: gethan“ erzählte er: „und: Sie: haben: mir  
 vorgegeben.“ — „Bist: mit: hat: du: volle: Bezeichnung, Thomas?“  
 sagte ich dann zu ihm. Er erzählte mir nun, welchen  
 Eindruck eine Predigt auf ihn gemacht habe, und wie er  
 zum Nachdenken über sein früheres Leben gebracht worden  
 sei. Bald nach seiner Bekehrung trachtete er auch die  
 andern Knaben auf den rechten Weg zu setzen. Er kam  
 mit ihnen zum Gebet und Lesen der Bücher Gottes zu-  
 sammen, und etwa 20 derselben suchten um das Feld  
 ihrer Seelen bestimmen zu sein. Als Thomas eines  
 Tages mit den andern Knaben heischüßig war, bekam er  
 die Gedulde zu führen, hat er Salomon (einen emp-  
 bornen Katholiken, der die Aufsicht über die Seelen der  
 Knaben hatte) um Bewilligung einer Bekehrung zu

Gebet. Salomon erwiederte, jetzt sei die Zeit zur Arbeit, nicht zum Gebet. Die Knaben wiederholten gemeinschaftlich ihre Bitte mit dem Beifügen, sie wollten sehr fleißig sein und das Versäumte nachholen, wenn er ihnen erlauben wolle zu gehen. Salomon kam zu mir, und ich rieth ihm, die Knaben beim Wort zu nehmen; denn Beten könne ihnen nichts schaden, und wenn sie wollten, könnten sie die Viertelstunde leicht einholen. Salomon gieng, und kaum waren die Knaben vom Gebet zurück, so war es ihm, er sollte auch ihrem Beispiel folgen. „Aber wozu denn doch?“ fragte er sich selbst, „Alles hat seine Zeit.“ Allein nach einigem Streit mit sich selbst, konnte er dem Trieb nicht länger widerstehen, auf sein Zimmer zu gehen und zu beten, und der Herr gab seinen Segen dazu. Von da an fanden wir es äußerst schwer, den Thomas recht zu behandeln, da er sich gar ungleich war. Doch der Herr stand uns bei. Eines Tages kam ich auf sein Zimmer und traf Thomas am Schreiben. Ich wunderte mich, da er am Schreiben nie sonderliche Freude bezengte. Auf meine Frage, was er schreibe, versetzte er, er habe bloß einige seiner Gedanken niedergeschrieben. Ich sah es an, und fand, daß er einige Gedichte verfaßt hatte, fünf hindustanische und zwei englische. Da er eben weg gerufen wurde, schrieb ich zwei derselben ab, ein hindustanisches und ein englisches. Das letztere lautet in der Uebersetzung so:

O Herr, gieb uns den heiligen Geist,  
 Der dich, den Höchsten, in uns preist;  
 Mach' gründlich unsre Herzen neu,  
 Daß Jeder sich vor Sünden scheu.

Ach Herr und Gott, wir bitten dich,  
 Bekenn' dich zu uns gnädiglich;  
 Daß fest in deiner Gnad' uns steh'n,  
 Bis wir dich einst im Himmel seh'n.

Freut euch in Gott, ihr Völker all',  
 Und preiset Ihn mit frohem Schall!  
 Denn Er ist Gott, der auf dem Thron  
 Die Welt gemacht durch seinen Sohn.

Daß leuchten mir dein Angesicht,  
 Daß ich erkenn' in deinem Licht  
 Mein Sündenelend Tag für Tag,  
 Und ich Vergebung finden mag.

Dank, tausend Dank dir, o mein Hort,  
 Daß du mir gabst dein göttlich Wort,  
 Das deinen Sohn mich lieben lehrt  
 Und auf den Himmelsweg mich kehrt.

---

Als ich Benares verließ, hatten wir sechs Knaben ausgesondert, um zum Lehramt gebildet zu werden. Den Tag über empfangen sie Unterricht, und Abends giengen sie mit uns in die Stadt, um sich in das Missionswerk hinein zu arbeiten. Diese Knaben haben verschiedene Gemüthsanlagen. Marcus, ein netter frommer Knabe, möchte nur immer hinter seinen Büchern stecken, während Juda, ein gründlich gottesfürchtiger Junge, nur liest, weil man es ihn heißt. Eines Tages saß er auf meiner Stube, mit einem Bande der alten Weltgeschichte in der Hand. „Warum muß ich dieses lesen?“ fragte er sich, „was nützt mir dieses?“ Hinter ihm stehend, frug ich

ihn, mit wem er spreche. Er war verdutzt, erwiderte aber: da ich ihn gehört habe, so wolle er mir sagen, was er dachte. „Ich soll hier Weltgeschichte lernen; wenn ich aber im Namen des Herrn in die Stadt gehe, das Evangelium zu verkündigen, — wenn ich mit dem Worte Gottes in der Hand gehe und mit seinem heiligen Geiste im Herzen, — wenn ich im Vertrauen auf Gott gehe und sein Geist das gesprochene Wort begleitet; ist das nicht hinreichend die Leute zu bekehren? Und wenn das so ist, wozu nützt denn die Weltgeschichte?“ Ich antwortete: „Wenn du mit dem Geiste Gottes im Herzen und dem Worte Gottes in der Hand gehst, und dieses Wort treulich im Vertrauen auf Gott predigst, so ist es allerdings genug; kann doch der Geist Gottes allein das Menschenherz bekehren. Aber Juda, warum verläßt uns denn Georg? Du mußt doch anerkennen, daß er den Geist Gottes im Herzen und das Wort Gottes in der Hand hat?“ — „Er kann nicht unter die Leute gehen,“ versetzte Juda, „weil es ihm an Kenntnissen und Beredsamkeit fehlt. — Nun ich sehe, was Sie wollen; — ich will lernen.“

Wenn ich jetzt auf die unter diesen Kindern zugebrachte Zeit zurück blicke, so muß ich sagen, wir hatten manche schwere Stunde bei ihnen, aber auch manchen frohen Augenblick. Wie manchmal habe ich auf meinen Knien um besondere Weisheit gebeten, diese Kinder recht zu behandeln, und Jak. 1, 3. hat mir immer zu großem Troste gereicht. Es kamen aber Augenblicke vor, die unsre Schmerzens- und Prüfungsstunden weit überwogen. Als ich eines Tages an einem heftigen Fieber darniederlag und nicht wußte, wie es enden würde, traten gegen Mittag vier Knaben in mein Zimmer, thaten einige Fra-

gen an mich und standen dann stille an meinem Bette. Ich schlief ein, hörte aber im Schlummer ein leises Murmeln. Ich raffte mich auf, um zu sehen, was es sei, und sah dann die vier Knaben um mein Bett knien und mit leiser Stimme den Vater der Barmherzigkeit um meine Genesung anflehen. Doch sie beteten nicht sowohl, sondern befahlen vielmehr. Sie sprachen: „Herr, mache ihn gesund. Wir können nicht ohne ihn sein; Du mußt ihn gesund machen; wir nehmen kein Nein von Dir an; je eher Du ihn gesund machst, desto mehr wollen wir Dich preisen.“ Es war ein Glaubensgebet aus einfältigen Herzen geflossen, und der Herr erhörte es in Gnaden.

Die uns von Br. Schneider, sowie von Br. Smith von Zeit zu Zeit gesandten Berichte sind höchst erfreulich. Das Gnadenwerk geht vorwärts. Noch zehn andre Knaben sind zur Missionsarbeit bestimmt worden, so daß wir nun 16 hiezu im Unterricht haben. Um unser Werk kräftig betreiben zu können, müssen wir Nationalgehülfen haben. Die ostindische Compagnie hat Indien nicht allein vermittelst europäischer Soldaten erobert, sondern auch vermittelst einer Armee Eingeborner unter europäischer Anführung. So wollen auch wir eine einheimische Armee unter europäischer Leitung ausheben, und so Gott will, hoffen wir bald damit zu Stande zu kommen. Auch mit den Gewerben der Anstalt geht es gut von Statten.



### 32. Was die Waisenkinder uns sagen.

Die Zeit unsrer Rückkehr nach Indien ist nicht mehr ferne, und wir freuen uns sehr darauf. Wir kehren an Leib und Seele gestärkt dahin zurück, und da wir den Herrn zur Seite haben, auch mit getrostem Muth; auch wissen wir, daß ein Heer seiner Kinder für uns betet. Möge Er unser Leben behüten und uns noch länger in seinem Weinberg brauchen; denn die Ernte ist wahrhaft groß, aber der Arbeiter sind wenige. Noch sind der Heiden 600 Millionen.

Allein es muß mehr gebetet werden. Denn wir wissen wohl, „es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.“ Wir sind bereit zu Felde zu ziehen, und wie Josua und Israel mit dem geistlichen Amalek zu kämpfen; allein unsre christlichen Freunde müssen an Moses Stelle treten und heilige Hände zum Throne Gottes aufheben; — und wenn wir ohne Sieg unterliegen, so werden wir nicht allein daran schuld sein, sondern unsre christlichen Freunde ebenfalls, darum daß sie nicht inbrünstig genug für uns gebetet haben.

Wir bedürfen aber auch weiterer Unterstützung. Wir werden in Indien reichlich unterstützt; dennoch bedürfen wir noch mehr. Und dafür kann Jeder etwas thun. Wer nur den Willen hat, findet die Mittel gewiß. Das habe ich bei unsern Knaben erfahren. Während der großen Hungersnoth in den nordwestlichen Provinzen wurde in Benares, wie auf allen europäischen Stationen Indiens, Geld gesammelt, um den Hungernden beizustehen. Ich

meldete dieß unsern Waisen, indem ich ihnen zugleich erzählte, was ich in den Zeitungen von den Leiden gelesen, denen Tausende noch ausgesetzt seien, und sagte dann zum Schluß: „diejenigen unter euch, liebe Knaben, die etwas zu geben vermögen, sollten mit ihrem Scherkein nicht zurück bleiben.“ Kaum gesagt, sprach Einer: „ich habe vier Annas, (d. h. Bagen) die will ich geben.“ Ein anderer: „ich habe acht,“ — „und ich eine Rupie,“ fügte ein dritter hinzu. Wieder einer rief: „ich bin reich, ich habe sechs Rupien, die ich von meinen Eltern geerbt; ich gebe fünf davon, und eine will ich behalten.“ Hierauf sagte ein Anderer: „wir möchten auch gerne geben, aber wir haben nichts.“ — „Wer nichts hat,“ versetzte ich, „kann nichts geben.“ Aber der Knabe entgegnete: „wir möchten aber gerne etwas geben“ — und auf seinen Rock weisend: „ich möchte wohl diesen geben, aber er ist nicht mein, er ist mir nur geliehet.“ Ich sagte: „Wenn ihr auch nichts geben könnt, so könnt ihr doch vieles für die Armen thun, indem ihr für sie betet.“ „Das wollen wir,“ hieß es nun, „aber wir möchten doch auch geben.“ Ich wiederholte das schon Gesagte und ging fort. Als ich hinausgieng, erhob sich derselbe Knabe und sprach: „Hört Brüder,“ und indem er sich an die Stirne schlug: „hier ist viel Weisheit; darum horet auf meine Rede, und horet was ich euch zu sagen habe. Ich will euch zeigen, wie wir's anstellen müssen, um etwas geben zu können, wenn wir auch nichts haben.“ Die Knaben erwiederten: „Sag' an, Bruder, denn das muß wahrlich ein wundersames Mittel sein, wodurch wir viel zu geben vermögen, ohne etwas zu haben.“ Der Knabe fuhr fort: „Ihr wißt, daß dieser Monat 30 Tage hat.“ — „Ja wohl,“ war die Antwort. — „So wißt ihr auch, daß der nächstfolgende 31 Tage hat?“ — „Das wissen

wir ebenfalls." — „Zudem wißt ihr auch," sagte er dann weiter, „daß es sehr heiß ist." — „Das braucht man uns nicht zu sagen," riefen die Andern; „wir fühlen es." — „Ebenfalls wißt ihr, daß es bei heißem Wetter nicht gut ist viel zu essen, damit man dem Fieber nicht ausgesetzt sei." — „Halt," riefen jetzt Einige, „es ist allezeit gut viel zu essen." — „Nein, nein!" hieß es dagegen von anderer Seite: „essen wir nicht so viel bei heißem Wetter, so werden wir nicht so leicht das Fieber kriegen. Nur weiter, Bruder!" Er fuhr also fort: „Ihr wißt, wir haben sehr viel zu essen, mehr als wir zu verzehren vermögen." — „Nein, nein!" erscholl es wieder; allein der Knabe fuhr fort: „Hört nur, jetzt kommt die Sache. Da es nun nicht gut ist, bei heißem Wetter viel zu essen, indem man sonst dem Fieber ausgesetzt ist, und da wir sehr viel zu essen haben, so schlage ich vor, während zwei Monaten 16 Pfund Reis jeden Morgen und ebensoviel jeden Abend daran zu geben, und uns diese Zeit über mit einem halben Frühstück und drei Viertels Mittagessen zu begnügen. Dadurch werden wir jeden Tag so und so viel ersparen; das macht in 30 Tagen so viel und in 61 so viel; ich habe es ausgerechnet: es beläuft sich auf die große Summe von 30 Rupien (36 fl.), und diese wollen wir den Hungernden geben." Der Vorschlag wurde nach einigen Zwischenreden allgemein angenommen, und Zwei wurden sofort zu mir gesandt, um mich zu fragen, ob ich es gut heiße. Da ich wußte, daß ihnen diese Selbstent-sagung während zwei Monaten nichts schaden würde, und daß sie mehr als die Hälfte des Frühstücks und ein Viertel des Mittagessens leicht entbehren konnten, so willigte ich ein und zahlte den Betrag aus. Ich gieng nun wie gewöhnlich fast täglich zur Essenszeit zu den Knaben und

sah, daß Mancher gerne etwas mehr gegessen hätte; namentlich streckten die Kleinern oft ihre Hälse aus, um zu sehen, ob auf irgend einer Platte noch etwas übrig sei; allein sie waren stets ganz und gar gesättigt. Gleichwohl hörte ich die ganze Zeit über nicht einen einzigen Laut von Unzufriedenheit oder Reue, daß sie den Vertrag eingegangen; im Gegentheil waren sie alle vergnügt, daß sie etwas auf ihre Weise zu thun im Stande waren.

Nun, liebe Freunde, wir haben nicht nöthig hinzugehen und dergleichen zu thun; wir dürfen unser ganzes Frühstück und ganzes Mittagmahl genießen: nichts desto weniger wollen wir ihren Eifer nachahmen, und werden gewiß mehr für die Heiden zu thun vermögen, als wir bis jetzt gethan.

Der Herr wolle diese Mittheilungen in Gnaden segnen; und ich werde in der That dankbar sein, wenn sie in Einigen den Entschluß wirken, und andere, welche schon Antheil nehmen, darin bestärken, das große Werk des Herrn fördern zu helfen. Das Werk ist des Herrn. Mögen wir Alle hülfreiche Hand anlegen — und wie könnten wir auch anders!? Schauet wie viele Millionen noch ohne Christum sind! Wollen wir sie in der Finsterniß lassen? in der Sklaverei der Sünde und des Satans? Ach nein! Bemühen wir uns vielmehr, sie mit dem herrlichen Evangelium bekannt zu machen, und die unerforschlichen Schätze Christi ihnen zu verkündigen!

## 34. Die Heimreise.

So haben wir denn unsern theuren Freund Leupolt Vieles aus seinen Missionserlebnissen erzählen hören. Wohl mag davon Manches unsern Lesern theils aus andern Berichten, theils aus seinen mündlichen Vorträgen schon bekannt gewesen sein. Denn während seines Aufenthalts in Europa wußte Leupolt so treu und weislich die Zeit auszukaufeu und für die Weckung und Belebung eines regen Missionsfinnes zu benützen, daß er beinahe fortwährend nur Missionsvorträge in öffentlichen Versammlungen oder in freundschaftlichen Kreisen zu halten hatte. In der Schweiz, in Deutschland und England war er unausgesetzt in Anspruch genommen, und oft schien es, als wäre dieß einem Erholung suchenden Missionar zu viel zugemuthet. Aber man durfte ihm abfühlen, daß es doch lauter Erquickung für sein Gemüth war, von den großen Thaten Gottes in der Heidenwelt zu reden und die Christenheit an ihre ernste, heilige Missionspflicht zu mahnen. Es gieng ihm, wie einem Soldaten, der in vielen Feldzügen gedient hat und nun nichts Lieberes weiß, als von seines großen Feldherrn Thaten und allen den reichen Erfahrungen des Kriegslebens zu erzählen. Dabei hab' ich namentlich Eine gute Eigenschaft an unserm Freunde bewundert, und das ist diese: — daß er in seinen Erzählungen nie etwas davon oder dazu that, um etwa auszuschnücken. Ich habe Leupolt eine und dieselbe Geschichte in der Schweiz und in England an verschiedenen Orten zwei und dreimal erzählen hören, und erstaunte, wie haarscharf es immer dieselbe Geschichte mit allen kleinen Zügen und Nebenumständen war. Als ich ihn einst darüber

fragte, so gab er mir eine Erklärung, die sich namentlich vielgereiste und erfahrungsreiche Leute merken dürften. Er schrieb sich nemlich theils schon in Indien, theils gleich nachher die interessanteren Züge genau nieder, und hielt sich dabei aufs strengste an die Wahrheit. Sollte er nun einen Vortrag halten, so prägte er sich durch wiederholtes Ueberlesen seines Manuscripts das, was er erzählen wollte, genau ein, und wurde dadurch vor jener Gefahr des Ausschmückens, Umgestaltens und Veränderns bewahrt. Aus dieser seiner Handschrift aber haben wir unsern Lesern den vorliegenden reichen Schatz von Missionserfahrungen mitgetheilt, dessen Wirkung auch an uns der Herr in Gnaden segnen wolle.

Im Juli des J. 1844 nun war die Zeit gekommen, wo unser theurer Bruder sich in seiner Gesundheit so weit hergestellt fühlte, daß er die Rückreise nach Indien mit seiner wackern, trefflichen Gattin und zwei lieblichen Kindern wieder antreten konnte. Ein Schmerz trübte freilich die Freude, mit welcher er der erneuerten Arbeit in Indien entgegen sah. Er mußte eine liebe Tochter von 6 Jahren bei Verwandten im Vaterlande zurücklassen. Denn es ist eine traurige, aber nur zu allgemeine Erfahrung, daß solche Kinder europäischer Eltern, die in Indien geboren sind, meist im 5. oder 6. Jahre sterben. Es gehört das auch zu den Schmerzen eines indischen Missionslebens, daß Eltern entweder ihre Kinder müssen dem frühen Grabe entgegenwelken sehen, oder sich von ihnen trennen, um sie nach Europa zu senden.

Hören wir ihn nun noch einmal, wie er seine Reise ums Cap der guten Hoffnung in seinem Tagebuch beschreibt.

„Am 26. Juli Morgens 9 Uhr machten wir uns in London reisefertig, um unsern Weg nach Portsmouth anzutreten, von wo aus wir uns einzuschiffen gedachten. Wir hatten eine höchst geschäftreiche Woche, und obschon ich mich nie vor Mitternacht zur Ruhe begab, so konnte ich doch nur mit sehr genauer Eintheilung meiner Zeit meine Geschäfte in England vollenden. Wir fuhren auf der Eisenbahn nach Portsmouth, langten um 3 Uhr dafselbst an, und um 6 Uhr Abends begaben wir uns auf das Schiff, Southampton genannt.

So befinden wir uns nun wieder auf der Heimreise. Es ist doch sonderbar, daß wir immer auf der Heimreise sind. Als wir Indien verließen, waren wir auf der Heimreise; als ich nach Deutschland kam, war ich auf der Heimreise; als ich nach England zurückkehrte, war ich auf der Heimreise. Als ich mit meiner Familie wieder nach Deutschland kam, war ich überall daheim, und jetzt geht's denn endlich nach unsrer wirklichen indischen Heimath — Benares. Es hat doch auch sein Gutes, wenn man überall und nirgends zu Hause ist; man wird sich dann recht bewußt, daß wir Pilger und Fremdlinge hienieden sind. (Phil. 3, 20. 21.)

Wenn wir nun auf die Zeit zurückblicken, die seit unserm Abgang von Indien verflossen ist, so haben wir reiche Ursache, den Herrn zu preisen. Entkräftet und schwach im Geiste und am Körper lehrten wir zurück: gesund und wohl gestärkt an Körper und Geist, eilen wir wieder auf unser Arbeitsfeld, und freuen uns herzlich, ja danken Gott dafür, daß wir die Gnade haben durften, mit so vielen theuern Gliedern Christi bekannt zu werden. England, die Schweiz, die Rheingegenden,

Württemberg, Baiern, Sachsen und Polen werden uns stets im Andenken bleiben. Möge Gottes Geist auf allen unsern Freunden ruhen.

Julii 27. Gegen 12 Uhr kam der Capitän an, und in einer Stunde war das Schiff unter Segel. Wir sind hier im Schiffe nicht weniger als fünfzehn Missionsleute, unter diesen Missionar Wilkinson und Familie, Hechler und Frau, Reynolds und Andere. Möge der Herr mit uns sein.

Julii 29. Heute verließ uns der Lootse, und nun nahmen wir zum letztenmal Abschied von England und somit von Europa. Der Wind ist uns entgegen.

August 1. Die Seekrankheit hat sich eingestellt. Sturm seit gestern. Um 7 Uhr diesen Morgen gieng ich auf's Berdeck. Der Wind hatte sich in etwas gelegt, doch giengen wir immer noch 5 Stunden in einer Stunde. Kaum hatte ich das Berdeck erreicht, so erscholl das Geschrei: „ein Mann ist in die See gefallen.“ Das Rettungs-Werkzeug, welches aus zwei leeren Fäschchen besteht, die in der Mitte durch einen Niegel befestigt sind, und hinten am Schiffe angebunden ist, wurde abgeschnitten; das Schiff stand im Nu, ein Boot wurde in die See gelassen, und in weniger als 2 Minuten waren ein Offizier und 6 Matrosen darinnen, um wo möglich den armen Mann zu retten. Der Matrose, Cameron mit Namen, war von seinem Plaze von der Seite des Schiffes weggespült worden. Er suchte durch Schwimmen die Fäschchen zu erreichen, aber vergebens. Er hatte große wasserdichte Stiefeln an, und da es kalt war, auch starke, dicke, wollene Kleider; und deshalb sank er bald. Nach  $\frac{3}{4}$  Stunden kehrte das Boot ohne den Mann zurück. Dieser Vorfall machte uns



Alle traurig, und wir fühlten es besonders tief, da wir bisher noch nicht im Stande gewesen waren, den Matrosen auf dem Schiff das Evangelium zu verkündigen. Ich hatte zwar bereits mit einigen derselben gesprochen, dieser aber war nicht unter der Zahl. Wie wunderbar sind Gottes Wege! Der Herr ruft uns auch durch diese Begebenheit zu: wachet und betet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt.

August 6. Wir hatten immer widrigen Wind und Sturm. Heute jedoch fieng der Wind sich zu legen an und günstiger zu werden. Auch die Seekrankheit nahm Abschied von uns, welches uns gerade nicht leid that. Wir wurden daher Alle heiter. Die Kinder spielten auf dem Verdeck, die Passagiere spazierten hin und her, und überall sah man freudige Gesichter. Ich gieng unter die Matrosen, um mit ihnen über das eine Nothwendige zu sprechen. Während ich mich mit einigen derselben unterhielt, scherzten andere mit einander und schienen dieses mehr zu lieben, als von Gott und göttlichen Dingen zu hören. Mittlerweile hieß es: „auf den Mast!“ Es war etwas am Hauptsegel zu thun. Ich verließ sie daher und gieng aufs Bordertheil des Schiffes. Kaum war ich daselbst angekommen, als das ganze Schiff durch ein Etwas erschüttert wurde, und augenblicklich hieß es wieder: „ein Mann in die See gefallen.“ Im Nu wurden die Segel gedreht, das Rettungsfäßchen abgeschnitten, und das Boot in die See gelassen; allein der arme Mann war bereits in die große Tiefe gesunken, von der er nicht hervorgehen wird, bis auch das Meer seine Todten wieder geben wird. Der arme Johnson, so hieß der Mann, litt an der fallenden Krankheit, und hatte den Abend vorher einen Anfall gehabt, wovon der Capitän nichts wußte. Auf der Se-

gestange erhielt er einen neuen Anfall. Ein Matrose neben ihm hielt ihn in seinen Armen, bis seine Kraft erschöpft war, und dann stürzte der arme Mann gegen 60 Fuß hoch herab, und fiel mit der Brust auf den Lauf einer hervorstehenden Kanone. Hier hieng er einen Augenblick, und sowie das Schiff auf die Seite sich neigte, so sank er ins Wasser. Das Blut strömte ihm aus Mund und Nase und färbte die See um ihn herum. Dieser zweite Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf Alle. Sogleich fragte ich einige Matrosen, ob er unter denen war, die mit einander spielten, als ich unter ihnen war, und hörte zu meiner Freude, daß er nicht unter ihnen gewesen sei. — Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden, (Psalm 90, 12. Psalm 39, 5.) — klug werden, um selig zu sterben.

August 8. Wir hatten wiederum Sturm. Nun vier Stürme, und unter diesen Stürmen einen fürchterlichen. Eines Morgens um 2 Uhr raste der Wind fürchterlich. Ich lag die ganze Nacht wach, denn das Schiff schwankte so, daß es unmöglich war, im Bette zu bleiben, ohne sich anzuhalten. Der Wind heulte, die Wellen tobten, als wollten sie das Schiff verschlingen. Das Kommandiren der Offiziere, das Geschrei der Matrosen, das Hereinbrechen der Wellen über das Schiff, das Geächze der Balken des Schiffs, als wollte es jeden Augenblick zerbrechen, vermehrte das Grausen, dazu war es finstre, schwarze, grauenvolle Nacht. Zuweilen waren wir in den Wolken, dann wieder im Abgrunde. Doch mir war wohl. Der Herr war nahe. Wir waren sicher unter dem Schutze des Allmächtigen. Ich erinnerte mich hier einer Geschichte, und sie machte einen lieblichen Eindruck auf mich. Die Geschichte ist folgende: Ein englischer Offizier gieng mit seiner kurz

zuvor geheiratheten Frau nach Indien. Auf der Reise wurden sie von einem heftigen Sturme überfallen. Die Segel zerrissen, die Masten brachen, die obern Wände des Schiffes wurden von den Wellen eingestossen, das Ruder zerbrochen und das arme Schiff wie ein Brett hin und hergeworfen. Der Kapitän gab das Schiff verloren, an Rettung war nicht zu denken, Alle erwarteten ihren Untergang, Angst durchzitterte jedes Herz, und Schrecken ruhte auf jeder Stirne. Nur unser Offizier war ruhig, und während andere droben lamentirten, schrieb er unten sein Tagebuch. Seine Frau konnte dieses nicht länger ertragen. Sie trat vor ihn hin und redete ihn weinend also an: „Es scheint mir, du sorgst für nichts. Ob das Schiff scheitert, deine Frau untergeht, wir alle ertrinken, dir ist alles gleich, du bleibst kalt.“ Der Offizier sah seine Frau bedenklich an, seine Stirne umwölkte sich, seine Wangen glühten vor Zorn, seine Augen sprühten Feuer. Er sprang auf, ergriff sein Schwert mit der Rechten, seine Frau mit der Linken, und mit finsterner Miene setzte er das bloße Schwert auf ihren Busen. Sie blieb unbeweglich und lächelte. „Was,“ rief er, „kannst du auch noch lachen, den Tod vor Augen?“ — „Wie?“ erwiderte sie, „bist du nicht mein lieber Mann, du scheinst nur zu zürnen. Warum sollte ich mich denn fürchten?“ — „Nun!“ versetzte er, „wenn's so ist, warum sollte ich mich denn vor meinem himmlischen Vater fürchten, wenn er zu zürnen scheint? Er liebt uns mehr als ich dich je lieben kann, und Er hat immer Gedanken des Friedens gegen uns!“ Sie fühlte diese Wahrheit tief, — und ich freute mich auch darüber, überzeugt, daß Er auch gegen mich immer Gedanken des Friedens hat. — Mit uns gieng's wie mit dem Offizier: der Wind legte sich und die Gefahr war bald vorüber,

und wir erfuhren, daß wenn es auch Nacht um uns her ist, die Sonne dennoch am Himmel scheint. So können Wolken der Anfechtung das Angesicht unsers himmlischen Vaters bedecken, Er bleibt dennoch Liebe!

August 10. Der Wind hat sich gelegt, die See ist ruhig, alles wohl; und somit geht unsre Arbeitszeit wieder an. Ehe ich jedoch etwas darüber mittheile, will ich einige Worte über unser Schiff und dessen Bewohner sagen.

Das Schiff, Southampton genannt, wurde erst vor 4 Jahren gebaut, nach der neuesten Art, um schnell zu segeln. Die Länge beträgt 180 Fuß, die Breite 37, und der Hauptmast ist so hoch, als das Schiff lang ist, 180'. Wir gehen 19 Fuß tief im Wasser. Last 1050 Tonnen. Auf diesem Schiff haben wir eine Kabine 12 Fuß lang und 11 Fuß breit.

Die Zahl aller Leute im Schiffe beläuft sich auf 132 Seelen. Offiziere, Capitän und Matrosen 75; Passagiere 35, Kinder 9, Hindustanische Knechte und Mägde 11 und 2 Europäische. — Wir haben des Sonntags zweimal Gottesdienst, des Morgens auf dem Verdeck und des Abends im Speisesaal. Auch haben wir täglich Morgen- und Abend-Andacht, an welcher der größte Theil der Passagiere Theil nimmt. In die übrige Arbeit haben wir uns auch getheilt. Missionar Wilkinson und Kennolds haben die Matrosen, und ich habe mich der Hindustanischen Leuten angenommen. Mit diesen habe ich jeden Sonntag besondern Gottesdienst im Hindustanischen. Unsere Zeit ist genau eingetheilt. Wir haben uns in Klassen gebildet, und ich kann versichern, daß wir nicht müßig gehen. Die Sprachen, welche auf dem Schiffe betrieben werden, sind folgende: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch,

Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Hindustanisch, Hindui, Persisch, Bengalisch und Tibetanisch, also zwölf zusammen. Ich gebe Unterricht im Deutschen und Hindustanischen, und gedenke Unterricht im Französischen zu nehmen. Wir sind deshalb von früh an bis in die Nacht hinein beschäftigt, und die Zeit verfliehet sehr schnell.

August 13. Wir sind vor Madeira vorüber. Der Passatwind hat sich eingestellt. Nichts Merkwürdiges vorgefallen.

August 22. Mit dem Eintritt in die heiße Zone, fanden wir das Wasser 3 Grade wärmer als die Luft. Wallfische wurden gesehen, fliegende Fische in Menge, einer aber nur kam außs Berdeck. Seeschweine die Menge.

August 24. Wir hatten ziemlich starken Wind und das Schiff schwankte in Folge dessen sehr. Meine liebe Frau litt in ihren Umständen sehr — und siehe da, diesen Morgen um 1 Uhr, gerade Sierra Leone gegenüber, wurde uns vom himmlischen Vater ein kleiner Sohn anvertraut. Mutter und Sohn befinden sich wohl. Möge Gottes reicher Segen auf dem Kinde ruhen, möge er dem Johannes an Liebe und dem Paulus an Eifer und Thätigkeit gleichen, möge er ein Knecht Jesu Christi nach Gottes Herzen werden. Lobe den Herrn, meine Seele, und alles was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Sept. 16. Gestern weihten wir unsern Kleinen dem Herrn außs Neue durch die heilige Taufe. Der Herr war mit uns; und wir beteten nicht: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ sondern: „Herr, wir glauben,

und danken Dir dafür!" Er ist des Herrn, möge er Sein bleiben in alle Ewigkeit. Amen!

Nov. 6. Es hat sich auch gar nichts zugetragen, was des Berichtes werth wäre. Der Wind war immer günstig und wir sehr stark beschäftigt. Unter andern Dingen habe ich wacker Französisch getrieben, und habe es soweit gebracht, daß ich ein französisches Buch lesen und leicht verstehen kann. Wir haben eine überaus vergnügte Reise gehabt, und ich hoffe auch eine gesegnete. Unsere Morgen- und Abend-Andachten wurden fortgesetzt. Ich gab auch eine Art Bibellehre. Bald nachdem ich meinen hindustanischen Gottesdienst angefangen hatte, so schien das Wort Gottes auf eine Afrikanerin besondern Eindruck zu machen. Sie bat mich daher, ihr noch besondern Unterricht zu ertheilen. Sie war als Kind von Afrika geraubt worden, das Schiff aber von den Engländern weggenommen. Sie erhielt ihre Freiheit, gieng als Dienstmädchen mit einer Herrschaft nach Frankreich, von da nach Calcutta und verheirathete sich daselbst. Ihr Mann starb aber bald. Sie kam wöchentlich zwei bis dreimal in meine Cabine, und ein Werk der Gnade scheint in ihrem Herzen angefangen zu haben. Kürzlich bin ich auch ersucht worden, den andern Leuten wöchentlich ein- oder zweimal Unterricht zu ertheilen, habe es auch gethan, und die Ausfaat scheint nicht vergebens gewesen zu sein. Möge unser gnädige Herr das angefangene Werk fortführen und vollenden! Und möge das Wort Gottes in diesen Leuten Frucht bringen, die da bleibet ins ewige Leben.

Nov. 11. Wir sind noch 16 Stunden vom Festlande Indiens entfernt, haben aber Gegenwind, daher geht die Fahrt sehr langsam.

Nov. 14. Immer noch widrigen Wind. Wir sind noch vom Lande entfernt. Gestern kam der Lootse und nächsten Sonnabend hoffen wir in Calcutta zu seyn.

Calcutta den 18. Nov. Vorgestern Nachmittags um 4 Uhr gelangten wir gesund und wohl in Calcutta an, und gestern hatten wir die Gnade, unsern Dank dem Herrn in seinem Hause darzubringen. Möge unser ganzes Leben ein Dankopfer sein."

### 35. Neueste Kunde aus Benares.

Indem ich diese Mittheilungen schliesse, füge ich noch den neuesten Brief unsers theuren Freundes aus Benares, vom 30. Jul. 1845, hier bei. Dabei ist nur zu bemerken, daß während Leupolt's Abwesenheit die dortige Station durch drei neue Arbeiter vermehrt worden war, nemlich durch die englischen Missionarien Mackay und Broadway, und den deutschen Missionar Stolzenburg, der von Prediger Goshner in Berlin ausgesandt worden war und nachher sich mit den Brüdern in Benares verbunden hatte. Letzterer ist leider im Sommer 1845 in die ewige Heimath abgerufen worden, nachdem er längere Zeit gekränkelt hatte.

Doch wir hören unsern Freund, der nun mit Missionar Hechler und dessen Gattin aufs neue in die Arbeit eingetreten ist, selbst erzählen. Er schreibt:

„Bereits ist ein Jahr verfloßen, seitdem wir das Schiff Southampton bestiegen, um nach Indien, unsrer indischen Heimath, zu segeln. Manches hat sich seither ereignet, und obschon wir auch trübe Stunden gehabt haben, so sind diese doch nicht in Anschlag zu bringen gegen die Gnade und Liebe, die uns der Herr hat zu Theil werden lassen.

Wir erreichten Benares Anfangs Februar und traten sogleich in unser Arbeitsfeld ein. Dieses theilt sich in drei Theile, und zwar

- 1) die Predigt des Evangeliums unter dem Volke.

Obschon die Zahl der Missionare sich in Benares vermehrt hat, so fällt doch dieser Theil des Werkes wiederum Smith und mir anheim. Wir werden jedoch Montags und wenn Jahrmärkte oder religiöse Feste sind, von Mackay und Broadway, beides Europäer, unterstützt. Meine Predigtzeit ist wieder die alte. Ich kann nur des Abends gehen, auch beobachte ich denselben Plan wieder. Sonntags Morgens hat Smith einen Gottesdienst mit den in Secrole wohnenden Christen, während ich zu Hause predige. Unsrer Versammlung zu Hause beläuft sich auf etwa 230 Personen. Um 3 Uhr Nachmittags haben wir einen zweiten Gottesdienst in Sigra, den Smith hat, und des Abends habe ich einen dritten. In der kalten Zeit habe ich auch eine Sonntagsschule. Montags von 6 Uhr des Morgens bis 10 Uhr Schule mit den Waisenknaaben, — von 11—12 Uhr Morgen-Andacht mit unsern Christen, von 12—3½, gewöhnlich Uebersetzung oder andre dergleichen Arbeit, und von 5—8 Uhr Predigt in der Stadt. An diesem Tage gehen wir wie gewöhnlich



zusammen, wo dann Smith, ich und einer unsrer Gehülfen predigen. Wir fangen mit Gesang an, und schließen mit Gebet.

Des Dienstags, wie Montags, von 6 Uhr des Morgens bis Abends 5 Uhr, und so auch jeden andern Tag in der Woche. Des Abends aber theilen wir uns, und gehen nach verschiedenen Theilen der Stadt. Ebenso auch des Mittwochs. Am Donnerstag haben wir wieder unsre gemeinschaftliche Erbauungstunde, und Freitags regelmäßig zur Stadt. Sonnabend Abends habe ich frei.

Benares hat sich innerhalb der vier Jahre meiner Abwesenheit wenig verändert. In der Stadt finde ich wenig Widerstand, die Leute hören und hören wieder, und scheinen doch die Alten zu bleiben. Nur in der Zahl der Zuhörer finde ich einen Unterschied. Diese ist nicht so groß wie früher, und gestern zum erstenmale hatte ich eine große Versammlung vor dem Predigthause, und hernach das Predigthaus voll. Dagegen scheint unter den Gelehrten mehr Theilnahme stattzufinden. Sie widerstehen uns nicht auf dem Bazar und andern öffentlichen Plätzen, sie kommen in unsre Häuser, um zu disputiren, und um sich mit den Wahrheiten des Evangeliums bekannt zu machen. So habe ich gegenwärtig einen jungen Mann aus einer angesehenen Familie bei mir, der ziemlich gebildet ist, und den ich auch bald zu taufen gedenke.

## 2) Ein zweites Geschäft ist Uebersetzung.

Hier leiste ich Hülfe in der Revision des N. Testaments im Hindui, und bin gegenwärtig mit dem Evangelium Lukas beschäftigt. Mein Hauptgeschäft ist jedoch wieder

### 3) die Waisenanstalt.

Diese nimmt meine meiste Zeit und Kraft in Anspruch. Viele von den Knaben sind nun erwachsen. Mehrere haben sich bereits verheirathet, andere werden sich bald verheirathen, während noch andere bereits Kinder haben.

Hieraus entsteht nun ein neues Feld unsrer Thätigkeit, und dieses ist die Seelenpflege; und ein schwieriges, aber wichtiges ist es. Wie Sie wissen, hatte Missionar Stolzenburg in der letzten Zeit die Anstalt unter sich, konnte aber leider nichts dafür thun. Er war nie wohl, kam Wochen lang nicht unter die Knaben, und da mischte sich denn viel Unkraut mit unter den Weizen. Im Aeußern sind wir gegenwärtig mit unsern Knaben zufrieden, nur wünschten wir gar sehr, mehr Spuren von lebendigem Christenthume unter ihnen zu sehen. Doch der Herr wird uns nicht verlassen.

Bald nach meiner Ankunft trennten wir das Katechisten-Seminar von der Waisenanstalt. Ersteres besteht aus 4 Katechisten und 3 Knaben. Stolzenburg übernahm anfangs die Leitung derselben, und seit seinem Heimgang giebt Hechler ihnen täglich 2 Lectionen. Die Knaben und drei der Katechisten haben täglich 4 Stunden in der Waisenanstalt. Diese Seminaristen sollen zu Gehülfen im Missionswerke heran gebildet werden.

Sobald wir wieder in unsre Arbeit eingetreten waren, so fanden wir es für nöthig, unsrer Mission dem Aeußern nach festen Fuß zu verschaffen, und dieses soll durch Anlegung eines christlichen Dorfes geschehen. Wir machten daher gleich Anstalt dazu, und bereits ist eine Reihe Häuser für bekehrte Eingeborene und vier Häuser für

unsre Katechisten gebaut. In diesem Dorfe sollen, so viel an uns liegt, nur wahre Christen wohnen, damit wir sagen können: „Dieses sind die Lehren des Christenthums, und das ist das Leben der Christen.“ Nächste kalte Zeit gedenken wir noch zwei bis drei Reihen Häuser zu bauen.

Bald nach Stolzenburgs Tode, verließ uns auch Herr Johnson. Er hatte die Frei-Schule unter sich. Seitdem er weg ist, hat Sandberg die Leitung derselben übernommen, und die Schule gedeiht. Die Zahl der Knaben wächst täglich; gegenwärtig beläuft sie sich auf 240.

Gerne würde ich Ihnen auch noch einiges Liebliche nennen, welches in unserer Anstalt aufkeimt, es ist aber noch im Werden, und daher will ich es lieber erst ins Leben treten lassen. Für jetzt Gott befohlen!"

---

So möge denn unser ewige König, Jesus Christus, dem „die Heiden zum Erbe, und der Welt Ende zum Eigenthum gegeben sind,“ (Ps. 1, 8.) sein gnadenreiches Scepter auch über die alte, prächtige Gößenstadt ausstrecken, ihre Tempel und Gößen zerbrechen, das seligmachende Wort seiner Wahrheit mit der Kraftwirkung seines heiligen Geistes befruchten, und nicht ablassen, bis auch in Benares alle Kniee sich in Seinem Namen beugen und alle Zungen bekennen, daß Er sei der Christ Gottes, ja bis die Millionen Indiens und aller Welt laut jauchzen: „Im Herrn haben wir Gerechtigkeit und Stärke!"

Wir harren Dein, Du wirst es thun!  
 Dein Herz voll Liebe kann nicht ruhn,  
 Bis Alles ist vollendet;  
 Die Wüste wird zum Paradies,  
 Und bittere Quellen strömen süß,  
 Wenn Du Dein Wort gesendet.  
 Zu dem Sturme  
 Sprichst Du: Schweige!  
 Meer, verseige!  
 Flammen, zündet!  
 Tempel Gottes, sei gegründet!



421  
 422  
 423